literatur

5 MARK HERBST 1980

TENDENZEN NACH DEM DEUTSCHEN HERBST:

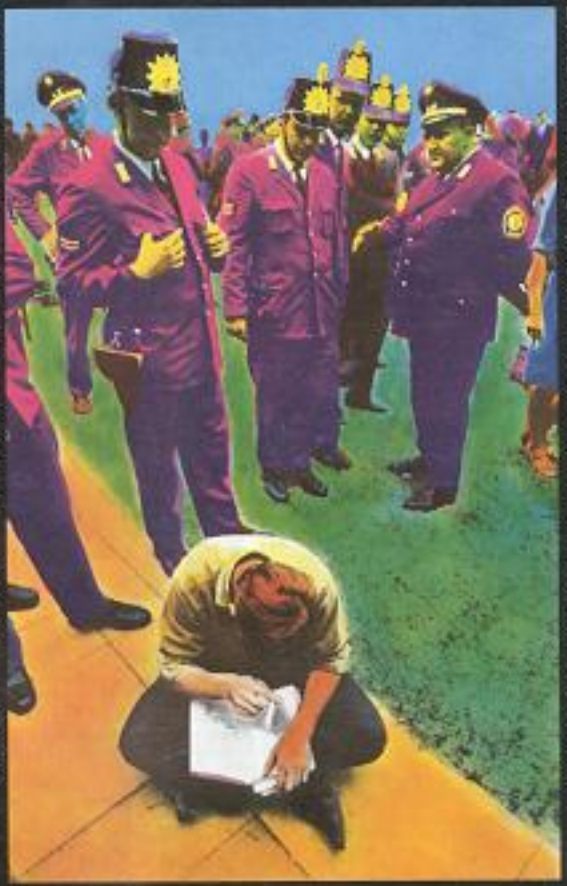
1968 - ein Bilderbuch

Von der großen Politik zur Kleinkunst

Die schreibende Mehrheit der Frauen

Parteibuch als ein Preludin-Ersatz

Die neue deutsche Klebrigkeit



BEITRÄGE VON

Hermann P. Piwitt
Michael Schneider
Wolfgang Pohrt
Helga M. Novak
Martin Walser
Bernt Engelmann
Erdmute Beha
Gerd Fuchs
Hanjo Kesting
Karl. W. Pawek
Gisela Elsner
Stephan Reinhard
Volker v. Törne
Günter Herburger
Angelika Mechtel
Erich Fried
Yaak Karsunke
Claudia Wolff
Ingolf Schulte
Arno Klönne
Warner Poelchau
Monika Walter
Christian Geißler
Jörg Bopp
Heinar Kipphardt
Ludwig Fels
Wolf Biermann
Werner Heine
Christel Dormagen
R. Walter-Lehmann
Axel Eggebrecht
H. C. Buch
Walter Boehlich
H. L. Gremliza

konkret

in Literatur konkret 1980

EDITORIAL

PISSE von Jürgen Theobaldy

»Journal des Luxus und der Moden« von Hermann L. Gremliza
Von der belebenden Wirkung des politischen Engagements und Desengagements, von Enzensberger, Salvatore, Kroetz und zu vielen anderen

DEUTSCHE HERALDIK von Volker von Törne

Und dann und wann ein weißer Elefant von Hermann Peter Piwitt
Literatur zwischen bürgerlichem Devotionalienhandel und Ehrlichkeitskitsch

TEHERAN-KAIRO-JERUSALEM von Heinar Kipphardt

Die Innenansicht eines Selbstmörders von Michael Schneider
Notwendige Ergänzungen zu Bernward Vespers »Reise«

Der Weg des »Kursbuchs« in die neudeutsche Klebrigkeit von Wolfgang Pohrt
Analyse eines Lokalanzeigers, der jeden noch so grausigen Gegenstand in eine gemütliche Familienangelegenheit verwandeln kann

»Es läuft nicht gut« von Helga M. Novak, Alfred Paffenholz
Wie Schriftsteller auf den deutschen Herbst reagieren/ Ein Interview von ALFRED PAFFENHOLZ

»Wie tief sitzt der Tick, gegen die Bank zu spielen?« von Martin Walser, Roland Lang
Roland Lang fragte Walser nach seinem Verhältnis zur DKP, zur SPD und zur Bodensee-Sippe seiner Romanwelt

Der Buchmarkt-Dschungel von Saskia Schlesinger
Ein unvollständiger Führer durch die Wunderwelt der Verlagskonzerne

Tuchos Literatur-Vorschau von Bernt Engelmann
Eine Satire

Tomaten und Künstler und Subventionen von Erdmute Beha, Anni Cafard
Förderung von Autoren in der Bundesrepublik: Die Freizeit-Zivilisation muß ihre Massen unterhalten - mit Kino, Sport und auch Literatur

FÜR EINEN FAULEN FAN von Wolf Biermann

Schlachtplatte von Walter Boehlich
Die hundert Bücher der »Zeit« und ihre Rezensenten: Mißmut regiert, Hilflosigkeit herrscht

LIEBESGEDICHT AN EIN PAAR INTELLEKTUELLE von Ludwig Fels

Wir Himmlers sind viel älter oder: schützt Humanismus denn vor gar nichts von Gerd Fuchs
Alfred Andersch: Der Vater des Mörders, Diogenes Verlag, 140 S., 19,80 DM

Im Vorfeld einer Schussverletzung von Hanjo Kesting

Christian Geissler: »Im Vorfeld einer Schußverletzung«, Rotbuch-Verlag, Berlin 1980, 88 S., 9 DM

Die traurigen Anpassungen der Birgit Pausch von Karl Pawek
Birgit Pausch: Bildnis der Jakobina Völker, Claasen Verlag, 106 Seiten, 19,80 Mark

Neigung zum Ausverkauf von Gisela Elsner
Martin Walser: Das Schwanenhaus; Suhrkamp-Verlag, 233 S., 25 DM

Bruderzwist im Hause Schneider von Stephan Reinhardt
Michael Schneider: »Das Spiegelkabinett«, Novelle, AutorenEdition, 160 Seiten, 18 DM

Fähnchen in jedem Wind von Volker von Törne
Hans Magnus Enzensberger: »Die Furie des Verschwindens«, Edition Suhrkamp, ca. 120 S.,

Blößen, die Männer nie wagen würden von Günter Herburger

»Der Künstler muß helfen« von Angelika Mechtel

Alles andere als bloße Agitationsliteratur von Erich Fried
Karl Otten: Torquemadas Schatten, Konkret Literatur Verlag, 276 S., 28 Mark.

Nicht dienstbar von Yaak Karsunke
Helmut Donat und Lothar Wieland: Das Andere Deutschland - Unabhängige Zeitung für entschieden republikanische Politik - Eine Auswahl (1925-1933), Verlag Autoren Edition, 420 Seiten, 19,80 DM

Da steht es! von Bernt Engelmann
Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, herausgegeben von Klaus Behnken. Zweitausendeins, Frankfurt/M., 9.000 Seiten, 49,90 DM

GESCHICHTSSCHREIBUNG von Ludwig Fels

Der Riß durch die Welt und durchs Ich von Claudia Wolff
Peter Brückner: Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945. Verlag Klaus Wagenbach. (WAT 66). DM 8.50

Organisation des Pessimismus von Ingolf Schulte
Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, H. C. Beck, Bd. 1, 353 S., 28,- DM, Bd. II, 456 S., 38,- DM

Überwiegend nüchtern von Arno Klönne
Lutz Mez u. Ulf Wolter (Hrsg.): Die Qual der Wahl, Ein Wegweiser durch die Parteienlandschaft, Verlag Olle & Wolter, Berlin 167 S 12,80 DMRoland Roth (Hrsg.): Parlamentarisches Ritual und politische Alternative, Campus Verlag, Frankfurt, 232 S., 15,00 DMHermann L. Gremliza u. Heinrich Hannover: Die Linke - Bilanz und Perspektiven für die 80er. VSA-Verlag, Hamburg, 240 S., 12,80 DM

Steinerne Gewalt von Jörg Bopp
Charly Boyadjin: Die Nacht der Maschinen. Verlag Neue Kritik, 155 S., 9,80 DM

MONTAG von Ludwig Fels

Literatur zum Fall: Afghanistan von Warner Poelchau

SCHOTTISCHES NÄCHTEBUCH von Christian Geissler

Die Perle im Kopf einer Kröte von J. Monika Walter

Gisela Breitling: »Die Spuren des Schiffs in den Wellen«, Eine autobiographische Suche nach Frauen in der Kunstgeschichte, Oberbaum-Verlag, ca. 220 S., 24,80 DMGermaine Greer: »Das unterdrückte Talent«. Die Rolle der Frauen in der bildenden Kunst, Ullstein-Verlag, 376 S., 32 Farbtafeln, 48 DM

Der Proporz-Schwule ist von Beruf Tänzer von Werner Heine

Helga Dierichs, Margarete Mitscherlich: »Männer, zehn exemplarische Geschichten«, S. Fischer/Goverts, 300 S., 24 MarkSonja Schwarz-Arendt: »Beruf: Hausmann«, Sammlung Luchterhand Nr. 308, 164 S., 12,80

Abbrechen, wo's interessant wird von Karl Heinz Roth

H.U. Deppe: Vernachlässigte Gesundheit. Kiepenheuer & Witsch, 344 S., 39,80 DM

Das Psychodrama am Wochenende von Christel Dormagen

Neue Frauenliteratur - oder: Von der Vermarktung weiblicher Lebenszusammenhänge, nach dem Motto: Feministisch in Worten, chauvinistisch in Taten. Denn was Frauen sprechen, ist wirklich. Und deshalb ist es gut.

Tigerstreifenbaby wartet auf Tarzan von Regine Walter-Lehmann

Unter dem Vorwand, »authentische« Wirklichkeit zu beschreiben, macht sich in den neuen Frauenbüchern vor allem Gesinnung breit.

»Ein großer, schwieriger, abwegiger Geist« von Axel Eggebrecht

Zum 95. Geburtstag des eigenwilligsten »Weltbühne«-Autors erschienen jetzt »81 Briefe von Kurt Hiller an einen Freund« (Verlag Martin Klaußner, 16 Mark). Aus diesem Anlaß Fragen an den »Weltbühnen«-Autor Eggebrecht über seinen Kollegen

Das Problem ist nicht nur Reich-Ranicki von Hans Christoph Buch

Der »Klagenfurter Eklat« und die Gründe, die einen Schriftsteller daran hindern, öffentlich sein Abitur abzulegen

KONKRET-Literaturtips

Literatur-Konkret 1980, S. 4

EDITORIAL

Wieviele Kilo es immer gewesen sein mögen: die Verlagsankündigungen für diesen Herbst haben uns fast erschlagen. So viel Sinnloses, Überflüssiges, Anpasserisches ist wohl noch nie publiziert worden. Die Großverlage scheinen sich endgültig mit ihrer Rolle als Altpapierhändler abgefunden zu haben. Kulturell Bedeutsames leisten fast nur noch die Kleinen.

Wie es die Großen treiben, beschreiben Saskia Schlesinger und Bernt Engelmann. Und was das für die Autoren bedeutet, die für die Literatur leben, untersucht Erdmute Beha.

Den Titel dieses Hefts ziert ein Bild aus dem Jahre 1968, farblich verfremdet und aufgepoppt, ein Symbol für die linke Bewegung und was aus ihr geworden ist. 1968 - das ist heute ein Bilderbuch bei Zweitausendeins. Die literarischen Helden von damals haben ihren Abschied genommen: der deutsche Herbst hat sie unter die Röcke der SPD und in den Pelz der Bourgeoisie geweht. Hermann L. Gremliza (über Salvatore bis Kroetz), Wolfgang Pohrt (über des »Kursbuchs« neue deutsche Klebrigkeit) und Hermann Peter Piwitt (über das Floaten von der großen Politik zur Kleinkunst) beschreiben den Vorgang.

Vieles, was wir für wichtig halten, fehlt dennoch in diesem Heft: Mal kamen die Fahnen zu spät, mal die Rezension. Das Wichtigste davon wird in KONKRET nachgeholt. Grundsätzlich wurden nur Neuerscheinungen dieses Herbsts berücksichtigt, ein Prinzip, das sich leider auch gegen einige besonders gute Bücher dieses Frühjahrs gerichtet hat - wie Günter Herburgers »Die Augen der Kämpfer« oder die Essaybände von Reinhard Lettau (»Zerstreutes Hinausschaun«) und Wolfgang Pohrt (»Ausverkauf«).

Literatur-Konkret 1980, S. 4

Jürgen Theobaldy

PISSE

Pisse, sagte der Dichter
in seiner fremden Sprache.
Er war alt und anerkannt,
das Haar grau, in Wellen
lang auf die Schultern herab,
wie's die Jungen hatten, dort
hinten am Eingang, in Jeans
und ihren ledernen Jacken.
Pisse, sagte der Dichter
wieder, Pisse in Strophe drei,
und langsam wie Pisse rinnt,
vierte Strophe, kam es
herüber, das Wort Pisse,
ich pisse, auf wen? auf
das Alter, auf die Sprache,
die alte Sprache, Dichter?
Pisse. Na, Pisse. Nur Pisse,
warme, frische Pisse.

Aus Jürgen Theobaldy: »Schwere Erde, Rauch«, Rowohlt Verlag, 86 Seiten

Literatur-Konkret 1980, S. 6

Hermann L. Gremliza

»Journal des Luxus und der Moden«

Von der belebenden Wirkung des politischen Engagements und Desengagements, von Enzensberger, Salvatore, Kroetz und zu vielen anderen

EIN Artikel von Carola Stern über die Reise einer Gruppe bundesdeutscher Schriftsteller durch die Volksrepublik China und der mündliche Bericht eines Mitreisenden ergeben folgendes Bild: Die Herren Gaston Salvatore und Hans Magnus Enzensberger beschweren sich unentwegt über zu geringen Komfort in Gaststätten und Hotels, beklagen die Tristesse und Langeweile des großstädtischen Lebens, so daß ein Hoteldirektor, bei dem man sich wieder einmal beschwert, Herrn Salvatore, der sonst auf Pump in einem venezianischen Palazzo wohnt, die Auskunft nicht ersparen kann: »China, Herr Salvatore, ist ein Entwicklungsland.« Während einer gemeinsamen Autofahrt sagt der Schriftsteller Wang Meng zu Herrn Salvatore: »Wir sehen die Aufgabe des Schriftstellers darin, Tatsachen nicht außer acht zu lassen, Wirklichkeit zu beschreiben, zu kritisieren, was schlecht ist, und so der Wahrheit und damit dem Volke zu dienen. « Herr Salvatore lacht freundlich auf und fragt, was das denn sei, die Wirklichkeit, die Wahrheit, und woher er, Wang, denn wisse, was dem Volk diene, was ihm schade?« Auf der Rückreise, in Hongkong, loben die Herren Salvatore und Enzensberger den wiedergewonnenen Luxus.

Herrn Salvatore lernte ich im Frühjahr 1967 in der Wohnung von Rudi Dutschke, Berlin-Wilmersdorf, Sigmaringer Straße, Gartenhaus, bei Obst, als »einen chilenischen Genossen« kennen. Er erschien fortan, erste Reihe, Bildmitte, auf allen Fotos der großen Vietnam-Demonstrationen. Von Herrn Enzensberger, der nicht nur, wie Herr Salvatore, ein Schriftsteller ist, sondern tatsächlich schreiben kann, habe ich im Jahre 1968 diese Sätze gelesen:

Der neue Faschismus ist keine Drohung, er ist längst Wirklichkeit (in der BRD), es ist ein alltäglicher, einhäusiger, verinnerlichter, institutionell gesicherter und maskierter Faschismus.

Der deutsche Kapitalismus fühlt sich, hoffentlich zu recht, von den Massen bedroht, die er ausbeutet ... Die gerechte Wut der abhängigen Massen, ihre ungeheuren, im Alltag der Ausbeutung aufgestauten Aggressionen müssen von ihrem wahren Ziel, der herrschenden Klasse, abgelenkt werden.

Der gesellschaftliche und politische Lernprozeß, den die deutschen Studenten durchlaufen haben, ist nicht mehr reversibel. Die Basis der autoritären Universität läßt sich nicht mehr reparieren ... Hochschul-Reform als streamlining und industrial design ... könnte die Bewegung nicht mehr stoppen, und zwar schon deshalb nicht, weil sie keine Studentenbewegung mehr ist, weil sie, spätestens seit Ostern 1968, die intelligentesten jungen Arbeiter, Lehrlinge und Schüler ergriffen hat.

Nur wenn (die Apo) ... festhält an den großen gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzungen, die allein ihre Einheit herstellen können: Aktionen gegen den Imperialismus, gegen die NA TO, gegen die Notstandsverfassung, nur dann wird die neue Opposition im Ernst das werden, wozu Springer sie vorschnell ernannt hat: zum Feind, der das imperialistische System von innen her bedrohen kann.

Von Herrn Enzensberger und Herrn Salvatore lese ich, zwölf Jährchen danach, dieses:

Die Westdeutschen sind anspruchsvoller geworden. Das ist nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine kulturelle Tatsache. Wir sehen darin die Folge eines über 30jährigen Friedens, des enorm wachsenden gesellschaftlichen Reichtums und eines zunehmenden Selbstbewußtseins.

Die meisten deutschen Publikumszeitschriften gründen ihr Wirken jedoch immer noch auf die Vermutung, daß es in Deutschland keine mündigen Leser gebe. (Unser) Konzept beruht auf der Vermutung, daß es ein mündiges Publikum gibt ... Urbanität, Differenzierungen, Genauigkeit und literarische Qualität empfinden diese Leser keineswegs als Nachteil.

Wir sind der Meinung, daß in einer total verfilmten Weit nur der etwas Überraschendes ausfindig machen kann, der systematisch abweichende Sehweisen ausprobiert.

Wir verlangen von einem Essay erstens ein Thema, auf das wir gespannt sind; zweitens eine Perspektive, die einen »neuen Blick« verspricht; drittens eine federnde Sprache; viertens einen gewissen, eher bösartigen Humor ...

Eine regelmäßig wiederkehrende Rubrik ist das »Journal des Luxus und der Moden« - der Titel ist ein ironisches Zitat aus der deutschen Pressegeschichte.

Das finde ich nicht. Oder doch nur in dem Sinn, als er ganz und gar ohne Ironie die Pressegeschichte umfaßt, die zwischen dem »Kursbuch« von 1968 und der Zeitschrift »Transatlantik« von 1980 liegt: Die Zeit, in der ein gewisser, eher linker Schriftsteller aus der »längst wirklich faschistischen« eine kulturell anspruchsvolle mündige Gesellschaft geformt hat, mit

immer »neuem Blick« auf »neue Perspektiven«.

Aber ich will gar nicht eine Wandlung denunzieren, die doch nur (in jedem Sinn) phänomenal ist. Der Enzensberger der »Einzelheiten« und der »politischen Kolportagen«, der Enzensberger der »FAZ«-Kritik (»Journalismus als Eiertanz«), der uns in den frühen Sechzigern die Köpfe erhellte, hatte schon 1968 seine salvatorische Klausel gefunden: Was interessant ist, muß nicht auch noch wahr sein. Jenseits von Dutschke und van Nouhuys blieben Enzensberger und Salvatore seither sich selbst und dem, was sie im Innersten bewegt, treu: der Konjunktur.

Darum sind die Urteile der beiden über die Bundesrepublik des Jahres 1980 zwar mieser, aber doch ebenso »daneben« wie die des Hans Magnus Enzensberger über die Bundesrepublik des Jahres 1968. Der Faschismus war nicht »längst Wirklichkeit«, der deutsche Kapitalismus fühlte sich nicht von den Massen bedroht, der gesellschaftliche und politische Lernprozeß der Studenten war so reversibel wie der ihrer Chronisten, die Basis der autoritären Universität wurde repariert, die Studentenbewegung hat nicht die Arbeiter und Lehrlinge ergriffen, es ist keine kulturelle Tatsache, daß die Westdeutschen anspruchsvoller und gar selbstbewußter geworden sind (jedenfalls in keinem Sinne, der einen Linken erfreuen könnte), der Imperialismus ist nicht in eine »total verfilmte Welt« umgeschlagen. Alles ist, wie es war, falsch aber originell, absurd aber federnd, wertlos aber glänzend, und wer hineintritt, merkt: Kacke mit Glasur.

Wer Enzensberger und Salvatore erzählen wollte, daß ihr neuer Verleger van Nouhuys für den BND und bis vor kurzem für eine andere Agentur, die sich mit dem Namen »Ferenczy« vorstellt, gearbeitet hat, also ein Spezialist für Imperialismus und Antikommunismus ist, den würden sie vermutlich freundlich anlächeln und fragen, was das denn sei, Antikommunismus, Imperialismus, und woher er denn wisse, was dem Volk diene, was ihm schade. Sie wissen nur, wer ihre Leser sind: »Es ist kein Fehler, davon auszugehen, daß diese Menschen in Buchhandlungen genauso zu Hause sind wie in Delikatessenläden, daß sie nicht irgendeinen Wagen fahren, sondern einen ganz bestimmten, ... und daß sich ihre Lust an Qualität bestimmt nicht auf intellektuelle Bereiche beschränkt.« Leute, die, wenn sie mit Dom Perignon anstoßen, »Proust« sagen.

Für diesen Verleger, für diesen Herausgeber und für diese Leser werden schreiben: Ulrich Enzensberger, Christian Enzensberger, Friedrich Dürrenmatt, Richard Hey, Wolfgang Koeppen, Karl Heinz Bohrer, Michael Krüger, Reinhard Lettau, Adolf Muschg, Ivan Nagel, Helga M. Novak, Fritz L Raddatz, Susan Sontag, Peter Weiss ... Bohrer und Raddatz und Enzensberger II. und Krüger und Nagel und Enzensberger III. und Sontag: geschenkt. Aber Novak, Lettau, Weiss? Wissen sie von gar nichts? Oder kommt es auf gar nichts mehr an?

Hier scheint sich, weit entfernt von der Wendigkeit solcher Harlekine wie Enzensberger und solcher Hanswurste wie Salvatore, eine Haltung zu manifestieren, die viele linke Schriftsteller eingenommen haben, sei es zur Auffrischung ihrer Kreativität, sei es zur Sicherung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse: Erkenntnisse, die zu haben das Schreiben wie das Leben von Geschriebenem erschwert, zu verweigern - bewußt oder mit sicherem Instinkt.

Denn, nicht wahr, die Kenntnis, so billig sie für jeden Zeitungsleser ist, kostet den zur Mitwirkung eingeladenen Schriftsteller schon ein paar Mark: Daß der Verleger dieser Zeitschrift für den kulturvollen Westdeutschen als Chefredakteur der »Quick« mit dem BND, der CSU und Gerhard Löwenthal kollaboriert hat, um etwa die Anerkennung der Oder-Neisse-Grenze zu verhindern und Egon Bahr als Landesverräter zu brandmarken; daß die Honorare dieser auf Verlust angelegten Zeitschrift aus den Gewinnen bezahlt werden, die der Verleger mit seinem Wichsblatt »Lui« erwirtschaftet. Das dutzendfache »Ach, was Sie nicht sagen, ich hatte ja keine Ahnung! «, das darauf angesprochene Autoren zusammenstottern werden, habe ich schon im Ohr.

Ändern wird es nichts. Denn es sind ja nicht bloß die paar Mark, noch anziehender ist das Milieu, die »verruchte« Mischung aus Reaktion und Revolte, aus geistiger Halb- und politischer Unterwelt. Das erregt, das erfrischt, das belebt. Es weckt Assoziationen, öffnet neue Perspektiven, 1968: »Gestern hab ich mit ganz einfachen Arbeitern diskutiert.« Long ago, langweilig dazu. 1980: »Gestern hab ich mit diesem Widerling Nouhuys gegessen.« Das ist, was Enzensberger verlangt: »Ein Thema, auf das wir gespannt sind.«

Daß die Veränderung der Außenwelt der Kreativität zugute kommt, wußte schon der arme Poet, anno Spitzweg. Er rückte, wenn ihm nichts mehr einfiel, den Tisch von der Süd- auf die Westseite seiner Schreibstube, hängte ein neues Bild auf, ließ die Wände weißen, legte sich ein paar faule Äpfel in die Lade oder besoff sich. Besser Gestellte fuhren nach Italien. Alles neu macht der Mai in Paris, eine neue Geliebte, ein neuer Rock, neue Freunde, neue Kneipen. Alles in der Hoffnung, das neue Drumherum werde Neues im Kopf auslösen.

Die Entstehung des Proletariats und seine Kämpfe haben in diesem Jahrhundert eine neue Variante des kreativitätsfördernden Tischrückens ermöglicht: den Anschluß an die Bewegung bzw. den Absprung von ihr, den Eintritt in die Partei bzw. den Austritt aus ihr. Mehr als alle faulen Äpfel und Paris-Reisen veränderte solche Aktion mit einem Federstrich das ganze Ambiente: Die Freunde von gestern waren plötzlich Feinde und umgekehrt, Achtung tauschte mit Verachtung, Haß mit Liebe. Tausend neue Eindrücke, tausend neue Einfälle, tausend neue Seiten.

Zum Beispiel Kroetz. Es gibt gute Gründe, in die DKP einzutreten; es gibt gute Gründe, nicht in die DKP einzutreten; und es gibt gute Gründe, aus der DKP auszutreten. Franz Xaver Kroetz hat für seinen Parteiaustritt diese Gründe genannt:

»1. Uneinigkeit über die Rolle der Sozialdemokratischen Partei Deutschland. Mir scheint, ich schätze die Rolle dieser Partei alles in allem doch prinzipiell positiver ein als die DKP.

2. Unterschiedliche Einschätzungen des realen Sozialismus. Ich habe viel Gutes gesehen, aber eben auch eine ganze Menge Dinge, mit denen ich nicht einverstanden sein kann.

4. Sensibilisierung im Verhältnis Mensch-Umwelt. Ich bin alles in allem eher heute fortschrittsskeptisch ... «

Alles in allem eher doch prinzipiell positiver scheinend geschätzt - jedenfalls steht der Schreibtisch jetzt an der Westseite und man wird sehen, ob dem Kroetz, dem zuletzt so gar nichts mehr einfallen wollte, in der neuen Umgebung wieder was einfällt. Wäre er nicht Mitglied der DKP gewesen, hätte er mit denselben geäußerten Gründen und aus denselben verheimlichten Gründen jetzt eintreten können, so offenkundig wird hier das politische Engagement und Disengagement des Schriftstellers zum Hilfsmittel seines Schaffensprozesses degradiert.

Was da in einem Jahrzehnt von bundesdeutschen Schriftstellern geleistet worden ist: ran an die Apo, drauf auf die Apo, ran an die SPD, drauf auf die SPD, rein in die ‚Partei, raus aus der Partei, Sympathie mit der RAF, Haß auf die RAF - das haben einst Dezennien von Literatur nicht gepackt. jede Sau, die durchs Dorf rast, ist neu und muß bestiegen werden.

Verbindlichkeit, Verantwortung - das bringt hervor, was Enzensberger / Salvatore gar nicht mögen: »Die grassierende Publizistik der Studienräte ... « Peter Rühmkorf auf die Frage des »FAZ-Magazin«, wer er am liebsten hätte sein mögen: »Kraus nach der Verjagung von Bekessy.« Das sagt er Bekessys Erben, für deren Feuilleton er schreibt. Auf die Frage aber, wer seine Helden in Wirklichkeit seien, sagt dieser ehemalige Kommunist: »Die ein bißchen praktischen Frieden in die Welt gebracht, siehe Willy Brandt, siehe Anwar al Sadat.«

Weiß er's nicht besser? Ich fürchte, er und seine Kollegen wollen's einfach nicht besser wissen. Hätte Enzensberger es wissen wollen, hätte ef die Verhältnisse in der Gesellschaft der Bundesrepublik je anständig studiert, mit den Mitteln, die der dialektische. Materialismus ihm an die Hand gab, hätte er nicht den aufregenden Revolutions-Stuß von 68 schreiben können und nicht den reaktionären von 80, gälte er in der Schickeria von Greenwich Village nicht als einer der aufregendsten »Krauts«, reichte ihn keiner von Harvard nach Berkeley und zurück. Hätte Rühmkorf sich den kleinen Diktator Sadat, der gerade dabei ist, jeden friedlichen Ausweg im Osten zu verbauen, etwas genauer angesehen, wäre er dem »FAZ«-Feuilleton nur noch halb so viel wert. Könnte vom einst ungebärdigen Peter Schneider nicht erwartet werden, daß er den Bundeskanzler »unseren Bundeskanzler« nennt, käme er nicht an der Seite von Günter Grass im Fernsehen.

Und da der Name nun schon gefallen ist: Auch Grass sträubt sich mit allen seinen Kräften, Erkenntnisse zu haben, die zu haben er fähig wäre. Er hat zu diesem Zweck die Technik entwickelt, aus Diskussionsgängen, die für seine Position aussichtslos werden, mit dem »Oh Mensch«-Schrei (»Aber Prag 68!«) auszubrechen. Was dennoch für ihn einnimmt: Die Konsequenz, mit der er trotz allen Spotts rechter und liberaler und links-radikaler Kollegen für die von ihm gewählte Partei eintritt - und sich der Mitverantwortung für die Politik dieser Partei nicht entzieht.

»Denken und Dichten«, schreibt die »FAZ« über Rühmkorf, waren für ihn nie zweierlei: Darum gilt er als politischer Schriftsteller, als Linker. »Welche militärischen Leistungen bewundern Sie am meisten, Herr Rühmkorf« »Entebbe war schon recht eindrucksvoll.« Ein Linker, für den Denken, und Dichten nie zweierlei waren!

Aber es fabuliert und reimt sich natürlich viel leichter, wenn man sich um sein dummes Geschwätz von gestern nicht kümmert und weiß, wie wenig man sich morgen um das von heute kümmern wird. Die lesenden Deppen, die sich daran orientiert haben, die für ihre Zukunft ernst genommen haben, was der Dichter für den Tag und seine Zeitung schrieb, sollen sehen, wie sie mit ihren verhunzten Träumen fertigwerden. Die Gutgläubigen, die Kroetz in die DKP gelotst hat, die seine pathetischen Reden auf Parteitagen wie dem letzten in Mannheim für bare Münze genommen und die Brücken zu den vom einzig authentischen Parteidichter Kroetz damals so beschimpften Abweichlern abgebrochen haben - was gehen sie den Erfolgsdichter, der sich's mal eben anders überlegt hat, noch an?

»Ihre gegenwärtige Geistesverfassung, Herr Rühmkorf« »Auf die Vergangenheit gucken können wie auf die Haare beim Friseur. « Meine: auf den politischen Wert einiger unserer »linken« Schriftsteller zu gucken wie auf die Haare beim Friseur, wenn Kojak dran war.

Literatur-Konkret 1980, S. 9

Volker von Törne

DEUTSCHE HERALDIK

1
Noch trage ich kein Brett vorm Kopf.
Und fiel in keinen Honigtopf
Doch hab ich mir das Maul verbrannt
Schon oft im deutschen Vaterland

2
Was fragt ihr mich, wies weitergeht
Ich sage euch: es ist zu spät
Ich sehe schwarz, und den Befund
Les ich euch aus dem Kaffeegrund

3
Die Zähne habt ihr ausgespuckt
Und euch vor jeder Maus geduckt
Jetzt zittert ihr in eurem Haus
Vor jeder Wanze, jeder Laus

4
Was ihr berührt, das wird zu Müll
Was auch geschieht, ihr haltet still
Ihr tragt in eurem Wappenschild
Der Eintagsfliege goldnes Bild

1980

Literatur-Konkret 1980, S. 10

Hermann Peter Piwitt

Und dann und wann ein weißer Elefant

Literatur zwischen bürgerlichem Devotionalienhandel und Ehrlichkeitskitsch

MERKWÜRDIG, wie schnell wir heute Gegenwart der Geschichte zuschlagen. Die Epochen sind zu Dezennien und weniger zusammengeschrumpft. Geschichte bleibt nur noch zerstückelt im Gedächtnis. Gleichzeitig entsteht der Eindruck, als sei im Westen ständig was Neues los, als herrsche lebensvoller Wandel und Progress: die goldigen 50er, die unruhigen 60er, die pragmatischen, bzw. narzißtischen 70er Jahre. Oder: die Neue Linke. Die Reform-Euphorie. Die Tendenzwende. Die Nostalgiewelle. Die Grünen. Wer heute über sechzig ist, hat erlebt, daß die Linke innerhalb des kapitalistischen Systems hier gleich dreimal - um im lokalen Wortgebrauch zu bleiben - »Konjunktur« hatte: Nach dem Ersten Weltkrieg. Nach dem Zweiten. Und Ende der sechziger Jahre. Und daß darauf nicht nur der Zusammenbruch aller Hoffnungen folgte, sondern, zunächst einmal, auch die Auslöschung aller Erinnerung an sie. Erstarkt dann aber etwas, was wieder nach einer Linken aussieht, muß es möglichst eine ganz neue brandheiße Linke sein, eine, wie sie uns Gerhard Bott zum Beispiel vor Monaten im Fernsehen ausgesiebt hat, also vom Marxismus abgekoppelt, mit der Arbeiterschaft überkeuz, dem »realen Sozialismus« Feind und möglichst keiner über vierzig. Und von wegen »Die Neue«, KONKRET, Kampagne für Abrüstung, DKP, Kommunisten in Betriebsräten und Gewerkschaft? Pfeifendeckel! Das hatten wir ja schon.

Wo alle Welt »im Wandel« ist, da darf natürlich auch die Literatur nicht fehlen: »Tod der Literatur«. »Literatur des Dokumentarischen«. »Die Neue Innerlichkeit«. Die Wiederkehr des Großschriftstellers und des dazugehörigen symbiotischen bzw. nekrophilen Betriebs (»Die Rückkehr der reitenden Leichen zum Auftritt der leidenden Weichen«). Und nun wieder: »Literatur des Authentischen«, die »Neue Ehrlichkeit«. Ja, und dann und wann, natürlich ein weißer Elefant.

Geschichte wird zur »Szene«, wo die Menschen, Affären und Ideen halt so kommen und gehn; und damit die Lager der letzten Saison auch guten Gewissens geräumt werden können, löscht der je jüngere Trend den je älteren nicht nur in seiner Aktualität, sondern auch gleich in seinem Wahrheitsgehalt aus.

Setzt nicht wenigstens das, was im Augenblick »Neue Ehrlichkeit«, »Literatur des Authentischen« heißt, einen Gedanken fort, von dem wir vor 10 Jahren hofften, er bliebe?

Von Tretjakov stammt der vielzitierte Satz: »Jeder Mensch zeichnet in seiner Kindheit, tanzt, denkt sich treffende Wörter aus und singt. « Es ist auch sein mißbrauchtester. Denn elegant ließ sich daraus ableiten, daß alle Erwachsenen dasselbe könnten, wenn sie nur wieder würden wie die Kinder: ehrlich, spontan oder - wie spricht der Hund? - »emotional betroffen«.

Tatsächlich stehen Tretjakovs Worte in einem ganz andern Zusammenhang: »Jeder Mensch kann und soll ausdrucksstark sprechen, sich bewegen, in jedes von ihm produzierte Ding jenes Maximum an Genauigkeit, klarer Kontur und Zweckmäßigkeit einbringen, das bis heute nur die sich dieser Sache hingebenden Spezialisten besessen haben, die Formsucher, die Arbeiter der Kunst. Erinnern wir uns: Jeder Mensch zeichnet in seiner Kindheit, tanzt, denkt sich treffende Wörter aus und singt. Warum dann aber genießt er, wenn er erwachsen ist, selbst extrem ausdrucksarm geworden, nur manchmal die 'Schöpfung' eines Künstlers?... Die Kunst für alle! Diese Losung sollte ein Höchstmaß an meisterlicher Gewandtheit des Menschen in all seinen praktischen Tätigkeiten bedeuten, ob er nun spricht, hobelt oder drechselt, ob er ein Auditorium überzeugt oder eine Armee kommandiert, ob er auf der Straße läuft oder ein Kleid näht... Jeder soll ein Künstler sein, ein vollendeter Meister in der Sache, die er im gegebenen Moment tut. «

Tretjakovs Sätze wurden geschrieben unter dem Eindruck und den Bedingungen einer Revolution, die das Leben jedes einzelnen umkrempelte. Hier weckt (»laßt hundert Texte blühen!«) kein altkluger Schöngeist Erwartungen, daß es einen *musischen* Hintereingang gäbe zum »richtigen Leben«, das politisch verweigert wird. Hier ist vom Schreiben überhaupt nicht die Rede, sondern von der Revolution und davon, wie wir durch sie Herr oder Frau unserer Sinne werden können bei allen Tätigkeiten, die wir meistern.

Windiger liest sich eine ebensooft zitierte Stelle aus »Kursbuch« 16. Da spricht Peter Schneider von der »Großen Wehklage«, die die Rote Armee in China die Bauern anstimmen ließ, wenn sie ein Dorf genommen hatte. Jeder sollte von seinen Wünschen, Nöten und Versagungen sprechen. Schneider: »Natürlich läßt sich das Modell auf unsere Verhältnisse übertragen... Führen wir in den Fabriken, den Schulen und Universitäten die 'Große Wehklage' durch. Kultivieren wir die Fähigkeit der Arbeiter, Schüler und Studenten, Unterdrückung nicht ertragen zu können und sie schon von weitem zu riechen. In der Bundesrepublik soll angeblich jeder Dritte heimlich ein Tagebuch führen. Holen wir diese eingeschlossenen und weinerlich gewordenen Sehnsüchte aus den Schubladen und verwandeln wir sie in ebensoviele Waffen gegen den Kapitalismus.«

Der Kulturarbeiter, der Künstler, mit der selbstverliehenen Machtvollkommenheit der Roten Armee in den Fabriken die »Große Wehklage« durchführend... Dem guten Peter Schneider dürfte etwas schwindlig werden, dächte er heute an seine These zurück. Sie war schon damals ein paar Nummern zu groß; wie sehr erst heute, wo schon das Tragen einer »Stoppt-Strauß«-Plakette im Betrieb ein Kündigungsgrund ist?

Und »Kapitalismus«? Kann sich unsere neueste Neue Linke überhaupt noch etwas darunter vorstellen; nachdem man dort befunden hat, daß es auch im Sozialismus nur um die »Entfaltung der Destruktivkräfte« geht? Und die Arbeiterschaft? »Komplizen des Systems!« »Reine Kraftverschwendung!« Und der Marxismus, der proletarische Internationalismus, die »Große Lösung«? »Abstrakter Kram!« - Spätestens Anfang der 70er Jahre hat sich die BRD endgültig unter die schlimmsten imperialistischen Staaten der Erde eingereiht. Sie hat die »soziale Frage« einfach in die Dritte Welt exportiert und damit auch das Motiv, sie mit dem Vorschlaghammer des Klassenkampfes zu lösen. Und sie hat damit zugleich den Boden vorbereitet für jene radikale Mentalität der »kleinen Lösungen«, die hier inzwischen Szene macht und am Ende immer noch besser als gar nichts ist: Ich meine jenes Milieu, in dein jeder zunächst mal sich selbst der Nächste ist, bzw. den Randgruppen, denen er sich sozial oder sozialtherapeutisch zugehörig fühlt. Es ist das Milieu, aus dem nun tatsächlich die Tagebücher ans Licht drängen, die weiblichen Selbstfindungsversuche, die (vermeintlich) ehrlichen, weil (vermeintlich) unreflektierten, spontanen Bekenntnisse, in denen das kaputte Ich über sein kaputtes Ich gebeugt ist, so als ließen sich mit falschen Meßwerkzeugen Fehler messen. Kaputt das Ich - kaputt die Beziehungen. Aber warum sie kaputt sind, das wird fast nur noch nach psychologischen oder sozialtherapeutischen Maßstäben ergründet. Denn das Subjekt, das seinerzeit dem politischen Bewußtsein hinzugewonnen werden sollte, hat dies mittlerweile in einem Meer von Selbstmitleid und Selbstquälerei ertränkt. Und der berühmte »objektive Faktor Subjektivität« scheint als einzig objektiver zurückgeblieben zu sein. Vergessen die richtigen Fragen, die ein Selbstmordkandidat zu stellen hätte, um seine Auftraggeber dingfest zu machen. Allenfalls kommen noch Vater und Mutter in Betracht. Und »Die weinerlich gewordenen Sehnsüchte zur Waffe gegen den Kapitalismus umschmieden?« Dazu taugte schon der Künstler, der Kulturarbeiter nicht. Wieviel weniger der Therapeut, die sozialtherapeutische Gruppe, die nun für die »Rote Armee« eingesprungen ist!

Vorangegangen war Karin Strucks »Klassenliebe«. Es muß ein Manuskript wie zig andere gewesen sein, die damals in den Schreibtischen junger Frauen als Tagebücher oder Briefsammlungen versteckt waren. Womit wir schon ein Merkmal hätten für Literatur der Authentizität: Der schreibende Nachbar, der das Lottoglück einer Veröffentlichung nicht hatte, will sich beim Lesen sagen können: Genauso wars bei mir. Genauso unglücklich bin ich auch - und ist das nicht schon viel? Ja. Doch gleichzeitig verbreitete das Buch schon alle Übel einer Literatur, die bloß ehrlich sein will: Ich meine die Monomanie, das Fehlen jeder sorgenden Neugier auf andere Menschen und ihre besonderen Geschichten, das Starren auf die eigenen Reflexe, die Sucht, sie zu »problematisieren«, oft über einen Wust von einschlägiger Literatur. Bis hin zum dicketuerischen Pathos: »Wie schwach sind Werthers Leiden gegen meine Leiden?«

Vorangegangen war auch Vespers »Reise«. Dazu Michael Schneiders Aufsatz in diesem Heft.

Mit Verena Stefan sprach dann zum erstenmal wieder eine Frau mit von Männern unverstellter Stimme. Tat sie es wirklich? »Courage« 1/76: »Sie hat den Frauen nichts anzubieten als eine Zukunft der Nachtschattengewächse. Unterdessen gibt es vielleicht 30.000 Frauen, die alle meinen, 'genauso wars bei mir', und nun wie die Lemminge ins Meer der verwässerten 'Neuen Weiblichkeit' springen.«

Und Buchs ernster »Bericht aus dem Innern der Unruhe«? Er ist voller intellektueller Rochaden, Blendungen und Verblendungen gerade dort, wo er mit sich selbst am stärksten ins Gericht geht. Literatur? Ehrlichkeit? Authentizität? Sich hinstellen und sagen: Ich weiß, daß ich widerlich bin, aber ist es nicht toll, daß ich es zugebe? Wird dadurch Ehrlichkeit schon zu einer Qualität? Ist Missingsch auf einem Podium ehrlicher, weil es doch so schön spontan klingt? Oder beweist der Beifall, den es gewöhnlich einheimst, bloß das Klassenbewußtsein der Sozialarbeiter im Publikum? Ich habe in meinem Leben zig Tresenbeichten abgenommen, und ich kann sagen: Der Kumpel mit dem Seemannsherzen und dem Bauch randvoll mit Leben, der Knacki, der schon draufhat, daß »die Jesellschaft an mir schuld ist, wa?«, der Intellektuelle mit dem Kopf voller »Problematisierungen«: Die Kunst, mit Ehrlichkeit zu lügen, beherrschten sie alle, ehrlich. Nur daß man es bei den »Naiven« nicht so schnell merkt; denn Mangel an persönlichen Widersprüchen wirkt gediegen, auch wenn er sich allemal nur der Abschirmung gegen Erkenntnisse verdankt.

Aber ist es nicht schon ein Gewinn, wenn einer - schriftlich oder mündlich - überhaupt zu verstehen gibt, daß er falsch denkt, sieht, fühlt? Das ist eine Frage des Adressaten (des Therapeuten der sozialtherapeutischen Gruppe) und der Bereitschaft, sich ihm anzuvertrauen. Wo diese Bereitschaft aber fehlt, da »beschert« uns der Anspruch auf Öffentlichkeit dann Geschichten wie die Bukowskis oder Uve Schmidts »Ende einer Ehe«, verschlagene, großmäulige oder larmoyante Produkte, denen plötzlich »Ehrlichkeit«, »emotionale Betroffenheit« als Qualität zugeschrieben wird, nur weil Leser ihre eigenen verquatschten Gedanken, ihre vermantschten ungenauen Gefühle, ihre abgelutschte Sprache darin wiederentdecken und sich dadurch zur Nachahmung ermuntert fühlen.

Womit wir bei der Literatur wären - und bei der Erfahrung, daß oft noch das scheinbar echteste Gefühl sich selbst der Lüge überführt, sobald es sich zur Sprache bringt. Denn Sprache ist immer schon aus zweiter Hand und deshalb unbestechlich durch Gefühle, die sich für »erster Hand« halten. Das zeigt sich besonders da, wo sie er-lesen, gewählt wird, etwa in den unzähligen Gedichten, die eben im Zug der »weiblichen Selbstfindung« entstehen. Diese Frauen wissen, daß sie in Ausdruckskonventionen verstrickte, deformierte Zivilisationswesen sind; aber im Umgang mit Worten halten sie sich plötzlich für instinktbegabt wie Waldtiere. Spontan sind sie - im Umgang mit dem Wortmuseum im Kopf. »Emotional betroffen« sind sie - aber in Sprache eingelöst wird dann doch nur wieder das alte Klischee von der Frau als ewig feuchtes pflanzenhaftes Wald- und Wurzelwesen, neoromantischer Kitsch, wie Regine Walter-Lehmann in KONKRET 1 /80 schrieb.

Ein falsches Gefühl plausibel vermitteln, ist Täuschung. Ein richtiges falsch benennen ist Ausdrucksohnmacht, Versagen der Wahrnehmung, Mangel an Sinnlichkeit oder deren gedankenloser Ausdruck. Ein richtiges Gefühl genau vermitteln, setzt dagegen das Wissen davon voraus, daß die Lüge der Gesellschaft in jedem von uns steckt; und noch die Art, in der wir beichten, ist ein Teil von ihr. Wie sie dingfest machen, solange unser Mitleid mit unseren Leiden größer ist als unser Scharfblick für die Tatsachen, die sie verschulden?

»Aber«, so sagt man mir, dem »authentischen Schreiben«, oder einfach *dem* »Schreiben« gehe es im Gegensatz zur Literatur gar nicht um »gut« oder »schlecht«, um die Form, sondern um »Kommunikation«.

Zum Punkt »Form«: Da stelle ich mir immer einen Tänzer vor, der von sich behauptet, daß es ihm überhaupt gar nicht um Bewegung gehe. Klar, tanzen kann man natürlich auch im Sitzen... Zum Punkt »Kommunikation« - auch wieder So ein Wortdreck, so eine »Form«-Schlamperei, die Kommunikation verhindert, aber sei's drum, »Kommunikation«: warum beläßt man es dann nicht dabei? Gibt es nicht tausend andere, oft wichtigere Formen der »Kommunikation« zu meistern als das »Schreiben« ' - noch dazu, wenn dabei dauernd mit einem Auge auf die Literatur geschielt wird? »Ich versteh das nicht«, sagte mir kürzlich ein Freund, Berufsschriftsteller, »ich habe 32 Jahre lang Erfahrungen gesammelt, bevor mein erstes Buch erschien; und dann mich sieben Jahre lang geschwiegen, um neuer Erfahrungen sprachlich Herr zu werden. Aber ich habe noch keinen 'bloß Schreibenden' erlebt, der nicht gegen Morgen sein eben im Selbstverlag erschienenes Lyrikbändchen herausgeholt und dabei ein Gesicht gemacht hat, als könnte dieser 'Literat' da, der 'so dick im Geschäft ist', ihm zu mehr verhelfen.«

Wenn doch alle Autoren ihren Beruf so ernstnähmen wie er - oder wie es Brinkmann tat. Es spräche nicht soviel für die »Literatur der Authentizität« und nicht soviel gegen den wiedererstandenen bürgerlichen Literaturbetrieb, wo immer noch das Hochblicken gelehrt wird an Größen, die ihre Stil-Maschinen längst nur noch im Leerlauf arbeiten lassen können, wohl wissend, daß der literarische Zwischenhandel, dem sie Arbeit geben, sich nicht selbst die Existenzgrundlage zerstört.

Nicht Markenartikel drucken, sondern Leute, wenn sie etwas zu sagen haben: das wäre eine Lösung.

In diesen Tagen las ich die Briefe Maxie Wanders*. Von ihnen kann man lernen, was Ehrlichkeit sein kann, sobald gesellschaftlich ein paar Voraussetzungen für sie schon geschaffen sind. Da ist nichts von Selbstdarstellung eines Ichs, das selbst im Leiden noch glaubt, mit seinen Pfunden wuchern zu müssen. Da ist das Ich nicht bloß narzißtisch gehegtes Privateigentum, und die Seele nicht länger nur die Innenausstattung des Marktes. Worte wie »Liebe« oder »wunschlos glücklich« kann Maxie Wander gebrauchen, ohne daß sie uns oder ihr peinlich sind; denn sie beschreiben für sie nicht länger nur - wie für uns - Waren oder unsere Beziehungen zu ihnen. Nicht durch Selbstanalyse wird sie kenntlich, sondern in den Menschen, Dingen und Tätigkeiten, mit denen sie sich befaßt, und zwar kraft der Wärme und Aufmerksamkeit, die sie an sie abgibt. Und so bekommt selbst die Scham ihren Wert wieder zurück, nämlich als Verlangen, andere nicht in Mitleidenschaft zu ziehen, als erschütterndste Form der Verstellung: »Krebskranke sind stolz und mißtrauisch, als Kompensation, andere müssen um sie werben, müssen sich Mühe geben! Ich bin *zwei Menschen*.- nachts verzweifelt, tags, wenn die Sonne scheint, glücklich, glücklich! Heute war ich besonders glücklich, weil ich mit der G. lachen konnte, weil mir meine braunen Beine in der Sonne gefielen, weil ich aufrecht gehen kann, weil der Ahornbaum vor unserm Fenster noch Blätter hat, weil die Pfirsiche so gut schmecken, weil ich Frau R., die eben ihre Operation hinter sich hat, trösten konnte, weil, weil, weil ... «

---

* Maxie Wander: »Leben wär' eine prima Alternative«, Sammlung Luchterhand 298, 224 Seiten, 12.80 Mark.

-

Literatur-Konkret 1980, S. 12

Heinar Kipphardt

TEHERAN-KAIRO-JERUSALEM

Die Familie Rockefeller
hält sich einen Präsidenten
wie ich mir einen Hund halte.
Natürlich ist er viel teurer
aber er muß auch mehr reisen.
Jetzt wird das Benzin drastisch teurer
um Energie zu sparen.
So straft er die Ölkonzerne.

Literatur-Konkret 1980, S. 13

Michael Schneider

Die Innenansicht eines Selbstmörders

Notwendige Ergänzungen zu Bernward Vespers □ Reise□

BERNWARD Vespers 1977 posthum erschienenes autobiographisches Romanfragment »Die Reise« hat unter dem aktuellen Eindruck der RAF-Morde an Buback, Ponto und Schleyer, der darauf einsetzenden terroristischen »Anti-Terror-Bekämpfung« und »Sympathisanten«-Hatz sowie der hektischen Suche nach den spezifischen Ursachen des deutschen Terrorismus min bestürztes Interesse ausgelöst wie kein anderes deutsches Buch dieses Jahrzehnts« (Der »Spiegel«). Mit 16 Nachauflagen (bis Dezember 1979) ist »Die Reise« inzwischen zu einem regelrechten »Kultbuch der Linken« bzw. der linken Subkultur und zum Gegenstand zahlloser Aufsätze und Dissertationen geworden. In diesem Jahr sind sowohl die »Ergänzungen zu DIE REISE aus der Ausgabe letzter Hand« als auch die um 150 Seiten erweiterte, letztgültige Fassung der »Reise« (im März-Verlag, bei Zweitausendeins) erschienen, also der eigentliche Vesper-Nachlaß, der sich aus teils stichwortartigen, teils ausformulierten Notizen zusammensetzt, die sein Verleger Jörg Schröder erst im Vorjahr entdeckt hat. Dieser Nachlaß wirft so viele neue Schlaglichter auf Vespers Biographie, die für Bewußtsein und Entwicklung der deutschen Nachkriegsjugend und ihrer Revolte von '68 als schlechthin exemplarisch gilt, daß ein erneutes Herangehen an dieses »Kultbuch« geboten scheint.

Über Vesper sind inzwischen mehrere Legenden in Umlauf. Für einen großen Teil der Neuen Linken (und der linken Subkultur) war der ehemalige APO-Verleger ein radikaler Systemverweigerer und revolutionärer Märtyrer, der am faschistischen Erziehungswerk seines Vaters, des ehemaligen NS-Schriftstellers Will Vesper, und am »alltäglichen Faschismus in Deutschland« zerbrochen ist. Wie an zahlreichen Besprechungen und Kommentaren zur »Reise« abzulesen, haben sich viele Zeit- und Gesinnungsgenossen Vespers in seinen »Confessions brutales« fasziniert wiedererkannt, ohne vor der Tatsache zu erschrecken, daß der, den sie gleichsam zum Propheten ihres kollektiven Lebensgefühls gekürt haben, zum Selbstmörder wurde. Im Gegenteil: gerade die scheinbare Zwangsläufigkeit und Unentrinnbarkeit der Vesperschen Existenz, wie er sie minutiös nachgezeichnet und schließlich mit seinem Suizid im Mai 1971 beglaubigt hat, galt seinen linken Lesern als Beweis für die absolute Wahrhaftigkeit und Kompromißlosigkeit dieses radikalen Aussteigers und mußte vor allem diejenigen mit schaudernder Ehrfurcht erfüllen, die längst wieder ihren Frieden mit dem Establishment gemacht oder unter dem Druck der zweiten Restauration sich resignierend in die eigenen Eingeweide vergraben haben.

Es gibt eine in linken Kreisen sehr verbreitete Neigung, für den Suizid eines Menschen, zumal wenn es sich um einen »Genossen« handelt, pauschal die »böse Gesellschaft«, den »bösen« Kapitalismus, den »Staatsterror«, die »faschistische Erziehung« etc. verantwortlich zu machen. Diese fast immer mit Heroisierung verbundene Parteinahme für den Selbstmörder, die diesen jeglicher Eigenverantwortlichkeit entbindet, ist nur das schlechte Gegenstück, die platte Antithese zu dem moralischen Rigorismus, mit dem die bürgerliche Gesellschaft, vor allem ihre kirchlichen Institutionen, den Selbstmörder zu verurteilen pflegen, um sich selbst von jeder Verantwortung freizusprechen.

Jedem Selbstmord - oder Selbstmordgedanken -, so verschieden auch immer seine Motive und Ursachen sein mögen, liegt die Sehnsucht nach einem *anderen,* besseren Leben zugrunde. Aber der Selbstmörder will auf einen Schlag, durch ein letztes heroisches Attentat auf sich selber □ *ndern,* was allenfalls in kleinen, mühevollen Schritten zu ändern wäre. Das, was er eigentlich will, verhindert er gerade durch das unabänderliche Mittel, das er in seiner Verzweiflung ergreift: den Tod. Das Fatale an den linken Märtyrer-Legenden, wie sie nicht nur um Bernward Vesper, sondern auch um die Stammheimer Selbstmörder gerankt wurden, liegt darin, daß die reale Mittäterschaft des Opfers dabei immer unterschlagen wird, nur um dessen Bild rein und makellos zu erhalten.

Für ebenso fatal und fahrlässig halte ich die umgekehrte, jüngst vom »Spiegel« in Umlauf gebrachte Version über Bernward Vesper, welche die Legende vom »linken Märtyrer« gegen die nicht minder platte Legende vom bloß links drapierten Opportunisten und Karrieristen ein- und auszuwechseln sucht. Nach Sichtung des Nachlasses kommt Christian Schultz-Gerstein dort zu dem Kurz-Schluß, daß Vesper »im Grunde nie ein oppositioneller Kopf gewesen ist, sondern einfach bloß ein kluger Opportunist mit der schnellen Witterung für die jeweilige Lage an der Meinungsbörse«, der sich »mit dem ihm eigenen generalstabsmäßigem Eifer daran macht, in die Klasse der Privilegierten aufzusteigen.« So falsch es ist, »Die Reise« als Dokument einer totalen Selbstentblößung, einer »schonungslos ehrlichen« Seelenbeichte zu lesen, so falsch ist es auch, sie nun als grandioses Machwerk der gesammelten Lebenslügen ihres Autors entlarven zu wollen.

Beiden Vesper-Legenden ist gemeinsam, daß sie, die eine durch Idealisierung und Heroisierung, die andere durch zynische Denunziation, gerade die eigentümliche Ambivalenz und Zerrissenheit der Versperschen Existenz unterschlagen.

Kein Zweifel: Als Kind war der 1938 geborene Bernward Vesper allerdings *Opfer* einer Erziehung, die sich vor einer scheinbar heilen Familienkulisse abspielte und der doch alles fehlte, was ein Kind zu seiner seelischen Entwicklung und Reifung braucht. Da ist der wortgewaltige Vater, der zum paranoiden Ordnungshüter seiner Familie wird; der jeden

Jungenstreich, jede Übertretung der »Anstands«-Pflichten mit der Rute oder tagelangem Schweigen bestraft, den Sohn durch Liebesentzug demütigt und an ihm seine nazistischen Vorurteile exekutiert; ihm verbietet, das Geschenk einer jüdischen Klassenkameradin anzunehmen und zuletzt sogar die Hauskatze, einziges Liebesobjekt des Sohnes, erschießt, weil er, der »Hunde-Narr«, Katzen wie Juden zu den minderwertigen Rassen zählt. Da ist die kalte, elegante Mutter, die im täglichen Kampf um ihre Linie mit der Briefwaage bei Tisch erscheint, aber den Sohn zwingt, die einzig ihm verhaßte Speise, den Griesbrei, hinunterzuwürgen, und jeden Verstoß gegen das »Bravheits«Muster mit dem klassischen Satz quittiert: »Wir haben keinen Sohn mehr! « Als dieser in der Absicht auszureißen einen Brief an den Vater schreibt: »Lieber Vater, rede wieder mit mir, sonst komme ich nie wieder«, ist die einzige Reaktion der Eltern: »Das werden wir auch noch überleben! « - »Die unendliche Gemeinheit«, so resümiert Vesper seine Kindheit, »lag nicht in der offenen Konfrontation ... sondern in den hinterhältigen, langsam, aber entsetzlich wirkenden Methoden. Die blauen Flecke der Schläge vergingen. Aber die Verheerungen, die sie dadurch anrichteten, daß sie die Bedürfnisse nach Freiheit, Liebe und Kreativität zerbrachen, sind nie mehr rückgängig zu machen. «

So sehr Vesper durch die enorme Detailgenauigkeit und literarisch grandiose Darstellung seiner alptraumhaften Kindheit für sich und sein Schicksal einzunehmen weiß, so hatte ich doch schon beim ersten Lesen seines Romanfragments das bestimmte Gefühl, daß er sich und seinen Lesern etwas verschweigt: daß er in dem Vorsatz, sich als Universal-Opfer einer postfaschistischen Erziehung darzustellen, all jene Zonen seiner Biographie bewußt / unbewußt ausgeblendet bzw. übersprungen hat, wo dieser Vorsatz *nicht* aufgehen konnte, wo er eben nicht nur Opfer, sondern auch selbstverantwortlicher Akteur und Vollstrecker seines Erwachsenen-Lebens war. Nie nämlich nimmt dieser radikale Egomane (»Ich interessiere mich ausschließlich für mich selbst«) sich selbst so in die Mangel wie seine Umwelt; nie geht er mit seinen eigenen Verhaltensweisen so hart ins Gericht wie mit denen der anderen.

Es läßt sich zeigen, daß sein notorisches Selbstmitleid im Verein mit seiner Drogen-Ideologie seine Selbsterkenntnis an ganz signifikanten Punkten getrübt und durch euphorische Lebenslügen verstellt hat. Man braucht nur zwei, drei seiner »Trip«-Besprechungen genau zu lesen, um zu begreifen, welche ihm selbst verborgene Funktion all diese Trips haben, welches der psychische Motor seiner Sucht ist: nicht Wahrheitsfindung, Bewußtseinserweiterung und Selbsterkenntnis um jeden Preis, wie er es darstellt, sondern Kompensation seiner kindlichen Verlassenheits-, Ohnmachts- und Minderwertigkeitsgefühle durch euphorische Grössenwahn- und Omnipotenz-Phantasien. Im Trip nämlich verkehrt er nur von Gipfel zu Gipfel, hier steht er im Universal-Konfakt mit allen großen Geistern, Dämonen und Göttern der Weltgeschichte: von Christus bis Hitler, von Balzac bis Sartre, von Hephästos (dem Feuergott) bis Leary (dem Drogen-Apostel). Hier spricht sich ein manischer Elitismus, zugleich eine Massenverachtung aus, die in diesem dicken, 500 Seiten langen Werk nicht ein einziges Mal infragegestellt, als Problem erkannt, geschweige denn »bearbeitet« wird.

Vespers manischen Höhenflüge in die Flimmer-Reiche der eigenen geträumten Gottähnlichkeit (»... der ewig wandernde Mittelpunkt des Kosmos«) enden allemal in der Depression, in der Einöde des eigenen Selbst. Derselbe Mensch, der sich noch eben in der Nachfolge Balzacs oder Christi halluziniert hat, sieht sich erwachend nur noch als einer jener Millionen »vegetables«, von denen er sich überall umzingelt glaubt: »Alles hier ist vegetable. Was nützt es, high zu sein, wenn man auf dem Grund dieses Morastes sitzt? Ich sehe sie kaum, ich spreche nicht mit ihnen und dennoch sind sie überall präsent ... «

Vom »vegetable« (d.h. Unkraut, Gemüse) bis zum »lebensunwerten Leben« kein weiter Weg mehr. Das üble Wort vom »Linksfaschismus«, das Habermas seinerzeit auf die Studentenbewegung gemünzt hat, bei Vesper wird es - leider - an manchen Stellen nur allzu wahr: »Diese Stadt muß eingeebnet werden, diese Häuser, kubische Parzellen, müssen dem Erdboden gleichgemacht, der Erdboden den Wäldern gleichgemacht, alles muß gleichgemacht werden. Die Revolution ist gerechtfertigt. Wir werden siegen. Die letzten Tage der USA sind nahe gekommen. «

Daß Vesper kein aktiver Terrorist geworden ist, ist wohl nur seinem gespaltenen Selbstbild zuzuschreiben, das ihn gewissermaßen vor der »Tat« schützte. Bei aller grimmig-emphatischen Parteinahme für den RAF-Terror unterschied ihn von den Baader-Meinhof-Leuten nämlich dies: daß er die'»vegetables« und »pigs« auf die - nach Ulrike Meinhofs Worten - »auch geschossen werden darf«, eben auch in sich selber sah. Jeder seiner jähen Aufschwünge in die einsamen Höhen seines revolutionären Prophetismus und Messianismus war von einem notorischen Anfall von Selbsthaß und Selbstekel begleitet, der ihn zuletzt völlig handlungsunfähig machte. Von Beginn seiner »Reise« an ist er hin- und hergerissen zwischen totaler Kriegserklärung an die Welt und totaler Bankrotterklärung vor sich selbst (»Versteigert wird: totale Liebesunfähigkeit, total abgefuckter Typ, 3 1, etc. Mindestgebet ... «); zwischen revolutionärer »Endsieg«-Hoffnung (»Es geht um die Macht in den Fabriken, um alles oder nichts! «) und fataler »Endlösungs«Drohung gegen sich selbst (»... oder ob es günstiger wäre, sich nach dieser Geschichte aufzuhängen«). Daß dieses Denken mit antikapitalistischen, antiimperialistischen und rätesozialistischen Inhalten einhergeht, die der ehemalige Herausgeber der »Edition Voltaire« auch glaubwürdig vertreten konnte, hat seine linken Bewunderer indessen übersehen lassen, daß es seiner inneren Dynamik nach ein zwanghaftes, ein totalitäres Denken bzw. Fühlen ist, in dem die psychische Erbschaft des Nazi-Vaters voll durchgeschlagen ist. Mit dieser Feststellung möchte ich Bernward Vesper, den ich auch persönlich gekannt habe, nicht

posthum denunzieren, sondern nur jener fatalen Gloriole entgegenwirken, die von der Bewunderung aus der Ferne für ein heroisch-exzentrisches APO-Schicksal bis zur direkten und bruchlosen Identifikation reicht.

Vesper hat, meines Erachtens, das rassische Schema seines Vaters, wenn auch nicht ideologisch, so doch gefühlsmäßig verinnerlicht; daher kommt seine gespaltene Seelenlage. Eine »Bewältigung« hätte darin gelegen, dieses psychische Raster, das nur zwei Extreme zuläßt: imperiale Allmachts- oder totale Nichtigkeitsgefühle, grenzenlose Selbstvergottung oder grenzenlosen Selbsthaß, zu überwinden, d.h. erst einmal menschliche, mittlere Wünsche auszubilden.

Die Lektüre der »Ergänzungen« hat den Eindruck bestätigt, den ich schon beim Lesen des Romanfragments gewonnen hatte: daß der Autor die beiden von ihm selbst stillschweigend vorausgesetzten Prämissen seiner Generalabrechnung und seinen verbissenen Vater-Haß und die Behauptung seiner Opfer-Rolle bis zuletzt nicht hat durchhalten können. Wie aus den »Ergänzungen« hervorgeht, hat Vesper offenbar die Absicht gehabt, eine ganz entscheidende, bislang tabuierte Seite seiner Biographie wieder aufzumachen und in seinen Roman hineinzunehmen: nämlich seine einst abgöttische Bewunderung für denselben Nazi-Vater, für den er in der »Reise« nur einen abgrundtiefen Haß übrig zu haben schien. Da heißt es z.B. in einer Zettelkasten-Notiz unter dem Stichwort »Wandlung des Vater-Bildes«: »Ich konnte nicht verstehen, wie die lost generation ihre Väter hassen konnte.«

Der herrische, strafende, versagende Vater der »Reise« wird in den »Ergänzungen« als ein Mann beschrieben, »der uns am Kinderbett nicht nur als der Mann überhaupt erschien, sondern als der Magier, der Gott, der mit unsichtbaren Kräften kommunizierte ... « Nach dem Tod des Vaters 1952 - der Sohn ist eine Woche vor Schmerz außer sich - gründete er zusammen mit seiner Verlobten Gudrun Ensslin einen Verlag, um dessen nationalsozialistische Lyrik wieder unters deutsche Volk zu bringen.

Der eigentliche Kern der Vesper-Tragödie scheint mir darin zu liegen, daß der Sohn mit beginnender politischer Bewußtwerdung den so bewunderten Vater der Kinderzeit mit dem seinerzeit einflußreichen Vertreter der NS-Literatur, mit dem lyrischen Verklärer und Lobredner Adolf Hitlers nicht mehr zusammenbringen konnte. An den einen mit allen Fasern des Kinderherzens gebunden zu sein und den anderen zugleich mit allen Kräften seiner erwachenden politischen Vernunft negieren zu müssen - diese psychische Zerreißprobe hielt er nicht aus. Mit selbstzerstörerischer Konsequenz suchte er also nur noch die Versagungen, Kränkungen und Demütigungen zusammenzurechnen, die der Vater dem Kind einst zugefügt hatte - unter Verdrängung all jener Erlebnisse und Situationen, in denen sich dieser Vater ihm auch positiv vermittelt hatte. Es ist klar, daß diese manisch betriebene Verleugnung zu einer mörderischen Selbstverleugnung führen mußte.

Vesper unternimmt in den »Ergänzungen« mehrere Anläufe, um diesen Vater noch einmal neu zu sehen. Über mehrere Seiten beschreibt er da mit dem Blick des geschulten Materialisten den Aufstieg seines Vaters aus bedrückenden und erniedrigenden Lebensverhältnissen: Er war der älteste Sohn eines Kutschers, den die Verachtung der eigenen Herkunft und die Literatur schließlich »in die Arme der kunstbegeisterten Bourgeoisie (treiben). Die Bourgoisie treibt ihn immer tiefer in sich selbst zurück ... Sobald sich die Partei der Nazis bemerkbar machte, trat er ihr bei, die Faschisten wußten, was sie an ihm hatten; als sie an die Macht kamen, gaben sie ihm einen Ehrenposten in der Preußischen Akademie und ließen ihn da sitzen ... Wie hätte er ahnen können, daß es gar nicht um ihn ging, um seinen Bauernhof, sondern um die Maximierung der Profite, um die Entrechtung der Arbeiterklasse, um die Ausbeutung des Volkes, zu Ehren der Banken, der Monopole, daß man ihn verladen hatte. «

Doch dieser im Ansatz historische und klassenanalytische Blick, der den Vater bis zu einem gewissen Grad auch als Opfer ideologischer Manipulationen und eigener klassenunbewußter Komplexe enthüllt, trübt sich sofort wieder ein. Schon drei Seiten weiter bricht sich der alte Haß wieder Bahn und löscht alles wieder aus, was der Sohn noch eben an »mildernden Umständen« für seinen Vater vorzubringen wußte: »Erst Lakai, dann Agent der herrschenden Klasse« - so lautet das rachelüsterne Resümee - »und im Verein mit ihr unsere Kindheit zerstört, unser Gehirn verwüstet, unseren Charakter geschwächt, unsere Vernunft und Kritik erstickt, und zu diesem Zweck die heiligen Gefühle, die Kinder von Geburt an an die Eltern binden, mißbraucht ... « Es ist deprimierend zu sehen, wie der Haß die Intelligibilität des aufgeklärten Sohnes wieder aushaken läßt und ihn zuletzt in die Impotenz der alten kindlichen Vorwurfs- und Anklagehaltung zurückwirft.

Und doch konnte Vesper diese hartnäckige Schutzhaltung, die ihn selbst als Opfer eines faschistischen Erziehungswerkes exkulpierte, vor sich selber nicht bis zum Ende aufrechterhalten. Kurz vor seinem Tod verfaßte er ein stenogrammartiges Porträt, das auf den ersten Blick wie das Porträt seines Vaters wirkt, zwischen der dritten und der ersten Person jedoch eigentümlich hin- und herschwankt, was sowohl den Versuch signalisiert, dieses Bild als nicht zu ihm gehörig von sich abzuspalten, als auch die gegenteilige Anstrengung erkennen läßt, es als das seinige anzunehmen und anzuerkennen: »Einige Male wurde er aufgefordert, die Maske fallen zu lassen, aber er leugnete, eine zu tragen... Verachtete den andren, unfähig zu lieben, weil er genau wußte, daß er nicht liebenswert war und in der Zuneigung höchstens den Beweis der Inferiorität der andren erblickte ... In der Meinung, auf dem Zahnfleisch vorwärts zu kriechen, sehe ich doch deutlich, daß er sich nicht von der Stelle bewegt... Im Grunde war es seine Prinzipienlosigkeit, die ihn die Ideen aufnehmen und wieder verwerfen ließ, wenn sie ihren Wert auf dem Markt verloren, die ihn davor bewahrte, an einer dieser Ideen hängen zu

bleiben... Bereit, sich zu demütigen, zu unterwerfen, um das Ziel, Macht zu erhalten, zu erreichen... Intelligent genug, um eine Sache schnell oberflächlich zu erfassen, aber zu dumm, um sie mit Ausdauer zu Ende zu führen... Systemen, die längst zu stimmen aufgehört hatten, hielt er ein System entgegen, das nur in der Verneinung dieser Systeme existierte, und das ungewisse Gefühl von der Ungültigkeit war, weil Stimmung, genau das, was ihn an diese Systeme band... Zum Glück ist es mir rechtzeitig eingefallen, mich zu spalten. Methoden, der Verantwortung zu entziehen.. «

Der »Nachlaß« scheint dieses negative Selbstporträt in mancher Hinsicht zu belegen. Da finden sich ebensoviele Hinweise auf seine Versuche, »sich bei der herrschenden Klasse einzukaufen« wie Bekräftigungen derselben elitären Massenverachtung, die er dem Vater der »Reise« so zum Vorwurf gemacht hatte: »Außerdem verachte ich die Masse, %%, die Herde ist ... « Auch seine hochgestochene Korrespondenz aus der Zeit seines Tübinger Universitätsstudiums - er korrespondierte fast ausschließlich mit der politischen und kulturellen Prominenz des In- und Auslandes: mit Albert Schweizer, Walter Jens, Heinrich Böll, Golo Mann, Theodor Heuß, Carlo Schmid usw. - weist ihn als getreuen Sohn seines Vaters und seiner so verachteten Mutter aus, die voll Stolz darauf hinzuweisen pflegte, daß sie »nur Männer geheiratet habe, die auch im Brockhaus stehen«.

Es hat den Anschein, daß Vesper in den letzten Wochen vor seinem Tod an seiner eigenen Lebenslüge zu zweifeln, ja, zuverzweifeln begann. Was er schreibend nicht mehr glaubwürdig vor sich selbst vertreten konnte, suchte er zuletzt durch die »Tat«, durch ein letztes Attentat auf sich selber, dennoch zu beglaubigen: daß die »vegetables« ihn so kaputt, zum Opfer gemacht hatten, daß er nicht mehr lebensfähig war. Diese märtyrerhafte Version seines Selbstmordes hat sich in der bürgerlichen und linken Öffentlichkeit auch als solche durchgesetzt. Die vor der Öffentlichkeit verborgene Innen-Ansicht seines Suizids sähe dagegen weit weniger heroisch aus. Mir scheint, daß Vesper sozusagen in den Suizid ausgewichen ist - ausgewichen vor der ihm dämmernden, qualvollen Erkenntnis, daß er dem verhaßten Nazi-Vater, als dessen lebenslängliches Opfer er sich doch zu begreifen wünschte, in signifikanten Punkten ähnlich war. Offenbar konnte er die eigenen Widersprüche zuletzt weder mehr verdrängen noch aushalten: sich einerseits als Universal-Opfer einer terroristischen Erziehung zu behaupten und sich doch zugleich auch als Täter, als aktiven Vollstrecker seines Lebens, als konjunktur- und karrierebewußten Intellektuellen sehen zu müssen, der um seines Größenwahns und seines Machthungers willen andere Menschen zu Objekten seiner Egomanie gemacht hatte.

Literatur-Konkret 1980, S. 19

Wolfgang Pohrt

Der Weg des »Kursbuchs« in die neudeutsche Klebrigkeit

Analyse eines Lokalanzeigers, der jeden noch so grausigen Gegenstand in eine gemütliche Familienangelegenheit verwandeln kann

I.

DAS »Kursbuch« - so gratulierten die Feuilletons diesem Magazin zu seiner 50. Nummer - sei aus dem kulturellen Leben der Bundesrepublik nicht mehr wegzudenken, und die pessimistische Prognose, daß kein Ende abzusehen sei, hat sich inzwischen erfüllt. Empfindsame Gemüter trifft kein Tadel härter als falsches Lob, und unerbetener Zuspruch bewegt sie mit größerer Gewißheit als ätzende Kritik zur Einkehr. Das »Kursbuch« aber sah sich von dem vernichtenden Urteil, welches die Feuilletons in wohlmeinendster Absicht über es fällten, in seiner vorangegangenen Publikationspolitik nur bestätigt und setzte nach Kindern (34) und Frauen (47) - es trifft immer die Wehrlosen - auch noch die Jugend (54) ins Programm. Die Integrationstitel, die mit dem vertraulichen, schalkhaft-verschmunzelten »unser« (»Unsere Bourgeoisie«, »Unsere Unterwelt«), fanden in »Unser Rechtsstaat« ihre Fortsetzung, und sie bewiesen, daß sich das »Kursbuch« nicht nur als Institution von nationalem Rang, sondern auch als verantwortlich für die Nation versteht.

Längst ehe Martin Walser es satt bekam, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen und öffentlich bekannte, dort fühle er deutsch - als hätte nicht jeder Gefühle, die man besser verschweigt -, und längst ehe die deutsche nationale Wiedergeburt in Mogadischu sich mit späten Folgeschäden bei der Neuen Linken bemerkbar machte. (Schlöndorff über die Arbeit der Kluge-Crew am Strauß-Film »Der Kandidat«: »Ja, alle sind wir natürlich gegen Strauß, aber wir sind für Deutschland. Das möchte ich betonen, daß wir alle von einem merkwürdigen Patriotismus getragen waren bei der Arbeit zu diesem Film. «) - längst davor also hatte das »Kursbuch« die vom Klassenantagonismus zerrissene Gesellschaft zur nationalen Gemeinschaft vereint, in welcher die Bourgeoisie nicht diese, sondern die unsere ist, und wir, die mit seniler Nachsichtigkeit geschlagenen altgewordenen Linken, sind ihre übermütig, aber niemals bösartig gewesenen Kinder, in denen mit den Jahren auch die resignative Einsicht und das Verständnis für die unverzeihlichen Fehler und Schwächen der Eltern reift. Der Titel »Wir Kleinbürger« formuliert das in Deutschland zur Verbrüderung notwendige Selbstverständnis, das gleiche, welches Unteroffiziere und Mannschaften damals hatten, als sie bei dem Geständnis, sie seien allesamt arme Frontschweine, einander näher kamen.

Den »terroristischen Massakern unter der Zivilbevölkerung«, von denen die Bundesregierung sprach, schleuderte das »Kursbuch« ein flammendes »Leben gegen Gewalt« entgegen - als Wallraffs genialer Buchtitel »Was wollt ihr denn, ihr lebt ja noch«, die einzig richtige Antwort auf den neuen Lebenshunger gewesen wäre, da war er natürlich schon vergessen. Während sich die Situation in den Haftanstalten zuspitzte, tätschelte die Neulinke liebevoll ihren welk gewordenen Bauch. »Sinnlichkeiten« waren das Thema, von dem sich die aufs »Kursbuch« abonnierten Lehrer, Sozialarbeiter und der akademische Mittelbau noch ein leises Prickeln versprachen, und der Plural zeigt, wieviel einer braucht, wenn er nichts hat. Als nicht nur das »Kursbuch« seine Zukunft längst hinter sich hatte, da formulierte es, ausgewogen wie das Fernsehprogramm, in einem Band Zweifel und im folgenden - Ende gut, alles gut - Lust an derselben. Und als den »Kursbuch«-Herausgebern gar nichts mehr einfiel«ja druckten sie einfach Fotos ab und waren als knallharte Profis dreist genug, die alte Illustrierten-Masche als etwas Neues und die mit zahllosen Meine-wahre-Geschichte-Beiträgen vorbereitete und mit dem Bilderbuch vollendete Analphabetisierung als »andere Art des Lesens« zu verkaufen.

Die genannten Sünden, mit der Selbstentpolitisierung der Linken, mit dem Einsatz radikaler Politik durch Propaganda (linker Publikationsboom) und deren schließlicher Verwandlung in seichte Kultur (die Linke kann nur noch Filme, Theater, Gedichte und Tongefäße töpfern, und das alles reichlich schlecht) stets verbunden, erklären zwar den Niedergang des »Kursbuches«, aber sie erklären nicht den mit diesem Niedergang verbundenen Markterfolg. Was den erklärt, das könnte man, da es nun schon die »Neue Subjektivität«, die »Neue Sensibilität« und die »Neue Sinnlichkeit« gibt und mit dem Niveau des Gegenstandes ohnehin unvermeidlich auch das der Kritik an demselben sinkt - das könnte man also als neudeutsche Klebrigkeit bezeichnen. Die nach dem Kiosk-Muster (»Meine wahre Geschichte«) gestrickten Beiträge, die dilettantischen und peinlichen Lebensbeichten und Geständnisse, die exhibitionistischen Protokolle und Berichte, deutscher Biedersinn und deutsche Verklemmung in Gestalt von mit tierischem Ernst und wissenschaftlichem Eifer betriebener Enthemmung - das war im wörtlichen wie übertragenen Sinn das Fleisch der letzten 25 Nummern.

Ihr Rückgrat aber waren d ie professionell geschriebenen Tendenzartikel. Sie erteilten dem Trend, den die aus der Szene herausgekritztelten Geständnisse zu extrapolieren erlaubten, den weltanschaulichen Segen. (Die wenigen vorzüglichen Artikel, die sich - niemand ist vollkommen, nicht mal der schlechte Geschmack - bisweilen ins »Kursbuch« verirrten, um dort resonanzlos unterzugehen, werden hier nicht erwähnt.) Der »Kursbuch«-Leser war froh, wenn er von Peter Schneiders Problemen mit einem großen Busen erfahren durfte (Nr. 35). Aber zufrieden war er, dem der Pudding ohne die Soße »Neue

Sensibilität« nicht schmecken will und der - die Deutschen sind ein ideologisches Volk, Karl Carstens - immer eine Weltanschauung braucht und ein gutes Gewissen - zufrieden war er erst, wenn der Fachmann Rudolf zur Lippe ihm erklärte, bei diesem oder irgendeinem anderen Phänomen, wer will das heute alles noch auseinanderhalten, handele es, sich um die »Neue Subjektivität«.

Im Land der getrennten Ehebetten und Toiletten und, komplementär und ergänzend«der Freikörperkultur; in einem Land, wo, so darf aus diesem wie Berufsverbot und Sauerkraut unübersetzbaren und international gebräuchlichen Wort schließen, die verbotene Lust, einen nackten Körper zu betrachten, nur in der Form eines konzessionierten körperkulturellen Befreiungserlebnisses, Prädikat »Besonders wertvoll«, geduldet wird; in einem Land, wo folglich der Striptease erst als subventionierte Veranstaltung des Staatstheaters einem breiten Publikum zugänglich wurde, welches den Genuß, in »Maria Stuart« die Protagonistin nackt auf der Bühne zu sehen, dann freilich gleich mit zwei Stunden Schiller abbüßen muß - umsonst ist nichts, schon gar nicht im Sozialstaat; in einem Land, wo - wiederum eine logische Schlußfolgerung - das Geschäft mit der Nacktheit staatlich subventioniert werden muß, während »Hör Zu« durch ihre Lebensproblemberatungsspalte (»Fragen Sie Frau Irene«) zum Bestseller wurde - in einem solchen Land war zu erwarten, daß sich zum degoutanten Spektakel zahlreiche und unter den zahlreichen etliche zahlende, hier: vorabdruckende Zaungäste einfinden würden.

Die Neulinke trat nicht mehr aggressiv und kämpferisch auf, sondern sie bekannte sich zu ihren Problemen - dort, wo einer des anderen Sozialarbeiter ist und eben deshalb niemand mehr zu helfen, stets ein zuverlässiger Auslöser für ein dauerhaftes und ergiebiges Gespräch. Ihr Problem aber - wer bin ich bloß und wie werde ich dann dabei auch noch froh - teilte sie mit dem Rest der Bevölkerung. Anders als dieser jedoch verfügte sie über die bessere ideologische Vorbildung, und sie profitierte bei ihren lebensreformerischen Experimenten von Nachzittern des frühen revolutionären Elans. Und als die Neulinke sich nicht nur vom Terrorismus, sondern von verbotenen ‚Früchten jeder Art, handele es sich um die verbotene Revolution oder die verbotene Liebe, distanzierte, da war die Kreativität (»Das verbale Ideal in den Ländern der Schablonisierung« - Günther Anders) der Szene konsumierbar geworden und wurde letztere vom »Kursbuch« als nationale Animiermaschine vermarktet. Seitdem ist jedes neue »Kursbuch« ein kulturelles Ereignis. Schon Lenin wußte, daß deutsche Revolutionäre keinen Bahnhof stürmen würden, ohne sich vorher Bahnsteigkarten zu besorgen. Daß sie es mit dem Gehorsam so weit treiben würden«sich keine verbotene Liebe zu leisten, es sei denn, Jörg Bopp versichere ihnen als Psychiater, dabei handele es sich um einen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet begrüßenswerten Beitrag zur sexuellen Emanzipation - das konnte er nicht ahnen.

II.

In der Szene, die das »Kursbuch« vermarktet, fungiert es als Lokalanzeiger, oder, weil alles so familiär und man stets unter sich ist, als Hauspostille, die jeden noch so sperrigen oder grausigen Gegenstand in eine gemütliche Familienangelegenheit verwandelt. Im März vergangenen Jahres - die Toten von Jonestown waren gerade ein knappes halbes Jahr unter der Erde - warf es zum Beispiel den Titel »Sekten« (Nr. 55) auf den Markt. So ernst aber war das, wie beim »Kursbuch« immer, nicht gemeint, und der Insider oder der informierte Zaungast hatte schon die Vorankündigung gelesen, in der es schelmisch heißt: »Wenn wir über die K-Gruppen, Jugendsekten, Psycho-Logen, Körnerkränzchen fleißig die Köpfe schütteln, sind wir dann nicht auch wieder nur - eine Sekte? Sektiererisches aufzuspüren an der 'Normalität', an unserem Alltagsverhalten, in der Mehrheit oder der Familie, als Partner oder als Individuum - das wäre doch mal ein Kursbuch wert! « Ausrufezeichen. Der nicht mehr ganz frische Schmunzelwitz, das augenzwinkernde Einverständnis mit dem Leser geben einen guten Vorgeschmack auf weitere Köstlichkeiten des Humors, mit denen beispielsweise Karl Markus Michel seinen Beitrag würzt. »Aber was zum Teufel oder Jones«, lesen wir da an einer Stelle, und wenig später: »Weiß Gott oder Marx«. Vorbei sind die Zeiten apodiktischer Urteile, analytischer Schärfe, beißender Polemik. Aber seit unter den Linken der verträgliche Frohsinn und die neue Heiterkeit ausgebrochen sind, gibt es dort nichts mehr zu lachen. Der mit humoristischen Einlagen aufgepeppte Text ist ungefähr so farblos wie ein Bunter Abend.

Die penetrante Harmlosigkeit, die jeden Hellhörigen in Deutschland das Fürchten lehrt, stiftet die Einheit der Lesergemeinde, und sie bewirkt deren nationale Integration. Den - nicht mehr so ganz - jungen Leuten, die den bösen Blick verloren haben und nicht mehr anmaßend, provozierend und arrogant den Umsturz aller bisherigen Gesellschaft erzwingen wollen, sondern nur noch kleinlaut, bescheiden, treuherzig und blauäugig fragen: »Was ist aus der Utopie geworden, eine Lebensgemeinschaft aufzubauen, die nicht selbstsüchtig und an materiellen Werten orientiert ist, sondern auf Liebe basiert?« - diesen nicht mehr ganz jungen Leuten also, in denen die alte deutsche Liebe zur Volksgemeinschaft weiterlebt, kann in diesem Land niemand böse sein, galten doch Einfalt und Leutseligkeit hier seit je schon als besonders wertvolle und sympathische Züge des Nationalcharakters. Während Sartre in Frankreich auch von seinen politischen Gegnern verehrt wurde, weil er intelligente Bücher zu schreiben verstand, kann in Deutschland die Frauenbewegung nur populär werden, wenn sie sich schlicht und dümmlich genug zu geben weiß.

Der empfindsame »Kursbuch«-Autor, der im neulinken Jargon von der Liebe schwärmt und sie gleichzeitig zur Basis einer Lebensgemeinschaft degradiert, provoziert neben der spöttischen Frage, warum er dann nicht schleunigst heirate, die Feststellung: »Wenn schon vernünftige Produktionsverhältnisse nicht mehr zur Debatte stehen, welche die Voraussetzung oder die Basis dafür waren, daß die Menschen einander, wenn sie Lust dazu haben, auch lieben können – dann stehe man doch besser auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung und trampele zur Not mit allen Vieren darauf herum, als daß man sich zur Liebe zwangsverpflichten lasse. Statt ökonomische und politische Verhältnisse niederreißen zu wollen, unter welchen den Menschen symbiotische Bindungen, aus deren Monströsität sich die Komik der Dick & Doof-Filme speist und die man euphemistisch Lebensgemeinschaften nennt, gar nicht erspart bleiben können, stattdessen also setzt man die Lebensgemeinschaft oder das muffig-mystische Zusammenklucken als utopischen Zweck, zu dessen Verfolgung alle Mittel recht sind: auch die Instrumentalisierung der Liebe zur Basis, zum Kitt, zum Klebestoff für das Kollektiv, für die Gruppe, welche den angeblich in dieser Welt vom Schicksal am schwersten Getroffenen, nämlich den Aspiranten auf eine mittelständische Existenz und Anwärtern auf einen Job im Sozialisationssektor Heilung bringen soll von ihrer Kaputtheit, ihren Beziehungsproblemen und ihrer Einsamkeit. »Aber eine Gemeinschaft bildet sich niemals als Ersatz für den Niederbruch seelischer Kräfte, sie besteht aus Menschen, deren Dasein entscheidend durch richtige Erkenntnisse bestimmt ist.« (Kracauer)

Weil jede Wahrheit eine Übertreibung eines Textes ist, kommt sie im »Kursbuch« nicht vor. D ie Harmlosigkeit eines Textes bewirkt stets die Verharmlosung des Gegenstandes der Erörterung. Die Technik, die z.B. im »Sekten-Kursbuch« diese Wirkung erzielt, besteht im Ignorieren oder Nivellieren jeglicher qualitativer Differenzen. Die Konzeption erinnert an den Trost, der einem vor Liebeskummer Wahnsinnigen zuteil wird, wenn man ihm kräftig die Schulter klopft und sagt: »Aber natürlich. Beziehungsprobleme haben wir alle. « Das Extrem wird nicht als Außergewöhnliches, Anstößiges in seiner qualitativen Differenz zur Normalität respektiert und festgehalten, auf daß die Einsichten, zu denen seine sperrige, monumentale Absurdität zwingt, am Ende auch unseren konventionellen Begriff vom Normalfall erschüttern, sondern es wird unverzüglich eingemeindet. Jonestown wirft in seiner grausigen Einmaligkeit und tödlichen Konsequenz kein grelles Licht auf die Verhältnisse, die es hervorgebracht haben, sondern es wird als beliebiger Auslöser für abgewetztes Gerede über Zweier-, Dreier- Undsoweiterbeziehungen in den langweilig-mittelmäßigen Alltag bundesdeutscher verbeamteter oder alternativer Spontis integriert, wo, wie überall im Büro, nur noch Beziehungsprobleme eine Rolle spielen. Der Zusammenhang, den das »Kursbuch« zwischen den Sekten und seiner Gemeinde schmunzelnd herstellt, verliert seine Wahrheit und seine provokative Wirkung, weil man ihn unverzüglich zum invarianten Bestimmungsgrund menschlichen Daseins erklärt - der alte Trick aller affirmativen Theorie.

Der Aufsatz von Michael Lucas Moeller »Mutter-Analytiker Moeller« - »Spiegel« 22/80), der Tendenzartikel in »Kursbuch« 55, hält sich nicht lange bei der Volkstempelkirche auf, sondern er will versuchen, »dem Wesen der Sekten auf den Grund zu gehen«. Nach weitschweifigen Ausführungen kommt die gründliche Wesensschau zum Resultat, der Ursprung aller Sekten sei in dem Ding zu suchen, um welches sich angeblich schon immer alles drehte und welches momentan wieder für besonders wesenhaft und fundamental gilt: im Verhältnis der Geschlechter. »Wenig Zweifel« habe er, tastet der Autor sich zaghaft und ein wenig apokryph voran, »daß unsere basalen sexuellen Gefühle und Vorstellungen die Urform einer Beziehung erkennen lassen. « Dann wird er etwas deutlicher. Es gehe ihm darum, die »Grundstruktur der wirklichen sinnlichen Beziehung zwischen Mann und Frau in der höchsten sexuellen Erregung zu finden«. Und schließlich läßt er die Katze aus dem Sack: »Das Gefühl, machtlos zu sein, sich auszuliefern, sich nicht wehren zu können, genießen Frauen besonders.« Die skandalöse Behauptung versteht Moeller nicht als traurigen empirischen Befund, welcher die Wahrheit verrät über ein gesellschaftliches Verhältnis, unter dem die Differenz - und keineswegs nur die der Geschlechter - kein anderes Verlangen hervorzurufen vermag als Vernichtungswillen, sondern diese skandalöse Behauptung versteht Moeller als Bestätigung seiner Annahme, »es gebe zu dem biologisch begründeten und soziologisch organisierten Trieb doch ein Grundmuster an Empfindungen und Vorstellungen, das durch unterschiedliche soziale Situationen und die Fülle möglicher Partnerschaften mehr oder weniger starr variiert werde«. Müßig zu fragen, seit wann der Biologie die göttliche Schöpfungskraft zugewachsen ist, Triebe zu begründen; müßig zu fragen auch, seit wann nicht mehr das gesellschaftliche Verhältnis, sondern die Soziologie die Triebe organisiert - eine Stilblütenlese wäre in dieser Arbeit unerschöpflich. Und wenn ein Autor, der sich nach eigenen Angaben einer mit dem ekelhaften Wort »Paargruppentherapie« bezeichneten Methode »sehr zugewandt« hat, behauptet: »Jeder weiß, daß sich im Verliebtsein die Welt grundlegend wandelt. Sie wird nicht nur siebter Himmel genannt; sie ist subjektiv tatsächlich so« - dann muß die hämische Frage nach der tatsächlichen Beschaffenheit des siebten Himmels hinter der bangen Sorge zurücktreten, es könnten diesem Therapeuten, der Verliebtheit offenbar nur aus besonders dürftigen Schlagertexten kennt, Leute in die Hände fallen, die sich wirklich mögen.

So bringt die neudeutsche Klebrigkeit nicht nur die Menschen einander wieder näher, sondern sie stiftet darüber hinaus die einheimische Einheit des Zeitgeists. Man ahnte bis zum Erscheinen dieses Artikels nicht, welchen Grad interdisziplinärer Integration positivistische Wissenschaftstheorie und Spontiideologie, soziologisches Imponiervokabular und tiefsinnige Wesensschau, bräsige Gelehrsamkeit und bodenlose Dummheit - richtig verkittet - einmal erreichen würden - und in der

Nummer 42, S. 81, verglich einer, der dort schreiben durfte, das »Kursbuch« mit einer »linken Akademie«.

III.

Das Akademische im »Kursbuch« repräsentiert im 60. Band (»Moral«) dem letzten, der für diese Rezension vorgelegen hat, Rainer Döbert mit dem Artikel »Normen, Einsichten und Handeln«, und er beweist, daß ein Starnberger Sozialwissenschaftler nicht nur sein Fach beherrscht, sondern außerdem jene profunde Allgemeinbildung besitzt, zu welcher die Kluge-Filme gehören. So schreibt er: »Daher stehen die Individuen oft genug vor den abstrakten moralischen Prinzipien, die die soziokulturelle Evolution übrig gelassen hat, wie die Artisten in der Zirkuskuppel vor dem gähnenden Abgrund: ratlos.« Noch schwächer als ein durchschnittlicher sozialwissenschaftlicher Text ist nur fürs »Kursbuch« aufbereitete sozialwissenschaftliche Belletristik. Die Kamikaze-Truppe, die aufs Trapez klettert, um dort ratlos zu sein, existiert nirgends als in der Gedankenlosigkeit ihres Erfinders.

Den Tendenzartikel aber hat diesmal Jörg Bopp geschrieben, und er hat ihm eine programmatische Bemerkung vorausgeschickt: »Auf moralische Verurteilungen - wie auch immer verpackt - will ich verzichten. Entrüstung vernebelt nur die Szene, die ohnehin unübersichtlich genug erscheint. Wenn Empörung und Besserwisserei abdanken, kommt die Neugier zum Zuge. « Mit dieser Verzichterklärung hat er nicht nur dem ganzen Magazin aus der Seele gesprochen und dessen Publikationspolitik oder Überlebensphilosophie - Aufregung schadet bloß der Gesundheit - werbewirksam formuliert, sondern er hat mit der Annonce auch genau den Jargon getroffen, in welchen neulinks und neudeutsch konvergieren. Die auftrumpfende Sanftmut oder die proklamierte Absage an Konfrontation, Urteil, Polemik, Konflikt, Gewalt - statt Klassenkampf Volksgemeinschaft oder formierte Gesellschaft, statt Diskussion Begegnung oder Gespräch - hatte in Deutschland stets den schneidenden Unterton einer gefährlichen Bedrohung jener, die bei dem faulen Frieden nicht mitmachen wollen. Wie man sich auf Versammlungen grüner Gewaltgegner die Drohung einhandeln kann, man werde, wenn man weiter von Gewalt spreche, verprügelt, so paßt es zu Bopps erklärtem Verzicht auf moralische Urteile, daß er jene, die gegen den amerikanischen Völkermord in Vietnam auf die Straße gegangen waren, mit der kraftlosen und deshalb gehässigen Häme von Springer-Journalisten als »Studentenbewegler« tituliert.

Gegen Empörung und Besserwisserei setzt Bopp die Neugier - als wäre Neugier ohne den Reiz, Empörendes oder Verlockendes, gar empörend Verlockendes zu entdecken, noch immer eine Begierde. Der neulinke Jargon zieht den triebhaften, asozialen, anarchistischen Gelüsten den Stacheln, indem er sie zu handlichen, adretten und marktgängigen Gesprächsthemen, zum Klebstoff fürs Kollektiv verstümmelt - als ließe sich über Neugier, Lust, Sinnlichkeit dort, wo sie wirklich vorkommen, so gemütlich, seicht und weitschweifig miteinander reden. Das vom Trieb abgeschnittene Ungestüm, sein unbedingtes und nicht den Aufschub endlosen seichten Geredes duldendes Verlangen, entqualifiziert sich dabei zu einer bösen Energie, die nur noch den blinden Willen speist, zu reüssieren. Das barbarische Wort von der Neugier, die nach Abdankung ihrer Konkurrenten »zum Zuge« kommen müsse, verrät die Eiseskälte, Abgebrühtheit und Verhärtung, die erforderlich sind, um unter den bestehenden Verhältnissen, wo sich die Hiobsbotschaften aus Südafrika, aus Mittelamerika, aus Bolivien und der Türkei überschlagen, wie Oswald Kolle (»Die Rolle der Zärtlichkeit stand bei meiner Arbeit immer im Mittelpunkt« - »Stern« 25/80) vornehmlich Lust, Sinnlichkeit, Entspannung und Zärtlichkeit zu propagieren.

Der neulinke Jargon dementiert, wenn man ihn wörtlich nimmt, stets die bezweckte Botschaft. Ein anderer »Kursbuch«-Autor bekennt: »Auch ich persönlich versuche in diese neue Lebensform der Lust und des persönlichen Glücks hineinzuwachsen. « -Wie wenn das, worin hineinzuwachsen man sich anstrengen muß, dann am Ende noch Lust oder Glück wäre und nicht der sauer verdiente Lohn für harte Arbeit. Wenn Bopp den Jugendlichen, deren Moral er in seinem Tendenzartikel vorgeblich untersucht und tatsächlich vermarktet, eines seiner peinlichen Komplimente machen möchte, dann schreibt er: »Ein beträchtlicher Teil der Jugendlichen gewinnt zur eigenen Sexualität ein entspanntes und lustvolles Verhältnis.« - Wie wenn es der Kombination mit der Feierabend- und Freizeitvokabel »Entspannung« noch bedürfe, um die zum Wortkrüppel »lustvoll« (randvoll, handvoll) denaturierte und durch die Verbindung mit dem Allerweltswort »Verhältnis« kompromittierte Lust endgültig zu liquidieren. Wie in der Reklame für Waschmittel und Körperhygieneartikel, wo sich die Schmusewolle, die feuchte Frische, die zauberhafte Zartheit am Ende als ein Stück Seife oder eine Rolle Klosettpapier entpuppen, so sind die Handelsmarken der neudeutschen Klebrigkeit - Sensibilität, Lust, Sinnlichkeit, Zärtlichkeit etc. - nur modifizierte Reklamesprüche für das immergleiche Produkt: für den Kitt, für das Schmalz, für die Schnulzen, welche die Zerrissenheit einer Gesellschaft verewigen, indem sie die Risse kleben.

Im mißlungenen, weil nicht pornographisch gemeinten Satz: »Die Glieder verlieren sich im Rhythmus«, mit welchem Bopp seinem Verständnis, seiner Bewunderung für die Disco-Jugend Ausdruck verleihen möchte, verraten sich die Anstrengung und Verspannung, die hinter Bopps Überanpassungsleistung an die schöne neue Welt stecken, und sie bestimmen den ganzen Text. Sein verkrampfter Eifer, alles, wenn nicht schön, so doch wenigstens verständlich zu finden, ist gewissermaßen nicht mehr zu bremsen. So schreibt er, einfühlsam und schlichtend im angeblichen Generationskonflikt vermittelnd: »Die Jugendlichen können sich nicht mehr vorstellen, daß die wohlhabende westdeutsche Gesellschaft unter

großer Mühe aus Trümmern, Hunger und Armut aufgebaut wurde. « Wie man aus nichts einen Kuchen bäckt - das kann sich allerdings niemand vorstellen, selbst wer von Marshallplangeldern und von Koreakrieg nichts weiß. Daß das Wirtschaftswunder auch deshalb möglich wurde, weil die vom Faschismus zerschlagene deutsche Arbeiterklasse unter Adenauer ihren Kollegen im Ausland das Streiken überließ, hat Bopp, der doch wohl auch aus der Protestbewegung kommt, vergessen. Die einmal in Reklame verwandelte Theorie ist am Ende wie alle Reklame ganz gleichgültig gegen das jeweilige Produkt. So unterstützt die neudeutsche Klebrigkeit, welche ausgezogen war, ihren eigenen Rummel zu verkaufen, schließlich die reaktionäre Propagandalüge vom durch Entbehrung, Sparsamkeit und Arbeitsfleiß bewirkten Wirtschaftswunder.

Das sich abzeichnende Umschlagen neudeutscher Klebrigkeit in reaktionäre Ideologie hat aber vielleicht auch eine gute Seite. Vor lauter Beflissenheit schießen die Propagandisten über das Ziel hinaus: So zäh ist diese Klebrigkeit unter den ständigen Bemühungen, sie zu vervollkommnen, vielleicht geworden, daß niemand sie mehr verträgt. Wer sich beim Verzehr seines selbstgebackenen Brotes an Bopps Formulierung »auf schonsame Weise zubereitet« erinnert, dem bleibt vielleicht der Bissen im Hals stecken. Vor der Zudringlichkeit, mit welcher die Neulinke die Jugend in ihr alterndes Herz schließt, läuft sie, wenn ihr ihr Leben lieb ist, mit Sicherheit davon. Und wenn jene Jugendlichen, die es in der Gesellschaft, in der sie Überflüssig geworden waren, nicht mehr ausgehalten haben, sich im »Kursbuch« nachsagen lassen müssen: »Viele ziehen aus den Städten in die Ruhe und Frische des Landes« - als wenn die ganze schmerzhafte Prozedur nur ein Spaziergang oder eine Sommerfrische wäre - dann kommen sie vielleicht zurück, um sich zu wehren.

Literatur-Konkret 1980, S. 24

Helga M. Novak, Alfred Paffenholz

»Es läuft nicht gut«

Wie Schriftsteller auf den deutschen Herbst reagieren/ Ein Interview von ALFRED PAFFENHOLZ

Beginnen wir bei Ihrem letzten Roman, dem Roman »Die Eisheiligen«, ein Erinnerungsbuch an Ihre eigene Kindheit und Jugend, Kriegs- und Nachkriegszeit, die Zeit zwischen Nationalsozialismus, sowjetischer Besatzungsmacht und den ersten Jahren nach Gründung der DDR. Sie bezeichnen dieses Buch selbst als autobiographisch, dennoch möchte ich fragen: Ist die Ich-Erzählerin dieses Buchs wirklich Helga M. Novak oder ist sie auch eine Kunstfigur mit autobiographischen Bezügen?

Novak: Ich habe es nie als Roman empfunden. Ich habe das Buch auch nicht chronologisch geschrieben, sondern die Teile sehr sporadisch geschrieben, notiert, manchmal noch gar nicht ausgearbeitet, und später erst wie Filmmaterial am Schneidetisch zusammengesetzt. Die Chronologie und die Kapiteleinteilungen habe ich erst später hergestellt aus den verschiedenen Teilen. Denn die Erinnerung hat ja keinen chronologischen Gang gehabt, sie hat mich auch nicht nach kalendarischen Angaben überflutet, sondern da kam hier was und da was also ganz sporadisch. Aber: das Buch ist unbedingt eine Autobiographie; ich habe aufgeschrieben, was ich erinnere und wie ich es erinnere, alles.

Aber die Ich-Erzählerin ist genausogut eine Kunstfigur, denn ich bin jetzt einige Jahre über vierzig, ich bin jetzt nicht mehr das Kind, ich habe zwar alles aufgeschrieben, was ich erinnere, aber inzwischen bin ich nicht mehr dasselbe Kind, sondern eine Schriftstellerin, die viele Jahre lang mit Sprache zu tun hat. Also ist es ja logischerweise auch eine Kunstfigur und man macht sich dann auch aus Identifikationsgründen seine Kindheit. Und sicher auch so, wie man es jetzt sehen möchte. Ich habe mich trotzdem um größtmögliche Nähe und Ehrlichkeit bemüht.

Bedeutet diese Niederschrift für Sie auch ein Stück persönliche Befreiung von Ängsten, die zurückliegen?

Novak: Es ist insofern ein Befreiungsakt gewesen, als ich jetzt mit der Erinnerung und mit meiner Kindheit besser fertig werde. Die Arbeit an diesem Buch ist für mich ein psychoanalytischer Kraftakt gewesen: Endlich sind jetzt die Dinge vergeben und vergessen, die mich immer noch belastet haben, von denen ich immer noch schwer geträumt habe. Ich hatte es einfach nötig, mich auseinanderzusetzen mit meiner Mutter, mit meinem Vater, mit mir, mit bestimmten Wiederholungszwängen und Charaktereigenschaften die nun nicht plötzlich geändert sind n2 Erscheinen des Buches, aber ich habe sie mir bewußt gemacht. Das alles war wichtig.

»Die Eisheiligen« sind von der Kritik stark beachtet worden. In einer Kritik wurde ein schwerer Vorwurf erhoben: Günter Zehm schrieb in der Tageszeitung »Die Welt«, Sie seien mit Ihrem Versuch, die eigene Kindheit in Literatur zu verwandeln, spektakulär gescheitert, Sie hätten nur einen »Stammbaumauszug« zustandegebracht, weil Sie sich selbst zu wichtig genommen und Ihrer Mitwelt zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trifft Sie so etwas? Wie gehen Sie mit Kritik um?

Novak: Nein, das trifft mich überhaupt nicht. »Stammbaum« ist natürlich gut gesagt, das ist genau das, was ich nicht habe. Und natürlich habe ich mich wichtig genommen, es ist ja schließlich meine Kindheit. N in, das trifft mich nicht, daraus kann ich nicht einmal etwas lernen. Das amüsiert mich. Es stand ja noch etwas in dieser Kritik, z.B. es sei bisher immer das Privileg der schreibenden Frauen gewesen, Dinge wie Vergewaltigungen und andere »obszöne Vorkommnisse« nicht zu beschreiben. Ich habe also auf das Privileg verzichtet und habe mich an die Realität gehalten. Jedem männlichen Schriftsteller hätte Zehm das offensichtlich verziehen; aber die Kriegsjahre und auch der Einmarsch der Roten Armee haben gar keine Rücksicht genommen auf unsere kindlichen oder weiblichen oder mädchenhaften Vorstellungen und Empfindungen, wir wurden genauso Zeuge dieser Dinge wie die Jungs. Und ich habe es deswegen aufgeschrieben. Daß ich diese Dinge nicht aufschreiben sollte, das scheint mir eine sehr konservative, sehr enge und rückschrittliche Sicht zu sein. Mir das vorzuwerfen, das entlarvt denn doch den Kritiker.

Wie gehen Sie allgemein mit Kritik um?

Novak: Ich lese selten Kritiken, aber ich lese manche. Vehemente Vorwürfe, die ich selber als Mangel meiner literarischen Arbeit anerkennen kann, merke ich mir. Wenn ich dann aber das nächste Buch schreibe, kann es genauso gut sein, daß ich das wieder vergessen habe. Ich habe nie den Eindruck gehabt, daß Kritik mir wirklich bei der Arbeit hilft oder mich bei der

Arbeit beeinflußt. Nun kann so etwas ja auch unbewußt passieren, aber darüber kann ich dann nichts sagen. Das Buch, das schon fertig vorliegt, kann ich sowieso nicht mehr ändern, das kann auch der Kritiker nicht mehr ändern. Der Kritiker hat einen ganz anderen Beruf als ich, ich akzeptiere ihn, und ich erwarte, daß der Kritiker den Schreiber akzeptiert. Ich habe wenig übrig für Kritiker, die ein Buch, in dem viel ehrliche Arbeit drinsteckt, zerfetzen, so als sei das ein nebenher schlecht geschriebenes Kochbuch. Ich kann auch nicht verstehen, daß Kritiker es auch manchmal nötig haben, sich auf Kosten des Autors zu profilieren. Aber alles in allem: auch negative Kritiken machen mir nichts. Ich bin nicht so eitel.

Schlüpfen Sie selbst auch gelegentlich in die Rolle des Kritikers, urteilen Sie über Bücher von Kolleginnen und Kollegen?

Novak: Ich mache sehr selten Buchbesprechungen, eigentlich nur so alle zwei Jahre eine Rezension. Das sind Kritiken, das sind Arbeiten, die nur mein Leseerlebnis darstellen.

Und was lesen Sie?

Novak: Ich lese nicht das Neueste, ich lese - wenn wir bei der Prosa bleiben - fast alles, was ich an russischen Autoren kriegen kann, weil ich das immer schon gerne gelesen habe. Ich lese fast alles, was ich an irischen Büchern bekommen kann, und dann lese ich jetzt - nicht damals, als es modern war und in aller Munde - die südamerikanischen Autoren. Ich lese also nicht das Neueste. Bei der Lyrik ist es etwas anderes, da lese ich dann tatsächlich lieber Ezra Pound als Rilke, und moderne Autoren sind mir da wichtiger als - sagen wir - Mörike, wobei ich natürlich auch Mörike lese, aber da bin ich nicht so konservativ.

Beeinflußt Sie diese Lektüre?

Novak: Bei der Lyrik kann ich das ganz konkret beantworten. Es beeinflußt mich schon 'mal in der Richtung, als ich nicht wiederholen möchte, was schon einmal gemacht worden ist. Ich bemühe mich jedenfalls, doch auf dem Stand des schriftstellerischen Handwerks zu bleiben, obwohl ich gerne Balladen schreibe, die ja etwas sehr Altmodisches sind.

Die Ballade ist ja eine Form, auf die Sie sehr früh gestoßen sind. Es gibt eine Stelle in den »Eisheiligen«, wo es heißt: »Ballade - das kann ich. «

Novak: Ballade ist ja auch die früheste Form von Literatur überhaupt, sie liegt noch vor den Epen. Die Ballade ist ja älter als die Gattungen. Wenn Goethe sagt, in der Ballade vereinigen sich Drama (Tragödien), Gedicht und Erzählung, dann vereinigen sich diese Gattungen da nicht bewußt, sondern die drei Gattungen sind nach der Ballade entstanden.

Mich hat als Kind immer schon an der Ballade gereizt, daß sie eine Story hat, daß die Ballade einen Nachrichtenwert hat. Und das kam daher, daß ich als erstes Balladen gelesen habe. Davon wird man ja doch beeinflußt. In der DDR wurden zudem immer mehr Balladen geschrieben als hier, dort ist diese Gattung sehr viel ernster genommen worden; dort gab es eine nahtlose Kontinuität in der Balladendichtung. Ich meine jetzt nicht nur Brecht und Weinert, die Älteren, das gilt für alles, bis hin zu Biermann. Auch Sarah Kirsch hat Balladen geschrieben. Das ist nur hier, daß es hieß, Ballade geht nicht mehr, die Ballade ist tot

Sie sind der sechste Stadtschreiber von Bergen-Enkheim und Sie haben - anders als Ihre männlichen Vorgänger - bei der Schlüsselübergabe gegenüber den Honoratioren und Bürgern gleich zu verstehen gegeben, daß Sie nicht nur über Literatur reden wollen, sondern daß Ihnen auch einiges anderes am Herzen liege. Was liegt Ihnen am Herzen? Wollen Sie sich einmischen in die Kommunalpolitik?

Nein, ich habe gar nicht die Absicht, mich in die Kommunalpolitik einzumischen, das ist nicht meine Aufgabe, und das kann ich auch gar nicht, weil ich keine Erfahrungen habe auf dem Gebiet und auch keine Lust dazu. Ich bin Schriftsteller und schriftstellerische Tätigkeit hat sich längst auch als Einmischung erwiesen.

Nicht ich habe als erster Stadtschreiber politisch gesprochen. Nicolas Born hat ein Jahr vor mir einen langen, sehr gut durchdachten und formulierten Vortrag über die Umweltzerstörung in Deutschland gehalten. In meinem Fall - ich habe nur einige Minuten gesprochen - wollte ich nicht einfach eine Grußadresse ausstoßen, auch wollte ich mich nicht verpflichten, das und das zu tun, aber da wir im Jahr des Kindes waren und mein Vorredner das Jahr des Kindes erwähnte im Festzelt, habe ich dann zum Thema »Jahr des Kindes« gesagt, was auf der Hand liegt: die Kindesmißhandlungen in Deutschland,

die Selbstmordversuche von Kindern. Und - so hatte man mir gesagt - es ginge in Bergen darum, die Kinder an die Literatur heranzuführen und zum Lesen zu bringen; das war mir zu wenig, das nur so als Glasglocke über mich zu stülpen, das geht nicht. Deshalb habe ich ganz konkret über Kinder gesprochen, über Kindesmißhandlungen, über die Zerstörung der KITAS in Frankfurt, den Abbau von Abendgymnasien und über die Verfahrensweise mit dem TAT. Und daß man uns die Bundesgartenschau hier in den Grüneburgpark setzen will, dorthin, wo die Kinder sich den ganzen Tag vergnügen und spielen und erholen. Gerade in Frankfurt, wo wir kaum noch Grünzeug in der Stadt haben. Gegen diese - wie ich es genannt habe - Einschränkung der kindlichen Freiheit, ja gegen diese Vertreibung der Kinder, dagegen habe ich mich gewandt.

Heißt das, daß private Erfahrungen für Sie auch politische Erfahrungen sind, keine Gegensätze sind?

Das sind keine Gegensätze. Und ich behaupte, daß das nicht nur auf mich zutrifft. Mein Lebenslauf und alles Private sind so verflochten mit den politischen Ereignissen, sei es in der DDR oder sei es hier oder auch schon vor Bestehen der DDR. Es gibt doch von Leuten, die zwischen 1930 und 1935 geboren sind, keine unpolitische Kindheit, ob das nun Flüchtlingskinder sind, ob diese Kinder in Berlin in Bombenkellern gesessen haben oder ob sie durch die Rote Armee oder die Amerikaner in ein neues Leben katapultiert worden sind - es gibt da doch gar keine private Kindheit. Und das kann man fortsetzen. Nein, ich halte das nicht für einen Gegensatz.

Was tut man als Stadtschreiber von Bergen-Enkheim?

Bergen-Enkheim ist ein Stipendium und soll dem Schriftsteller die Möglichkeit des Wohnens und der ruhigen Arbeit geben. Die 1.800 Mark im Monat sollen ihm ein Mindesteinkommen garantieren, so daß er ein Jahr lang schreiben kann, was er will, woran er will. Ich hab ein paar Lesungen dort gemacht, ein paar Diskussionen, mehr eigentlich bisher nicht. Kontakte ergeben sich an jeder Straßenecke, von Nachbar zu Nachbar auch, es kommen auch Leute ganz spontan zu mir, weil sie ein Buch gekauft haben und Fragen haben oder es signiert haben möchten, dann redet man miteinander, oft zwei, drei Stunden. Kinder schauen vorbei. Kürzlich habe ich eine Veranstaltung nur mit Kindern gemacht und ihnen über Island erzählt, eigens zwei isländische Märchen übersetzt, Dias vorgeführt, ihnen Briefmarken und Geld aus Island gezeigt. Ja, und dann habe ich mal ein großes isländisches Frühstück gemacht. So daß es sich herausstellt, dies hier ist gar nicht eine reine literarische und aufklärerische Arbeit, es ist Kontakt. Und das, glaube ich, ist es auch, was die Leute wollen. Sie wollen einen Schriftsteller aus der Nähe kennenlernen.

Das klingt fast schon zu schön, so wie heile Welt.

Novak: Nicht heile Welt, denn es kommen ja nicht alle. Einer z.B. hat nach meinem Auftritt im Festzelt einen Leserbrief an die FAZ geschrieben, Überschrift: »Unkraut«. Und im Text hieß es, was uns in diesem Jahr angeboten wird, ist offenbar kein zartes Pflänzchen, sondern besser Unkraut usw. Sehr böse. Aber von solchen Leuten kann ich Ihnen nichts erzählen, die kommen nicht zu mir, und ich gehe nicht zu ihnen.

Sie hatten ja auch massiven Ärger mit dem Hörspiel »Ballade von der Minenwippe«. Sie haben oder hatten ein Wochenendhaus in der Rhön, und dort gelten Sie als »Nestbeschmutzerin«?

Novak: Ja, das hat sich nicht dadurch ergeben, daß die Bauern das Hörspiel gehört haben, sondern das kam anders. Unser Bauernhaus lag direkt an der Grenze zur DDR, wir haben es inzwischen verkaufen müssen. Unsere Bauern haben sich immer sehr militant und sehr aggressiv gegen die Studentenbewegung in Frankfurt geäußert, und wir, Horst Karasek und ich, die wir in Frankfurt leben und die Studentenbewegung mitgemacht haben, haben das streckenweise verteidigt. Zu dem Zeitpunkt passierte aber noch gar nichts, das waren Meinungsverschiedenheiten, die es überall gibt. Die Bauern waren sogar ganz nett zu uns. Dann aber haben wir zur Zeit der »Winterreise« eine Hausdurchsuchung in diesem Bauernhaus gehabt mit 250 Polizisten, und die haben rundum die DDR-Grenze abgeriegelt, damit wir nicht in die DDR fliehen könnten, was höchst lächerlich ist. Und erst seit dieser Aktion wurde gegen uns dort ernsthaft Front gemacht vonseiten der Regionalpresse, kleiner, halb-faschistischer Zeitungen. Da haben auch die Bauern gesagt: Na ja, die kommen ja aus Frankfurt, sie haben etwas mit den Terroristen zu tun, umsonst wird die Hausdurchsuchung nicht gewesen sein. Die Sache beruhigte sich aber wieder, doch dann haben wir im »Deutschen Herbst« bei der Suche nach dem entführten H.M. Schleyer wiederum eine Hausdurchsuchung gehabt auf dem Bauernhof, wo die überall herumgestrampelt sind. Wissen Sie, wir

haben das Haus dann verkauft.

Also resigniert?

Novak: Ja, wir haben resigniert, das will ich zugeben. Dazwischen lag das Hörspiel von der »Minenwippe«, denn nach der ersten Hausdurchsuchung haben die Bauern Horst Karasek mal angedroht: Wenn du mit denen zu tun hast von der RAF, dann schmeißen wir dich über die Grenze. Dadurch kam das Thema überhaupt in meinen Kopf, und die »Minenwippe« ist eigentlich das Ergebnis der nur verbalen Angriffe der Bauern.

Haben Sie für sich daraus persönliche Schlüsse gezogen? Hat sich für Sie etwas geändert, was das Leben in diesem Staat, in dieser Republik angeht?

Novak: Das Bauernhaus, das wir dort hatten, das hatte eine große Bedeutung für mich. Ich hatte da zum erstenmal auch wieder eine Beziehung zur deutschen Landschaft, ich war da sehr gerne, ich hab da doch auch drei Bücher geschrieben. Ich hatte das erste Mal hier in der Bundesrepublik - in Frankfurt habe ich das nämlich nicht - das Gefühl, irgendwo zu Hause zu sein. Nun ja. Aber zuerst habe ich - und das betrifft den ganzen »Deutschen Herbst« - so reagiert: Ich wollte sofort wieder weg. Nun habe ich, durch die Kindheitsgeschichte und auch durch die DDR-Erfahrung, so einen Fluchtimpuls entwickelt und ich dachte, nun gehst du wieder nach Island. Das ist keine Angst, da ist auch viel Trotzreaktion dabei, ein emotionales Nicht-bleiben-Wollen, Sich-hier-nicht-durchbeißen-Wollen. Das hat sich inzwischen gelegt. Ich würde mir also, wenn ich Geld genug hätte, morgen wieder ein Bauernhaus kaufen, außer in Bayern. Also habe ich nicht sehr viele Schlüsse aus dem Ganzen gezogen, wie Sie sehen.

Sie sagten, in Frankfurt seien Sie nicht zu Hause.

Novak: Ich bin da schon zu Hause, aber ich habe da nicht so sehr das Gefühl von Heimat. Wissen Sie, vielleicht bin ich da sentimentaler als andere. Ich habe immer sehr großes Heimweh nach der Mark Brandenburg, auch mit ein Grund, warum ich dieses Buch »Die Eisheiligen« geschrieben habe. Ich habe mir sozusagen noch einmal die Landschaft und die Umgebung hereingeholt.

Ich bin in Frankfurt zu Hause, es ist aber nicht so, daß ich es hier schön finde. Muß man ja auch nicht, als Schriftsteller irgendwo leben, wo es besonders schön ist. Ich laufe nicht herum als unbehauster Typ oder als Dauer-Emigrantin.

Sehen Sie - wenn wir einmal versuchen, einen Blick in die Zukunft zu werfen - besondere Bedrohungen auf uns zukommen, besonders hier, in der Bundesrepublik Deutschland? Ihr Kollege Günter Kunert hat einmal - sinngemäß - gesagt, heute bedürfe es eigentlich gar nicht mehr der Sensibilität und Prophetie von Dichtern, um festzustellen, daß wir uns in einer gewissen Endzeitphase befinden.

Novak: Obwohl ich mit dem Wort »Endzeit« vorsichtig umgehe, denn der Weltuntergang ist schon in der Edda prohezeit worden und wird immer wieder prophezeit, hat der Kunert schon recht. Es bedarf durchaus nicht mehr der dichterischen Prophetie zu sagen, daß es nicht gut läuft. Und das beziehe ich nicht nur auf Umweltprobleme, wie es so schön heißt, sondern auf die politische Tendenz, nicht nur in Deutschland, vielmehr auch in den Ländern rundherum. Es ist ein Rechtsruck überall zu bemerken, ein Zug ins Konservative, von Island bis Portugal, und hier auch. Andererseits: Ich bin in keiner Partei und nehme am parlamentarischen und am Parteienleben nicht teil. Ich sage also nichts dazu, wer in diesem Land nächstens Kanzler wird. Das ist wichtig, aber dazu äußere ich mich nicht.

Das klingt ziemlich resignativ. So resignativ sind Sie doch gar nicht?

Novak: Nein, ich bin nicht resignativ, ich bin an parlamentarischer Demokratie nicht vornehmlich interessiert. Das bedeutet allerdings nicht, daß ich nicht mit großem Interesse zum Beispiel die Abrüstungsvorschläge der Sowjetunion verfolge und die Reaktionen der NATO darauf. Aber ich habe einfach keinen Blick für dieses Hin und Her, diese Reformen, die man durchführen will, die dann doch wieder abgebaut werden. Mich kann man nicht hinter dem Ofen hervorlocken mit einem Mindestmaß an bürgerlichen Freiheiten, wenn ich sehe, wie viele bürgerlichen Freiheiten schon abgeschafft worden sind, und ich kann nicht die SPD verteidigen aus lauter Angst vor der CDU/CSU, wo ich doch sehe, was die SPD auch alles an grundsätzlichen Fehlern gemacht hat. Ich bin nicht systemerhaltend programmiert, wenn man so will. Und sollte es - das

habe ich schon einmal gesagt - zu militärischen Auseinandersetzungen in Europa kommen (es sieht überhaupt nicht so aus), dann sage ich: Dies ist kein Land, dafür zu sterben. Es gibt nichts, wofür ich in Deutschland, weder hier, noch in der DDR, auf die Barrikaden gehen würde.

Sehen Sie sich den ganzen Vietnam-Konflikt an, wir haben jahrelang Partei ergriffen im Vietnam-Krieg, zu Recht, ich distanziere mich davon überhaupt nicht. Wir sehen jetzt das Ergebnis: Amerika ist rausgeflogen aus Südost-Asien, wir haben jetzt Vietnam, aber wir haben auch Vietnam in Kambodscha, wir haben also zwischen China und der Sowjetunion sozusagen einen Stellvertreter-Krieg, der ausgetragen wird auf dem Rücken des kambodschanischen Volkes und auch auf dem Rücken des vietnamesischen Volkes, welches auch hungert - was wir nicht vergessen wollen. Das ist alles gar nicht verworren, sondern so durchsichtig geworden, besonders diese Stellvertreter-Kriege, die wir ja auch in Afrika haben an den verschiedenen Fronten, daß ich eine Parteinahme zwischen Ost-Block und West-Block schon überhaupt nicht mehr fertigbringe, und dieses taktische Vorgehen und parlamentarische Dinge schon mal gar nicht, die uns hier vorgeführt werden. Wenn die NATO hier aufrüstet und hier Raketen stationiert, was sie immer schon getan hat und immer tun wird - offensichtlich reißt sich die Bundesrepublik darum, das Zeug zu stationieren, im Gegensatz etwa zu Holland, Norwegen, Dänemark, die sich schon früher gewehrt haben, nicht erst jetzt -, wenn sich also die Bundesrepublik darum reißt, die amerikanische Rüstungsindustrie (davon hängen so und so viele Arbeitsplätze ab) zu unterstützen, bitte. Aber doch nicht mit mir. Ich geh doch nicht mit der Sozialdemokratie gegen die CDU, nur um dann diese Dinge zu forcieren, die mir vollkommen widerstreben.

Also, das ist nicht resignativ, ich bin ausgesprochen militant. Aber ich sehe keinen Weg zum Sozialismus in einem solchen Land wie die Bundesrepublik, und ich bin Sozialist.

Literatur-Konkret 1980, S. 29

Martin Walser, Roland Lang

»Wie tief sitzt der Tick, gegen die Bank zu spielen?«

Roland Lang fragte Walser nach seinem Verhältnis zur DKP, zur SPD und zur Bodensee-Sippe seiner Romanwelt

KONKRET: Im Sommer ist Franz Xaver Kroetz aus der DKP ausgetreten. In einem Telefoninterview hast du, von der »Frankfurter Rundschau« um eine Stellungnahme gebeten, sinngemäß gesagt: Dieser Austritt ist schon lange fällig gewesen, und mich hat's gewundert, daß es so lang gegangen ist. Meine Reaktion auf diese Aussage von dir war im ersten Moment ganz emotional, ich dachte: Warum ist der Walser wohl so böse?

WALSER: Das ist ja nichts Böses. Ich habe nie verstanden, warum der Kroetz die DKP in dieser für mich schon grotesk-imitatorisch wirkenden Art vertreten hat. Das habe ich mit seiner schriftstellerischen sprachlichen Empfindlichkeit nie zusammengebracht: daß er bei UZ-Umfragen, zu lesen dann auf der Titelseite der UZ, immer ein Vokabular in den Mund genommen hat, das wie die Imitation eines Zentralkomitee-Kommunique-Vokabulars gewirkt hat. Mit der Zeit habe ich den Eindruck gehabt, daß ihm das alles nichts ausmacht, was auch immer in der Entwicklung dieser Partei passiere: Er merkt's entweder nicht oder er schluckt's, es ist ihm egal. Deswegen, muß ich sagen, war ich froh über diese Nachricht, weil das in meiner Vorstellung die ramponierte Kroetz-Figur etwas restauriert hat. Denn mir kommt ein Schriftsteller, der ein solches Vokabular reproduziert, gefährdet vor.

KONKRET: Dein Verhältnis zur Partei war ja einmal - ich habe mir da die Wahlzeitung von 1972 zur Bundestagswahl angeschaut, den Dialog zwischen Walser und Bachmann - durchaus von starker Sympathie bestimmt. Dann änderte sich was. Man hatte den Eindruck, und den bestätigt deine Aussage zu dieser Kroetz-Sache, daß du der DKP gegenüber auf Distanz gehst und mehr und mehr eine Haltung der Opposition und der Verurteilung einnimmst.

WALSER: Ja, der Eindruck täuscht nicht.

KONKRET: Was hat sich seitdem an der Politik, was hat sich am Bild der DKP, oder was hat sich an der politischen Situation geändert, daß dein Verhältnis zu dieser Partei jetzt eins der Gegnerschaft ist?

WALSER: Es tat sich eben in der Partei *nichts* geändert, das ist es. Ich war ja nie Mitglied dieser Partei, aber ich habe am Anfang der siebziger Jahre gehofft - und zwar lange bevor es das Stichwort »Eurokommunismus« in der Diskussion gab, und es war mein Bedürfnis, gerade in der Zeit, in der die SPD sich in der Frage des Vietnam-Krieges anders verhielt, als ich dachte, daß man sich verhalten müsse - ich habe also gehofft, eine Partei zu finden, in der man seine Hoffnungen unterbringen könnte. Die DKP war gerade erst entstanden, und ich dachte, es sei vielleicht eine Entwicklung drin. Ich habe allerdings von Anfang an - und das habe ich niemals, bei keiner Zusammenkunft, verschwiegen - gesagt, daß mir an einer Partei läge, die inländisch wäre; ich habe immer gesagt, eine *hiesige* Partei. Und auch in jener Wahlzeitung mit Bachmann habe ich gesagt, daß mir nicht an einer Partei liegt, die ihr Zentrum im Ausland hat. Die DDR ist momentan Ausland. Und das hat sich nun überhaupt nicht geändert: Die DKP ist für mich eine im Ausland zentrierte Partei geblieben und mein Interesse an dieser Partei ist aus diesem Grunde völlig erloschen. Nicht zur Gegnerschaft geworden. Aber es ist erloschen. Vielleicht habe ich nicht lange genug zugeschaut. Aber für mein Bedürfnis war es lange genug. Ich halte eine Entwicklung unter den gegenwärtigen Umständen innerhalb dieser Partei nicht für möglich. Ich könnte das ein bißchen sentimentaler formulieren, aber sachlich ist das der Inhalt.

KONKRET: Und dieses Erloschensein geht so weit, daß du dir nicht vorstellen kannst, dich jemals wieder für diese Partei zu interessieren?

WALSER: Heute sage ich nachträglich - jetzt schon aus einer vollkommenen Ferne: Die DKP hat nicht nur damals, Anfang der siebziger Jahre, sagen wir mal, 1975, ihre Entwicklung versäumt - sie hat überhaupt keine Kindheit durchgemacht, die irgendwohin hätte führen können. Inzwischen ist ja in ganz Europa dieser Zug abgefahren. Andere Parteien haben da ja Entwicklungen durchlaufen, das hätte eigentlich eine Chance geben müssen. Das war offenbar eine Epoche, wo man so eine Entwicklung machen konnte, und in dieser Epoche hat die DKP keine gemacht.

KONKRET: Stelltest du dir vor, eine Kommunistische Partei in der Bundesrepublik mit dem Selbstverständnis der derzeitigen italienischen KP?

WALSER: Man muß gar kein anderes westeuropäisches Vorbild zitieren, es würde ja genügen, wenn diese Partei selber eine Entwicklung gehabt hätte. Ich glaube jetzt nicht mehr dran. Wenn die *einmal* gesagt hätten, wir sind von hier!

KONKRET. Wie hätte sich das ausdrücken sollen?

WALSER: Dazu gab es doch tausend Gelegenheiten! Innerhalb des Kulturbetriebes haben sich groteske Gelegenheiten ergeben. Von Biermann bis zu Sowieso.

KONKRET: Du meinst also: Stellungnahme gegen die Ausbürgerung Biermanns, oder Stellungnahme gegen den Ausschluß einiger DDR-Autoren aus dem Schriftstellerverband ...

WALSER: ... um mal in der Nähe zu bleiben. Wo sich die Italiener völlig anders verhalten haben als die DKP.

KONKRET: Gut, das waren kulturpolitische Konflikte. Aber man muß die Politik der DKP ja auch an der Innenpolitik messen, und wenn man da den Kulturbereich mal beiseiteläßt ...

WALSER: Nein, man darf den Kulturbereich nicht beiseitelassen.

KONKRET: Aber man kann doch nicht nur auf den Kultursektor schauen!'

WALSER: Aber davon verstehen wir ja ein bißchen was! Ich verstehe ja ein bißchen was von der Arbeit im Felde der öffentlichen Meinung, weil ich das 25 Jahre lang betreibe, und die Wichtigkeit von Öffentlichkeit, eine Errungenschaft der bürgerlichen Revolution, kann man nicht beiseiteschieben. Das hat für mich nahezu religiösen Rang.

KONKRET: Gut. Nur muß man aber doch gerechterweise die Gesamtarbeit einer kommunistischen Partei sehen, das, was sie an politischen Aussagen und politischen Aktivitäten insgesamt einbringt. Und da könnte man ja sagen, da existiert das, was du diese DDR-Orientiertheit nennst, aber die Partei entwickelt im politischen Feld der Bundesrepublik durchaus Initiativen und wirkt als Kristallisationspunkt, der was wert ist, der was Positives darstellt.

WALSER: Ich seh nur, daß sie alles, was in dieser Republik bei uns probiert wird und geschieht, von einem mechanischen DDR-Standpunkt aus beurteilt. Ich seh da überhaupt nicht eine Substanz oder Form der selbständigen Teilnahme an der politischen Entwicklung dieses Staates. Sondern ich sehe immer nur die Reproduktion eines Standpunktes, der außerhalb des Bodens dieser Republik liegt.

KONKRET: Naja, aber es könnte ja sein, daß die DDR - zum Beispiel - in ihrem Urteil über bestimmte Erscheinungen und Fragen in der Bundesrepublik nicht unrecht hat.

WALSER: Das ist unmöglich. Was wäre denn das für ein Urteil? Aus was bestünde denn dieses Urteil? Du müßtest schon einen göttlichen Verstand im Auge vermuten lassen und sagen, daß irgendwo jemand sei, der, außerhalb einer Gesellschaft, die Entwicklung in dieser Gesellschaft besser beurteilen könne als die Leute, die sie tragen, machen, erleiden. Nur aus dem Erleiden einer Situation entsteht Tätigkeit. Und das kann man nicht mithilfe von Politologie oder Marxismus oder irgendwas beurteilen. Es ist für mich verrückt zu glauben, es gäbe gewissermaßen eine Wissenschaft, eine Theorie, mit deren Hilfe man etwas, das konkret irgendwo geschieht, beurteilen könne, also sagen: das müßte besser so sein als so. Weil das nur an Ort und Stelle entschieden werden kann. Für mich ist der Inbegriff von Demokratie - und das ist ja das Ziel aller Bewegungen - Föderalismus, also möglichst wenig Zentralismus. Also nur an Ort und Stelle allein kann entschieden werden, was an Ort und Stelle gut ist. Selbst der Inhalt des Wortes »gut« wird an Ort und Stelle entschieden und nicht an höherer Stelle.

KONKRET: Hat sich in den vergangenen fünf, sechs Jahren dein Verhältnis zur SPD verändert, gibt's da neue Akzente?

WALSER: Ja. Ich muß sagen, seit 77 habe ich erlebt, wie der Schmidt auf diese Herbst-77-Situation reagiert hat, das hat mir sehr imponiert. Ich meine die Reaktion auf den Terrorismus. Wie die Konservativen da zum Bürgerkrieg aufgerufen haben, ihn schon als im Gang befindlich erklärten, Golo Mann, Franz Josef Strauß. In dieser heißen, aufgeputschten Atmosphäre hat die SPD wirklich Demokratie praktiziert, d.h. sie hat Minderheiten einen Schutz spürbar gemacht. Ich fühlte mich damals von der SPD beschützt, aufgenommen. Von den anderen fühlte ich mich angegriffen.

KONKRET: Aber die SPD hat doch diesen sogenannten Anti-Terror-Gesetzen, die von der CDU initiiert wurden, um die Stimmung auszunutzen, zugestimmt, die hat da ja nicht abgeblockt, die ist da mitgegangen.

WALSER: Jetzt sind aber wieder welche rückgängig gemacht worden.

KONKRET: Aber sie konnten doch nur - ich besinne mich da jetzt allerdings als Beispiel nur auf den § 88a - rückgängig gemacht werden, weil sie mal verabschiedet worden sind. Mir fallen als Gegenbeispiele die Verteidiger-Regelungen ein. Und das Kontaktsperregesetz.

WALSER: Ich könnte schildern, was mir in jenem Herbst passiert ist und wie in dieser Situation in die ich gekommen bin, wie mich da das Verhalten der SPD gestärkt hat. Und ich sagte mir: Jawohl, die widerstehen solchen Einladungen zur Jagd. Die nützen so etwas nicht aus. Die halten da die demokratische Bordwache aufrecht. Da passiert nichts. Die sind für solche putschistischen Abenteuer nicht zu haben, auch wenn ihnen das in einer übererregten Öffentlichkeit vielleicht nicht sofort Wählerstimmen gebracht hätte. Sie haben immerhin erkennen lassen, daß sie an der Korrektur von Berufsverbot-Gesetzen interessiert sind, mit dem Wegfall der Regelanfrage.

KONKRET: Da gibt's ja nun kontroverse Auffassungen über diese »Korrektur« der SPD. Das wird doch von vielen Betroffenen eher als Kosmetik gesehen. Der Gscheidle als zuständiger SPD-Minister verschärft das Berufsverbot im Bereich von Post und Bahn. Diese angeblich neue Haltung der SPD schlägt sich konkret überhaupt nicht nieder. Das schlägt sich nur nieder in einer Kampagne der Augenwischerei.

WALSER: Weißt du, das ist jetzt so ein Punkt. Ich muß wirklich sagen, daß ich da empfindlich geworden bin - Doppelpunkt sozusagen. Es macht auf mich keinen Eindruck mehr, wenn jemand die Bundesrepublik wegen dieser Schwierigkeit, die unsere Schwierigkeit ist, zu verteufeln versucht, der andererseits zu dieser ganzen Schriftstellerjagd in der DDR das Maul gehalten hat. Und das hat die DKP. Und deswegen bitte ich: Schluß, wenn wir über die DKP reden, wenn wir unsere Schwierigkeiten, die wir in dieser Hinsicht haben, ansprechen. Das ist doch grotesk, das ist doch eine solche Heuchelei!

KONKRET: Wenn ich dich richtig verstehe, ist dein Standpunkt: Wenn man in der Parteienlandschaft der Bundesrepublik und in der ideologischen Landschaft den Faktor benennen müßte, der eine Menge an Positivem mitverkörpert, dann muß man die SPD nennen.

WALSER: Das war als Größe für die gesamte politische Entwicklung nie zweifelhaft. Ich weiß, daß ich in einem Interview 1968 oder 69 gesagt habe - vielleicht war ich damals sogar noch zu optimistisch -, aber ich habe gesagt, das ist das Äußerste, was wir bei Lebzeiten erreichen können - womit ich meine Generation meinte -, und wenn es ganz gut verläuft, dann verläuft unser Leben in einer sozialdemokratischen Epoche. Die gewissermaßen herrschend zu machen, so daß das ganze sozialdemokratische Programm ausgeschöpft werden kann, ist schon Arbeit genug.

KONKRET: Wenn man das jetzt mit deinen Auslassungen von früher vergleicht, bedeutet das doch eine Minderung oder nachgerade das Einstellen deiner öffentlichen Kritik an der SPD.

WALSER: Nein. Nur nicht im Kontext mit der DKP.

KONKRET: Dein Standpunkt ist, daß es bei der SPD eine Entwicklung gibt?

WALSER: Ja. Vor allem ist es nicht so, daß man den Eindruck haben muß, daß die ganze Partei zu einem leblosen Reproduktionsapparat von Regierungskalkül geworden ist. Das kann man doch nicht sagen.

KONKRET: Meine nächste Frage betrifft deine Produktivität als Schriftsteller; eine, wie mir scheint, auf hohem Niveau sich haltende Produktivität. Um deutlich zu machen, was ich meine, zähle ich mal die größeren Veröffentlichungen der letzten Jahre auf: *Die Gallistl'sche Krankheit, 1972; Der Sturz, 1973; Das Sauspiel, 1975; Jenseits der Liebe, 1976; Ein fliehendes Pferd, 1978; Seelenarbeit, 1979; Das Schwanenhaus, 1980.*

WALSER: Für mich ist das nicht Produktivität, sondern Fleiß. Und so groß ist er auch nicht. Das kommt drauf an, wo man die Jahresklammer ansetzt.. Wenn du die Jahresklammer ansetzt von *1960* bis *1970,* dann hab ich in zehn Jahren einen Roman geschrieben.

KONKRET: Um so auffallender aber dann die andere Jahresklammer, die von *1970* bis *1980?*

WALSER: Ja, gut, aber ich habe schon im Jahr *1963* angefangen, Notizen zu machen für eine Figur Dr. Gottlieb Zürn. Ich habe ein Gefühl gehabt von der Erschöpfbarkeit der Perspektive Kristlein. Wie ich jetzt nachträglich sehe, hängt das mit der Ich-Schreibweise zusammen. Wenn du in der Erzählhaltung »ich« sagst, erzeugt das, wenn man das eine Zeitlang macht, ein Bedürfnis nach »er«. Während ich noch Kristlein bedienen mußte, ist bei mir einfach von selber das Bedürfnis nach Ablösung der Ich-Perspektive gewachsen. *1976* hab ich dann angefangen, mit einem Xaver Zürn zu arbeiten, habe den aber noch nicht publiziert. *1978* hab ich einen anderen Einsilbigen, den Halm, dazwischengesetzt, im »Fliehenden Pferd«. Und *1979* dann einen Xaver Zürn. Und erst *1980* den Gottlieb Zürn, der bei mir *1963* als Figur angefangen hat zu existieren. Auf solche Figuren »spart« man ja auch. Das ist wie eine Sparbüchse, die ich jetzt aufgemacht habe. Das Zürn-Programm - das hat sich in langer Zeit gebildet. Ich weiß jetzt ziemlich genau die Zürn-Bücher, die ich schreiben kann, die ich versuchen kann zu schreiben.

KONKRET: Das heißt, daß du romanübergreifend denkst, in einer literarischen Form, die mehrere Romane umfaßt.

WALSER: Das hat sich von selbst ergeben. Bei dieser Zürn-Figur z.B. ist es von Anfang an nicht auf *einen* Zürn hingelaufen. Ich weiß nicht, woher diese Scheu kommt, gleich mit dem Zürn zu beginnen, den ich mir damals notiert habe - als Immobilienhändler.

Jetzt ist da noch was: Diese ganze Entwicklungssache ist ja, wenn man das metaphorisiert, keine alleinseligmachende Kraft, sondern das ist ja nur, daß etwas da sei im Fall, daß ein aktuelles Schreiben-Können, Schreiben-Müssen, Schreiben-Dürfen dazukommt. Das heißt, daß man ein Pferd hat, auf dem man, falls man reiten möchte, reiten kann. So ein Entwicklungsplan kann in vollkommen dürre Abstraktion führen, er kann als Plan skelettieren, sterben, man kann keine Zeile damit machen. Ich habe eine Menge solcher Pläne ernährt, die nirgendwo hingeführt haben. Die dann einfach verrecken auf dem Notizpapier.

Manche dieser Pläne und Figuren sind aber auch aktuell zu zünden. Die kann man brauchen. Der Gallistl hat sich bei mir, als er anfing, auf drei Bücher angekündigt: die Gallistl'sche Krankheit, Gallistls Verbrechen, die Gallistl'sche Lösung. Inzwischen häng ich immer noch an der Krankheit und habe weder Verbrechen noch Lösung. Ich weiß nicht, ob je noch was draus wird. Andererseits: als ich *1976* in einer prekären Lage war, war ich sehr froh, eine Zürn-Verwandschaft anrufen zu können, aus der Zürn-Figurenreihe einen mal zu probieren. Jetzt im Augenblick nähre ich die Illusion, daß ich noch ein paar Jahre mit Zürns verbringen kann. Das kann sich aber beim nächsten Versuch als Irrtum erweisen.

KONKRET: Diese Schreibkonzeption scheint mir was ungeheuer Animierendes zu haben. Das ist doch was, was einen immer wieder zum Ausprobieren verführt.

WALSER: Das hängt vielleicht auch mit meinem Glauben an Belletristik zusammen. In den siebziger Jahren siehst du ja eine Ausdünnung der Fiktion. Eine immer weitergehende Radikalisierung auf die Person des Autors. Hauchdünn werden die Figurenhäute. Ich habe da diesen Köhler-Glauben, daß man selber profitiert, wenn man sich dem Widerstand einer Figur entgegensetzt. Und da ich auch den Kinderglauben habe, daß zwischen Lesen und Schreiben kein wesentlicher Unterschied sei, habe ich als Leser bemerkt, daß mich Bücher, in denen einer ungeheuer bevorzugt recht hat und die ganze übrige Welt nur Stichwortlieferant-Personal ist, um *einen* Nabel glänzend zum Vorschein zu bringen, daß mich diese Bücher immer weniger interessieren. Mich interessieren Bücher, in denen der Hauptfigur eine möglichst starke Gegenwelt gegenüber ist. Das ist natürlich noch interessanter, wenn ich eine Figur habe, die nicht nur so ein verheimlichter

Schriftsteller ist. Wenn ich tatsächlich das Abenteuer eines Berufes ernst nehme. Ich habe z.B. auf diesen Zürn-Beruf* - auf den habe ich wirklich gespart. Ich habe mir die Entwicklung dieses Berufes in den letzten zehn Jahren andauernd angeschaut. Ich verstehe etwas davon, soweit man etwas durch Beobachtung verstehen kann, und dann und wann war ich auch Objekt dieses Berufes. Natürlich, ich kann nicht fünfzig solcher Berufe durchmachen, ich kann das nicht aus dem Ärmel schütteln. Das ist nicht mühsames, sondern schönes Sparen.

KONKRET: Mir fiel auf, als ich das »Schwanenhaus« gelesen habe, daß das ja allmählich eine Gruppe gibt: Es taucht in dem Buch der Franz Horn auf, kurz auch der Xaver Zürn, und dann der Held Gottlieb Zürn. Wie wenn das eine Art Zyklus würde. Da wird eine Bodensee-Sippe von verschiedenen Seiten, Perspektiven her angeschrieben.

WALSER: Daß eine gewisse Räumlichkeit entsteht, ja.

KONKRET: Ist das naturwüchsig entstanden, oder ist das eine durchdachte Konzeption gewesen von Anfang an?

WALSER: Das geht von Spielereien bis zur Hoffnung auf eine räumliche Chance, daß tatsächlich etwas entstünde. Dazu ist es aber noch zu früh. Das ist so, wie wenn man an ein Bauwerk kommt, wo man gerade die Fundamente sieht, da weiß man auch noch nicht genau, wie die Zimmer aussehen werden. Man kann sie sich nur vorstellen. Ich hab natürlich gewisse Hoffnungen in der Richtung.

KONKRET: Du hältst dir aber auch Rückzugsmöglichkeiten offen, Abbruchmöglichkeiten.

WALSER: Abbruchmöglichkeiten... Abbrechen kann man weniger, aber man könnte die Stümpfe verwittern lassen. Aber ich habe natürlich die Hoffnung, es bilde sich etwas. Zum Beispiel ist dieser Franz Horn eine unausgeschöpfte Figur. Diese Betriebssituation mit seinem Mitkonkurrenten Liszt, die taucht garantiert noch auf und wird zu Ende geführt. Und dieser Gottlieb Zürn sowieso. Aber das spielt jetzt noch keine Rolle für den Leser.

KONKRET: Im »Schwanenhaus« stirbt ein Kristlein...

WALSER: Ja, der Onkel dieser...

KONKRET: Ich frage mich: Kommen jetzt noch die Kristleins?

WALSER: Diese Irmgard Kristlein ist aus dein »Sturz«. Da taucht die auf. Wer das andere nicht gelesen hat, weiß das nicht. Aber das ist auch völlig unwichtig. Das ist eben die nächste Generation Kristlein; die alten Kristleins, die gibt es ja nicht mehr, es ist die nächste Generation, das wäre so ein Nebenehrgeiz. Es wird ja auch die Etablierung dieser Irmgard Kristlein in einem Immobilienobjekt dieses Zürn als Nebengeschichte erzählt. Wenn alles richtig laufen würde in dem Gesamtunternehmen, dann könnte einmal erzählt werden, daß sich das Leidensprofil der Familie Kristlein in einer nächsten Generation anders darstellt, und wie anders es sich darstellt als in meiner Kristlein-Generation. Da würde sich auch eine zeitliche Tiefe und auch vielleicht eine Räumlichkeit herstellen lassen, aber das wäre von den Wachstumsprojekten das entfernteste. Wichtiger wären jene Spuren, die Richtung Horn und Richtung Xaver Zürn und weiter zu Gottlieb Zürn weisen.

KONKRET: Die Personen im »Schwanenhaus«, die sich engagieren, sind keine besonders einnehmenden Gestalten. Im Gegensatz dazu ist der zerknirschte und fast verzweifelt reflektierende Zürn eine sympathische Gestalt. Dann gibt's den Schatz als Figur - aber das ist keiner, auf den man was setzen möchte.

WALSER: Du meinst, wie er sich engagiert.

KONKRET: Der engagiert sich ja eher entlarvend und nicht unbedingt auf eine akzeptable Weise.

WALSER: Du meinst, wie er sich politisch verdeutlicht, wie sich also die Gegenfiguren vom Zürn zeigen? Die Gegenfiguren, die sich engagieren, wirken, meinst du, weniger einnehmend als der sich nicht engagierende Zürn?

KONKRET: Ja.

WALSER: Und was schließt du daraus?

KONKRET: Das war eben mein Eindruck, sonst erst mal nichts. Es gibt dann noch den Sohn vom Schatz, der mit dein »Motz-Fässle«, und da könnte man sagen: aha, da kommt eine Generation, die sich wieder regt. Aber auch bei der Zeichnung dieser Figur spüre ich - aber das ist vielleicht eine Überempfindlichkeit von mir - eine Tendenz, daß der auch schon ein bißchen als persönlichkeitsgestört geschildert wird.

WALSER: Das ist die Tochter vom Zürn, die von dem erzählt. Obwohl der Vater Zürn gar nicht so gern hat, daß die das so formuliert, aber, natürlich, das ist eine Perspektive... Das ist im Empfindlichkeitsgewebe der Familie Zürn ein Bedürfnis, beim Vater und bei der Tochter, Engagements-Risiken in der Bekanntschaft, beim Vater Schatz und beim Sohn Schatz, herabzuwürdigen, um selber in dem passiven Leidensprofil sich wohlfühlen zu können. Und das macht keiner der Zürns sich selbst zum Vorwurf, aber jeder dem anderen. Der Vater verflucht ja die Tochter, der wird ja furios, weil die Tochter einen so tüchtigen jungen Mann auf diese typisch Zürn'sche Weise verurteilt. Aber es ergibt sich auch, daß der Zürn wider Willen doch auch gezwungen wird, den Schatz ein bißchen anders zu sehen im Laufe der Zeit. Obwohl das nie zurückgenommen wird: die Beurteilung jener Bürgerinitiativen-Seligkeit, die manche Leute entwickeln. Ich kann das auch nicht bewerten.

KONKRET: Das scheint sich mir einzupassen in die Darstellung des Kaltammer, der als ehemaliger Studentenbewegungs- und Apovertreter vollkommen verrottet und zum Zuhälter des Systems wird.

WALSER: Zum Kapitän

KONKRET: Der abstoßend wirkt durch seinen Zynismus und seine Seelenlosigkeit.

WALSER: Er war früher führend in der Studentenbewegung, und jetzt ist er führend im Kapitalismus. Jemand, der sich immer durchgesetzt hat. Das soll ja vorkommen. Daß es Leute gibt, die immer vornedran sind, ob es sich jetzt um Studentenbewegung oder um Geschäftsführung handelt.

KONKRET: Ich bin da zu der Vorstellung a~- geregt worden: es wäre ein Buch zu schreiben - oder vielleicht auch Bücher -, die erarbeiten das Soll und Haben an politischer Erfahrung und was sich in den Verkehrsformen der Menschen verändert hat seit 1966. Wo aber eben auch das Haben, die Aktivseite eingebracht wird. Der Kapitalismus produziert ja nicht nur Verkrüppelung und Gehässigkeit, sondern auch Widerstand, Solidarität, Empfindlichkeit, Erfahrungen, Gegenentwürfe. Die Schwächen und die Gewinne dieser Epoche wären mal auszubalancieren.

WALSER: Ist dir das Buch zu wenig positiv?

KONKRET: Diesen Satz würde ich zu dem Buch nicht sagen.

WALSER: Ist die Hauptfigur, der Zürn, der nicht ganz ohne seine Familie gesehen werden kann, - der ist ja ein Produkt jener Zeit, er empfindet sich auch nicht anders -, ist das für dich eine positive oder eine negative Figur?

KONKRET: Spontan gesagt: eine positive.

WALSER: Eben. Und er ist doch ein Produkt dieser Verhältnisse, dieser kapitalistischen Verhältnisse.

KONKRET: Ja, natürlich, und es gibt ja auch diese Passage, die mir sehr gut gefallen hat und die ich auch als eine Schlüsselstelle in dem Buch fand: dieser Teppichkauf. Mit dem Satz: Kauf ist etwas für sich und zugleich gegen sich.

WALSER: Etwas, das man für sich und zugleich gegen sich tut. Das ist der Punkt.

KONKRET: Was ich aus meiner Umgebung weiß und gehört hab, ist, daß du mit deiner, ich will's mal salopp sagen, »neuen Erzählkunst« dir weitere Leserschichten erwirbst. Mir scheint, es lesen neuerdings Leute Walser, die ihn früher nicht lesen wollten oder konnten. Ich weiß von Bekannten - Angestellten -, die mir gesagt haben, sie hätten deine letzten zwei Bücher als spannende Lektüre gelesen. Die mir gesagt haben, die gefallen nur.

WALSER: Rational kann ich mir nicht erklären, warum ich so scharf bin auf den Roman. Gewisse Leute haben ja schon längst Schluß gemacht damit. Der Roman als etwas Anachronistisches, als etwas unter unserer Würde. Ich bin eine Zeitlang, als jugendlicher Mensch, auf die Spielbank gegangen. Hab dort immer gegen die Bank gespielt, und ich bin damals mit einem gegangen, der immer mit der Bank gespielt hat. Tatsächlich hat der auch immer gewonnen und ich verloren. Aber das hat mich nicht belehrt. Auf dem ästhetisch-theoretischen Feld hab ich eine unausrottbare Neigung, gegen diese Modebank zu spielen, die die Fiktion für tot erklärt hat. Und die die Fiktion ausdünnt und im Grunde genommen nur noch das Tagebuch gelten läßt. Wenn ich mir jetzt selbst überlege: ist es dieser blödsinnige, von der Spielbank stammende Trick, gegen die Bank zu spielen, oder was ist der Inhalt, warum willst du den Roman, wenn die Leute sagen, es ist nicht mehr fein genug, einen Roman zu schreiben.

KONKRET: Nicht die Leute sagen das, die Theoretiker sagen das.

WALSER: Gut, das Publikum nicht, aber man muß sich auch mit den Fachleuten auseinandersetzen, und du mußt dich stellen. Ich habe eine Vorstellung, ich kann sie jetzt nicht so toll begründen, aber die Richtung, in der ich das begründe, ist da. Hoffentlich verstehst du es nicht falsch. Es ist eine religiöse Begründung. Das, was wir als Religion gehabt haben, war das letzte Allgemeine. Das war das letzte Mal, daß wir was Allgemeines hatten - das, was wir mit Demokratie auch beabsichtigen. Wir, - du und ich und solche wie du und ich, die mit dem Bedürfnis nach Sozialismus, die haben auch dieses Gefühl, daß jemand alleine eher ein Unglück ist als ein Glück. Die Religion hatte die Sprache für mehr als einen. Und aus der Religion stammt der Roman, mit diesem Bedürfnis nach Happy-End. Das heißt: unsere Geschichte anders zu erzählen, als sie in Wirklichkeit verläuft, nämlich mit dem Bedürfnis, daß es gut ausgeht.

KONKRET: Wenn man schon beim Vergleich mit der Religion bleibt...

WALSER: Es ist mehr als ein Vergleich, es ist eine Verbindlichkeit.

KONKRET: Aber dann ist es eben nicht nur schlicht »das Allgemeine«, sondern es ist doch auch Wertung. Es wird ja etwas wertend, bewertend erzählt.

WALSER: Ja sowieso. Ich fände es ungeheuer, wenn es gelänge, einen Roman zu schreiben, der auch nach zeitgenössischen Kriterien bestünde. Das dürfte ja dann kein Roman des 19. Jahrhunderts sein. Es gibt Sachen, die man nicht beabsichtigen kann, das sind die wichtigsten. Da kann man nichts »machen«, auf die ist man angewiesen.

Wir reden ja die ganze Zeit davon, was man beabsichtigen kann und, wie ich glaube, sogar beabsichtigen muß. Also trainieren muß - handwerkliche Sachen. Aber es gibt etwas, das hat man überhaupt nicht in der Hand, und das ist das Thema. Das ist das, woraus die Notwendigkeit resultiert, überhaupt zu schreiben.

Ich habe jetzt die Erfahrung gemacht: das Thema entsteht ohne Souveränität, ohne Willkür. Ich habe 1976 »Jenseits der Liebe« gebracht, das ist, wenn man nachträglich hinschaut, die Konkurrenz zweier Angestellten unter einem Chef. Dann kam 78 das »Fliehende, Pferd«, das ist die Konkurrenz zweier Männer vor zwei Frauen. Dann »Seelenarbeit«, das ist die Abhängigkeit eines Angestellten von diesem Chef. Und jetzt »Schwanenhaus«, die Konkurrenz nicht von Angestellten, sondern von mittelständischen Kleinunternehmern, Geschäftsleuten.

Ich habe mir diese Themen nicht gewählt. Ich habe mir diese Figur Zürn gespart, ich wußte damals nicht warum, es war mein Bedürfnis. Jetzt wäre es mir natürlich sympathisch, wenn ich nachher, was weiß ich, vier oder fünf oder sechs Romane hätte, die gleichzeitig auch noch von Themen lebten, die in dieser Zeit eine Rolle spielen. Weil, dann wäre meine Hoffnung, daß die Fiktion noch was leiste, dokumentierbar.

---

* Gottlieb Zürn, die Hauptfigur in Walsers eben erschienenen Roman »Das Schwanenhaus«, ist Immobilien-Makler.

Literatur-Konkret 1980, S. 35

Saskia Schlesinger

Der Buchmarkt-Dschungel

Ein unvollständiger Führer durch die Wunderwelt der Verlagskonzerne

HEUER begann der heiße Herbst der Verlagsbörse schon im August.

Heinrich Bauer, des Landes ausschweifendster Drucker von Arsch-und-Titten-Gazetten (»Neue Revue«, »Quick«, »Playboy« und ähnliches), kaufte die Econ-Gruppe (Econ, Claassen, Marion von Schröder), deren Spektrum von den Stilblüten verdienstvoller Bosse aus Industrie und Politik über die Bekenntnisse von Simone Jürgens bis zu einem ansehnlichen Lyrik-Jahrbuch reicht.

Nächster Transfer binnen weniger Tage: Die Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck kassierte auch noch die restlichen 54 Prozent am erfolgreichsten Bestseller-Pusher des Gewerbes, dem Verlag Droemer Knaur (Simmel, Paretti, Kirschner).

Solche Meldungen gehören seit Jahren zu den Routinenummern der Fachpresse. Im harten Handel mit Büchern kommt allmählich zum Abschluß, was in anderen Industriezweigen längst gegessen ist: Kleine und mittlere Firmen - sofern sie nicht einen spezialisierten, für die Großen nicht genügend rentablen Markt beackern - werden vom Mark gedrängt oder von den dominierenden Konzernen geschluckt.

Daß die Verlage in der Entwicklung - und damit in der Monopolisierung - hinter anderen Industrien herhinken, ist nicht weiter erstaunlich: Chemie oder Mineralöl sind nun mal profitabler. Unter den 500 umsatzstärksten Unternehmen der Bundesrepublik finden sich nur vier, die davon leben, daß sie Papier bedrucken: Die Gütersloher Bertelsmann AG, immerhin der größte Medienkonzern der Welt, rangiert auf einem mickrigen Platz 76 (Umsatz 1979: 3,988 Milliarden), im Mittelfeld folgt dann nur noch Springer (Platz 148, 1,972 Milliarden Umsatz). Nicht einmal eine lächerliche Umsatzmilliarde bringen die beiden anderen auf die Matte: Holtzbrinck (Platz 304, 941 Mio) und Bauer (331, 850 Mio). Ohnehin machen alle vier nur einen minimalen bis geringen Teil ihres Umsatzes mit Büchern, die sie artig über den Buchhandel vertreiben; Zeitungen, Illustrierte, Buchgemeinschaften, Druckereien und Auslieferungsfirmen sind die ertragreicheren Kohle-Gruben.

Das Publikumsgeschäft mit Büchern (Wissenschafts- und Fachverlage sind ein gesondertes Kapitel, das hier außen vor bleiben soll) ist die weitgehend exklusive Domäne einer Handvoll Konzerne und Firmen, die sich um einen sowieso beschränkten Kuchen balgen:

Die Verlagsgruppe Bertelsmann, München, ist fast ein *Newcomer* der Branche. Der Gütersloher Mutter-Konzern, der vor allem mit seinem Lesering reich geworden ist, hatte sich zwar schon vorher ohne Fortüne ins Sortiment gewagt (z.B. mit dem Rütten & Loening Verlag), unternahm aber erst 1972 mit dem Umzug des C. Bertelsmann Verlags an die Isar einen seriösen Vorstoß. Im Laufe der Jahre kamen etliche Einkäufe und Neugründungen hinzu: Mosaik (vorher Bertelsmann Ratgeberverlag), Blanvalet (»Angé1ique« und ähnliche Schinken), Goldmann Taschenbuchverlag, Knaus (Spielwiese von Dr. Albrecht Knaus, dem früheren Verlagsleiter von Hoffmann und Campe), Steinhausen (der Alibi-Verlag für alles, was als anspruchsvoll gilt, sprich: was die Manager nicht verstehen, aber als Steuerabschreibung gebrauchen können), Grünwald (Gemeinschaftsgründung mit dem notorischen Texte-Makler Josef von Ferenczy; soll ausschließlich sichere Bestseller produzieren, von Harold Robbins bis Franz Josef Strauß; vielleicht ist das Programm deshalb schon im dritten Anlauf auf einen einzigen Titel geschrumpft). Daneben residiert unter demselben Dach noch ein so 865.000 Mark berappen (nach Duell mit Bertelsmann), Piper zahlte für Eric Segals (»Lo

erfolgreiches Unternehmen wie der Verlag Heinrich Vogel mit dem Bertelsmann-Fachzeitschriftenverlag, der so nützliche Dinge produziert wie Führerscheinvordrucke, amtliche Formulare und Periodika, etwa »Die Betriebsverpflegung«. Aber die Münchner Filiale hat ihre Jagdgründe auch ins Ausland ausgedehnt, besitzt in Österreich den Verlag Kremayer und Scheriau, in den USA Bantam Books, den größten Taschenbuchverlag der Welt. Alle Dienstleistungen erledigt sie außerdem für eine erfolgreiche Konzern-Cousine, die Stern-Bücher, eine Tochter der Bertelsmann-Tochter Gruner + Jahr.

Die Verlagsgruppe Georg von Holtzbrinck hat ihr Geld ebenfalls mit Buchclubs gemacht, aber schon deutlich früher als die Gütersloher damit angefangen, die Zulieferverlage für das Clubgeschäft gleich reihenweise aufzukaufen. Heute besitzt der Patriarch des Stuttgarter Konzerns die Verlage S. Fischer (inklusive Goverts und Wolfgang Krüger) und Droemer Knaur, er ist maßgeblich beteiligt an Rowohlt (die restlichen Anteile gehören dem amtierenden Verleger Heinrich-Maria Ledig-Rowohlt und Sohn Harry Rowohlt, im Taschenbuchverlag mischt auch noch der US-Konzern Time-Life mit) und Kindler (Minderheitsgesellschafter ist Konsul - darauf legt er Wert) Helmut Kindler, der von Zürich aus die Geschäfte führt bzw. durcheinanderbringt). Außerdem verhökert Holtzbrinck über seinen Züricher Tochterverlag Goron die Werke von Nobelpreisträgern in protzigem Einband und mit Goldschnitt im Direktverkauf, *door to door,* an bildungs- und geltungsbeflissene Kunden (bevorzugte Zielgruppen: Zahnärzte, Anwälte, Regierungsdirektoren).

Der Axel Springer Verlag mochte sich in seinem unerbittlichen Einsatz für freie Marktwirtschaft und Leipziger Allerlei nicht allein auf seine pluralistische Presse verlassen. Als er sich die Ullstein-Zeitungen aneignete, bekam er den weiland renommierten Buchverlag frei Haus dazu. Dort ließ er den weiland renommierten Intellektuellen Wolf Jobst Siedler solange schalten und walten, bis der trotz Speer und Fest soviel Geld in den Sand gesetzt hatte, daß das hauseigene Management zaghaft auf die Barrikaden ging. Exit Siedler, der nun mit der Abfindung und befreundetem Fremdkapital einen eigenen Verlag gründen konnte (Severin und Siedler, Start 1981). Auftritt Hans F. Erb, vormals S. Fischer, der als Morgengabe gleich ein neues, unverbrauchtes Label (eben: Erb Verlag) in den nunmehr von ihm geleiteten Ullstein-Laden einbrachte. Da es sich jedoch als schwierig erwies, Erb und die Ullstein-Mannschaft vollends auf die Linie des Hauses zu trimmen, ließ Springer gleich noch den Buchverlag Kristall aus dem Boden stampfen, der seine Erzeugnisse in direkter Absprache mit den diversen Blättern des Konzerns verlegt.

Der Hamburger Heinrich Bauer Verlag produzierte über seine Töchter Pabel und Moewig schon seit geraumer Zeit auch Bücher, zunächst jedoch nur in bescheidenem Umfang. Erst 1978 entschloß er sich, in Zukunft mit allen Pfunden zu wuchern. Der Heyne-Lektor Egon Flörchinger wurde angeheuert, um aus dem Stand zwei Taschenbuchprogramme (Playboy und Moewig) und ab 1981 ein Hardcoverprogramm (Moewig) auf die Beine zu stellen. Mit traumhaften Bordmitteln ausgestattet, kaufte Flörchinger an Lizenzen, was irgend zu kriegen war (einen Kishon-Titel für eine halbe Million, Molden und Dr. Oetkers Kochbücher gleich im Paket), und prügelte seine kunterbunten Taschenbücher auf den Markt. Nun hat Pabel auch noch den leicht verderblichen Glanz von Econ samt Anhang eingesackt, der Grundstein für ein kleines, nicht unbedingt feines Imperium ist gelegt.

Die Münchner Verlagsgruppe Langen-Müller/Herbig ist das heterogene Geschöpf des früheren Berufs-Vertriebenen Dr. Herbert Fleißner, der sich seit Jahren darauf kapriziert, kränkelnde Traditionsverlage (Langen-Müller, Herbig, Nymphenburger, Amalthea, Universitas, Mary Hahn, Georg Lentz) wohlfeil einzukaufen und deren Fundus an Autorenrechten überteuert zu verscherbeln. Mit Seichtem (Kishon, Noack, Fernau) und stramm Rechtem (Kishon, Matthias Walden, Rolf Kauka) hat Fleißner solide Stammplätze auf den Bestsellerlisten.

Der Hamburger Jahreszeiten Verlag (Für sie, Merian), der seine heutige Position mit Lesezirkeln begründete, besitzt mit dem fast 200 Jahre alten Hoffmann und Campe Verlag ein respektables Stück Tradition. Angegliedert wurde vor zwei Jahren der Luzerner Reich Verlag.

Schundheftchenverleger Gustav Lübbe (»Perry Rhodan« sowie eine beachtliche Palette weiblicher Vornamen) ergänzte seinen Taschenbuchverlag Bastei-Lübbe durch den Gustav-Lübbe Verlag, den Wolfgang Mertz (früher S. Fischer, inzwischen C. Bertelsmann) sogar auf beachtliches Niveau brachte.

Fachverleger, die mit obligatorischer Lektüre für bestimmte Berufsgruppen ordentlich absahnen, geraten mitunter in Wallung, weil ihr Wirken so wenig öffentliche Beachtung findet. Dann gründen sie einen ambitionierten Publikumsverlag, der optimale Ehre und minimale Verluste bringen soll. Bekannteste Beispiele: Carl Hanser (Chemie), Beck (Jura), und Luchterhand (Jura). Kuriosestes Beispiel: R.S. Schulz (Jura),der Krethi und Plethi (von Zwerenz bis zu Franz-Josef Strauß auf dem Bärenfell) verlegt, wenn es ihm bloß ein paar Zeilen in den Klatschspalten einbringt. Ähnliches gilt für einige Schulbuchverlage, die seit Aufhebung der Lernmittelfreiheit allerdings versuchen, mit ihren Renommierverlagen auch noch Gewinne anzupeilen: Klett (Klctt-Cotta), Westermann (Arena, Edition Popp), Schrödel (Econ, inzwischen an Bauer weitergeschoben), Hirschgraben (Athenäum, AutorenEdition).

Schließlich gibt es (noch) eine Reihe mittelgroßer Publikumsverlage, die sich (noch) nicht direkt mit einem der Branchenriesen verbandelt haben: Kiepenheuer & Witsch, Piper, Suhrkamp (allerdings auf die Subventionen der schweizerischen Waffenschmiede Reinhardt angewiesen), Molden, Scherz, Zsolnay, Schneekluth.

Wieviele dieser Verlage, die gerne mit ihrer Unabhängigkeit hausieren gehen, diese noch über die nächsten Jahre retten können, ist eine andere Frage. Ihr betriebswirtschaftliches Problem hat einen simplen Namen: Liquidität. Sie kaufen aufwendige Titel oder Autoren ein, geraten prompt in Finanzierungsengpässe (Vorschuß kostet, Druck kostet, Werbung kostet) - und sind doch wieder abhängig von den »Großen«, vor allem von Bertelsmann, und/oder Holtzbrinck.

Deren Obermacht beruht gewiß nicht auf der Qualität ihrer Verlagsprogramme, nicht einmal auf der Cleverness ihrer Marketingstrategen, sondern ausschließlich auf ihrer »Einbettung«, wie man das euphemistisch nennt, in einen weit verzweigten Medienbund. Wo man auch hinschaut, überall entdeckt man die langen Finger der beiden Branchenführer:

Presse (Bertelsmann: Gruner + Jahr mit vielschichtigem Angebot, von »Art« bis »Yps«, von »Brigitte« bis »Stern«; Holtzbrinck: »Saarbrücker Zeitung«, »Handelsblatt«, »Wirtschaftswoche«); Buchclubs (Bertelsmann: Lesering, Europäische Bildungsgemeinschaft, Deutsche Buchgemeinschaft, Donauland in Österreich sowie eine Kette erfolgreicher Clubs in fast allen Ländern Westeuropas und beider Amerikas; Holtzbrinck: Deutscher Bücherbund, Evangelische Buchgemeinschaft, Discolibro in Spanien); Taschenbuchverlage (Bertelsmann: Goldmann; Holtzbrinck: Rowohlt, Fischer, Droemer Knaur); Druckereien (Bertelsmann: Mohndruck, May & Co., Maul & Co., Holtzbrinck: Hanseatische Druckanstalt, über Rowohlt Beteiligung an Clausen und Bosse); Schallplattenpressen (Bertelsmann: Ariola; Holtzbrinck:

Intercord). Mit der Vereinigten Verlagsauslieferung (VVA) verfügt Bertelsmann obendrein über die größte Auslieferung der Bundesrepublik, über die auch ein Großteil der Konkurrenz die Bücher an den Buchhandel liefert.

Wettbewerbsbeschränkung hin, Kartellamt her, diese Verzweigung verleiht den beiden Giganten marktbeherrschende Stellung (vor zehn Jahren hätte man noch gesagt: Monopol), und die mittleren Verlage müssen mehr oder weniger zähneknirschend auf Gnade oder Unwillen der Gemischtwarenkonzerne lauern.

Denn im Konkurrenzkampf um verkaufssichere deutsche Autoren und Auslandslizenzen haben Kombattanten längst die Manschetten abgelegt.

Unter amerikanischen Verlegern kursiert das Motto: »Wenn du einem Deutschen erzählst, die Konkurrenz habe mehr geboten, kriegst du gleich das Doppelte.« So geht's denn auch an der Rechtebörse zu: Jeder versucht, jedem anderen jeden bestsellerverdächtigen Autor abzujagen. Vor drei Jahren erregte es noch allgemeines, zumeist amüsiertes Aufsehen, als Ullstein und S. Fischer sich gegenseitig hochpokerten, um die deutschen Rechte an Alex Haleys »Roots« zu ersteigern, bis Fischer für 665.000 Mark den Zuschlag bekam (in Frankreich kostete dieser Titel etwa ein Zehntel dieser Summe, verkauft sich dafür aber besser). Heute sind Transaktionen in dieser Höhe müdes Alltagsgeschäft. Für die drittklassige Schnulze »Prinzessin Daisy« mußte Fritz Molden

ve Story«) neuestes Werk über 600.000 Mark, ein Roman von Harold Robins, Sidney Sheldon, James Marvell kostet jeweils zwischen einer halben und einer Million. Bei deutschen Erfolgsautoren geht es nicht viel sanfter zu: Als Albrecht Knaus mit Bertelsmann-Geld seinen Verlag aus dem Boden stampfte, kostete ihn Manfred Bieler über eine halbe, Walter Kempowski immerhin noch mehr als eine Viertelmillion Vorschuß, und als der nicht besonders auflagenstarke Autor August Kühn von der AutorenEdition zum Kitschier Schneekluth wechselte, war dem das auch noch 150.000 Mark wert. Wesentlich kostspieliger wären Autoren vom Schlage eines Michael Burk, der die Gesetze guter Unterhaltung ebenso wenig beherrscht wie Grammatik und Syntax der deutschen Sprache.

Hier kommt wieder die geballte Medien-Macht der Konzerne ins Spiel. Erstens können sie bei einer Versteigerung jeden Konkurrenten ausstechen. Zweitens aber haben sie in jedem Fall gut lachen. Denn selbst wenn mittlere Verlage wie Molden oder Piper einen überteuerten Titel einkaufen, müssen sie sich bei den Großen absichern. Denn Vorauszahlungen von einer halben Million und mehr sind nicht einmal durch blendenden Verkauf einzuspielen. Also muß man die Nebenrechte (Vorabdruck, Buchclub, Taschenbuch)-so teuer wie möglich verscherbeln. Und da landet man zwangsläufig bei den Branchenriesen.

Die solideste Einnahmequelle ist immer noch der Hauptvorschlagsband (kurz: HV) in einem der großen Clubs (den kriegt dann jedes Mitglied, das nichts anderes bestellt): Das bedeutet 200.000 bis 300.000 Mark bar auf die Hand. Nur liegen sämtliche Buchgemeinschaften - mit Ausnahme der gewerkschaftseigenen Büchergilde Gutenberg, die aber zu klein ist, um eine Alternative zu bieten - in zwei festen Händen: Bertelsmann und Holtzbrinck. Die kontrollieren den Markt, die verlegen das gleiche seichte Programm, die offerieren die gleichen miesen Konditionen (4 Prozent vom Mitgliederpreis für den Originalverlag, und davon bekommt der Autor dann 50 bis 60 Prozent), die können jeden Verlag am langen Arm verhungern lassen, wenn sie sich nur absprechen.

Etwas besser steht es um die Konkurrenzsituation bei den Taschenbüchern. Von neun relevanten Taschenbuchverlagen kontrolliert Holtzbrinck drei, Bertelsmann, Springer, Bauer und Lübbe haben je eine, bleiben also immerhin zwei Unabhängige, Heyne und dtv, und der letzte ist so unabhängig auch wieder nicht, denn seine Gesellschafter sind zehn mittlere Verlage.

Nun können Bertelsmann und Holtzbrinck in diesem Gewerbe zwar weitgehend den Ton angeben, aber sie sind beileibe keine mystische Einheit. Auch wenn Reinhard Mohn und Georg von Holtzbrinck einem ähnlichen pietistischen Background entstammen (vielleicht hat Max Weber ja doch recht, wenn es um den Zusammenhang von Protestantismus und Kapitalismus geht); auch wenn beide ihr Kapital ursprünglich mit Buchclubs akkumuliert haben - die Kontraste sind nicht zu übersehen.

Mohn hat sein Credo aus der Fremde entliehen: Know how (auch wenn er beharrlich »Nun hau« sagt), er träumt von der perfekten effizienten, weltweiten Bertelsmann -Gesellschaft, bei ihm herrschen die Manager, die er sich in enormen Stückzahlen heranzüchten läßt. Das gilt auch für den Mikrokosmos der Münchner Verlagsgruppe, wo Dr. Ulrich Wechsler und Olaf Paeschke (»Ulli und Olli«) ständig neue, komplexe Organisationsstrukturen entwerfen, Markttendenzen analysieren, aber nichts begreifen.

In dieser schönen neuen Welt spielen Personen folgerichtig eine untergeordnete Rolle. Deshalb hat Reinhard Mohn seinen Rücktritt genau terminiert (allerdings behält er die Macht auch hinterher als Stiftungschef fest in der Hand), und er will keinerlei dynastische Herrschaft (allerdings soll sein Sohn Johannes durch die Hintertür doch nachrücken - zum Entsetzen der Manager, die schon in den Startlöchern warten, um bloß nicht den Anschluß zu verpassen). Da geht es bei Georg von Holtzbrinck schon deftiger zu. Der will kein Modell, sondern Gewinn; gegenüber seinen Angestellten, auch den Spitzen der

Hierarchie, empfindet er höchstens Mißtrauen oder Verachtung. Deshalb hat er auch dafür gesorgt, daß sich ein halbwegs intaktes Management in seinem Hause erst gar nicht herauspellen konnte. Eigentlich traut er nur dem eigenen westfälischen Instinkt, andererseits ist da die Stimme des Blutes. Also hat er seinen Kindern das Reich überschrieben, streng nach gesellschaftsspezifischen Kriterien. Sohn Dieter bekommt das, was Geld bringt; hat beim »Handelsblatt« schon eine unglückliche Figur gemacht, und jetzt geht er im Deutschen Bücherbund unter. Tochter Monika Schoeller hat den Teil des Erbes übernommen, der mit Geist zu tun hat. Seit sechs Jahren leitet sie die Fischer Verlage und hat es in dieser Zeit geschafft, den traditionsreichen Laden gründlich aus den Angeln zu heben. Das Personalkarussell wirbelt, Geschäftsführer und Lektoren wechseln immer schneller, das Programm wird immer öder.

Tröstlich, daß massiver Kapitaleinsatz im Verlagswesen noch lange keine Bäume ausreißt, daß es nicht genügt, Scheiße mit Wasser anzurühren, um Sahne zu bekommen. Trotz aller Organisation ist es Bertelsmann nicht gelungen, auch nur einen profilierten Verlag in die Welt zu setzen. Und nach dem Tag, an dem der 71 Jahre alte Georg abtritt, würde kaum jemand in der Branche eine Flasche Champagner auf Zusammenhalt und weiteren Erfolg seiner Gruppe verwetten.

Neue Ideen, auch nur einigermaßen originelle Anstöße kommen schon seit geraumer Zeit eh nur von Außenseitern, von Verlagen wie Rogner und Bernhard, Diogenes, Wagenbach, Rotbuch, Syndikat, Schirmer/Mosel und vor allem einer Institution wie Zweitausendeins, die die überlebten Traditionen von Herstellung und Vertrieb über Bord geworfen hat. Sie alle agieren in einem günstigen Umfeld: der Trägheit, Mittelmäßigkeit und Langeweile des verkrusteten Buchgewerbes.

Literatur-Konkret 1980, S. 39

Bernt Engelmann

Tuchos Literatur-Vorschau

Eine Satire

ER saß auf einer Wolke und baumelte mit den Beinen.

»Nun denn«, brummelte er, nicht sonderlich erfreut über unseren Besuch, »wenn Sie's denn unbedingt wissen wollen ... An welches Jahr dachten Sie denn? 1984? Das war, Orwell sei Dank, vorauszusehen. Also, machen wir's kurz:

Im Januar werden alle bundesdeutschen Verlage, insgesamt noch drei, denn Eduscho-Holtzbrinck und die Dr. Oetker-Bertelsmann-Gruppe haben alle anderen, bis auf den MUT-Konzern, aus dem Feld geschlagen, ihre Herbstneuerscheinungen ins Sortiment werfen; erheblicher Sachschaden.

Als absolute Top-Seller sind bei Eduscho die neue Knef-Beichte »Fehlgeburt« und bei Oetker-Bertelsmann der blitzschnelle Konsalik-Nachschuß »Brutkasten 7 antwortet nicht« auszumachen. Bei MUT - ach, das wissen Sie nicht? Das ist die Maggi-UIlstein-Tschibo-Verlagsgruppe, die sich auf zukünftige Klassiker spezialisiert hat - da gibt es sogar zwei Spitzentitel: einen atemberaubenden Roman aus dem Nachlaß von Hans Habe, dessen Tessiner Originaltitel »Chuzpe« ungemein treffend, wenn auch sehr frei, mit »Grandezza« ins Deutsche übersetzt wurde, sowie ein reich illustriertes Prachtwerk, »Ich, Axel Cäsar. Letztgültige Reden und Gebete in, um und für Deutschland«, mit 206 ganzseitigen Porträtaufnahmen des anonymen Verfassers ...

Im Februar ehrt Altbundesvater Walter Scheel sein Wunschkind Heike Doutiné mit dem Ina-Seidel-Preis. Im März, gerade rechtzeitig zum Beginn der Beweisaufnahme im 3. BM-Nachfolgeprozeß, der im unterirdischen Hochsicherheits-Justizpalast bei Münstereifel stattfindet, offeriert Klaus Rainer Röhl sein Enthüllungsmeisterwerk, »Die Alte von Stammheim«, geschmackvoll illustriert mit frühen Hochglanz-Ganzakten seiner verstorbenen Gattin ... Im April wird der PEN-Klub zur Pflichtorganisation aller Schreibenden, Luis Trenker Präsident auf Lebenszeit - »eine weise zeitliche Beschränkung«, wie Marcel Reich-Ranicki dazu in der F.A.Z. bemerkt ...

Der Wonnemonat Mai steht ganz im Zeichen der Literatur. Auf den Düsseldorfer Rheinwiesen enthüllt Kardinal Höffner das vierzig Meter hohe Reiterstandbild Golo Manns, eine späte Arbeit des Altmeisters Arno Breker. Die Mittenwalder Gebirgsjäger umrahmen die Feierstunde mit Chorgesang. Der Juni beschert uns Band 1 der auf 14 Teile angelegten Autobiographie eines als Homme-de-Lettres sein Come-back suchenden früheren Spitzenpolitikers aus Bayern: »Als ich noch ein Waldbauernbub war. 1915-1980«. Das Werk findet freundliche Aufnahme bei der Kritik, vor allem im Feuilleton des »Vilshofener Boten«.

Im Juli debütiert Gerhard Löwenthal als Lustspielautor. Sein »Roter Mob« wird zum Schlager der Sonthofen-Schweineberger Festspielwochen und allgemein als sehr ausgewogen gelobt. Der reizende Einfall, für die Schändungen deutscher Hausfrauen echte Türken sowie Hammer und Sichel schwingende Gewerkschaftsfunktionäre einzusetzen, bringt dem Autor, der selbst Regie führt, stürmischen Applaus. Wenn beim Finale Augstein, Schlöndorff, Staeck und Engelmann in die Jauchefässer fallen, nimmt der Beifall kein Ende; die Szene muß siebenmal wiederholt werden.

Wegen der zahlreichen Neuerscheinungen beginnt die Buchmesse bereits im August und steht ganz im Zeichen des Bundesgrenzschutzes. Der Friedenspreis wird diesmal einem Verleger zuteil: Kommerzienrat Maggi, dem Senior der MUT-Gruppe, im wesentlichen für dessen Verdienste am Buch schlechthin.

An die Buchmesse schließt sich im November die Woche der Exilliteratur an (Simmel, Lilli Palmer, Enzensberger), zu der Bundespräsident Carstens, dessen Wiederwahl per Akklamation erfolgte, das PEN-Zentrum Liechtenstein durchwandert. Der Büchner-Preis wird diesmal einem Linken zuteil: Generalpostmeister Kurt Gscheidle für dessen Einfall, die Liebe zum Buch durch eine Dauer-Briefmarkenserie mit Konsalik-Motiven wachzuhalten. Im Dezember bietet die in Gründung befindliche Deutsche Nationalstiftung Rainer Maria Barzel einen Riesenarmleuchter aus olivbraun getöntem Basaltgips dar, um auf diese Weise die für Literaturförderung vorgesehenen, zum vierten Mal nicht ausgeschütteten Mittel nicht verfallen zu lassen. Die Weihnachtsamnestie bringt dreien der in Umerziehung befindlichen Autoren Haftverschonung; Böll wird sofort ausgeflogen. Jens und Walser kommen in die Obhut der Konrad-Adenauer-Stiftung.

Auf den weihnachtlichen Gabentischen sieht man häufig ein Werk des seit Jahren verschollenen Autors G. Wallraff, »Leute, glaubt an die Hölle ... ! «, das die Regensburger St. Emmeranspresse als Volksausgabe herausgebracht hat ... «

Der alte Herr seufzte und hielt inne.

»Reicht Ihnen das?« erkundigte er sich, dabei wohlgefällig seinen dicken Bauch betrachtend.

»Danke, uns reicht's!« erwiderten wir im Chor.

Er nickte nur, unsere Betroffenheit auskostend. Schließlich nuschelte er noch etwas, und wir horchten auf.

»Sie können es natürlich auch ganz anders haben«, hörten wir ihn sagen, während er sich bereits entmaterialisierte. »Aber dazu müßten Sie ziemlich bald ... « Und weg war er, aufgelöst in winzige Kristalle, die noch am selben Abend dem Landkreis Altötting einen Hagelschlag brachten.

Seitdem grübeln wir, was wir wohl bald müßten.

Literatur-Konkret 1980, S. 40

Erdmute Beha, Anni Cafard

Tomaten und Künstler und Subventionen

Förderung von Autoren in der Bundesrepublik: Die Freizeit-Zivilisation muß ihre Massen unterhalten - mit Kino, Sport und auch Literatur

VIELLEICHT achtzig Autoren in der Bundesrepublik können ausschließlich vom Bücherschreiben existieren, Böll, Walser und Grass, Simmel und Konsalik, Engelmann und Wallraff inbegriffen. Mit ihren Bestsellern (und den amerikanischen) sind die Läden vollgestopft. Die ganze Breite des Buchangebots - trotz fester Preisbindung - gibt es meist nur noch beim Grossisten: auf Bestellung. Autorenreports alarmierten über die Notlage der »schwierigen« Literatur und ihre Produzenten. Nun wächst die Förderungs-Betriebsamkeit, verbal und tätlich. Und chaotisch. Wir versuchten uns durchzuschlängeln.

Wenn Lyriker wie Peter Huchel oder (der verstorbene) Ernst Meister durch regelmäßige Preis-Ausschüttungen am kreativen Leben erhalten werden, so ist das Autorenförderung. Wer kann schon dafür, daß deutsche Dichter nicht in Bulgarien zu Hause sind, wo ein Sechs-Millionen-Volk von jedem Lyriker seine 20.000 Stück verlangt?

Wenn die »Deutsche Verlags-Anstalt« (verschwägert mit dem Bosch-Elektrokonzern) sich Sarah Kirsch erwirbt, indem sie der sparsamen Lyrikerin eine Monatsrente von schätzungsweise) 1.500 Mark gewährt, so ist das Autorenförderung. Obwohl die Gemischtwarenfabrik ihr neues Glanzstück als Standarte aushängt und den »Rent-á-name«-Preis als Werbekosten zu verschmerzen weiß.

Wenn Alt-Verleger Ledig-Rowohlt einem Schützling (dem verstorbenen) Nicolas Born oder Peter 0. Chotjewitz mal 20.000 Mark aus der (von seinen Autoren gefüllten) Privatschatulle zusteckt, so ist das Autorenförderung. Jedoch eine bereits so ausgestorbene, daß sich dafür nicht einmal mehr ein anständiges Abschreibungsplätzchen finden läßt.

Verlassen wir die Sonderfälle. Was tun die Verlage von ihrer strukturellen Anlage her für die Autoren, die nicht zu den Bestsellern, marktgängigen, gehören? Die entscheidende Förderung ist, sagen die S. Fischer, Hanser, Luchterhand, Suhrkamp unisono, daß wir sie drucken. Vom Manuskripte-Angebot aus gesehen, steht die Chance, verlegt zu werden, nämlich 200 oder 300 zu eins. Den Überhang nutzt denn auch eine ganze Reihe obskurer Verlage aus und läßt sich die Möchtegern-Schriftstellern bezahlen. Auf diese Sündenböcke deuten die seriösen Verlage gern, bevor sie die eigene kleine Vorschußpraxis hervorkehren.

. Noch vor kurzem mußten die Autoren nach Ablieferung des Manuskripts ein ganzes Jahr auf die erste Überweisung warten. Inzwischen beginnt der Mustervertrag des Schriftstellerverbands (VS) sich durchzusetzen, d.h.: 10 Prozent vom Ladenpreis als Autorenhonorar und á-Konto-Zahlungen werden üblich; die Vorschußhöhe soll sich ermessen aus dem mit der ersten Auflage in der ersten Verkaufssaison zu erwartenden Umsatz. Beispiel: Von 4.000 aufgelegten Exemplaren á 30 Mark werden mit der ersten Vertreterreise 2.000 verkauft; ergibt für den Autor - bei 3 Mark pro Stück mal 2.000 - einen Vorschuß von 6.000 Mark. Die sollte also der Verleger ohne Feilschen vorstrecken. Für ein Jahr Arbeitszeit (in der schwerlich ein triftiges Buch zustande kommt) wären das gerade 500 Mark pro Monat. Bei 20.000 verkauften Büchern würden es freilich 5.000 Mark. Aber ach, in der Regel gelten 2.000 verkaufte als »kein Grund zur Verzweiflung«. Einzig die »AutorenEdition« hat (wohl noch aus der Erbmasse des Bertelsmann-Verlages stammend, der sich die »AE« einst als Renommier-Boutique leistete, bis sie ihm wirtschaftlich und ideologisch zu unbequem wurde) unseres Wissens günstigere Normverträge: Sie bevorschußt ihre Roman-Schreiber in jedem Fall, als wären 5.000 Exemplare verkauft. Im obigen Fall also bekäme der Autor 15.000 Mark, auch wenn am Ende nur 1. 500 Exemplare losgeschlagen werden. Zumal unbekannte Autoren sind damit weidlich gefördert. »Aber«, beschwichtigt AE-Lektor Roman Ritter sogleich, »auf die Dauer muß der Ausgleich irgendwo herkommen, schließlich ist das primäre Interesse jedes Verlages, mit der Ware Buch Geld zu machen.« Und so läuft es letztlich auch bei der AE - große Vorschüsse hin, Programm-Mitbestimmung der Autoren her - hinaus auf Marktanpassung, auf Risikoverminderung, auf die geschlossene Gesellschaft eingeführter Autoren und möglichst wenig Neuzuwachs. Denn für gewöhnlich, sofern überhaupt, erfolgt der Durchbruch in die Rentabilitätszone erst nach der dritten Buchveröffentlichung.

Die Verlage also drucken die Autoren, zahlen ihnen geringe Vorschüsse, machen ein bißchen Reihenwerbung, organisieren vielleicht ein paar Lesungen, lassen Autoren nicht gleich nach dem ersten Mißerfolg fallen - und nennen das Förderung. Hier wird nicht nur das Selbstverständliche zur Auszeichnung erhoben - in Wahrheit tun sie weniger denn je für die Autoren. Sofern es überhaupt noch Lektoren gibt, sind diese innerlich längst zu Verkaufmanagern geworden. Mit hochqualifizierter persönlicher Betreuung von Autor und Werk ist der Schluß schon gemacht. Ein so unberechenbares Element paßt nicht in die Vollrationalisierung, die auch die ehrwürdigen Randbetriebe der Bestsellerei längst ergriffen hat. Verwunderlich ist es nicht, daß die »schwierige«, »riskante«, »qualitativ hochwertige« Literatur dem triumphierenden Erscheinungstakt der »gängigen«, »problemlosen« Stapelware eingegliedert wird: So oder so handelt es sich um Bücher, die seit jeher durch die gleichen Druckereien, Lagerhallen, Vertriebswege, Verkaufsräume rasen oder wandern und oft

genug aus denselben Verlagshäusern stammen. Die Folgen dieser Gleichschaltung sind klar: Bereits die zyklische Präsentation in Frühjahrskollektion / Herbstkollektion orientiert um vom Inhalt auf Neuheit, auf den Novitätenkult.

Im Reich der Vermittler erheben sich tapfere Umschulungshelfer: allen voran das Südwestfunk-Literaturmagazin mit seiner monatlich aktualisierten Bestenliste. Da erwählen 27 »Spitzen«-Kritiker jeweils zehn neuere Buchtitel und daraus - jeweils einen Monatsmeister, aus den zwölf Monatsmeistern wiederum jeweils einen Jahresmeister, und empfehlen alle diese der »anspruchsvollen« Leserschaft. Das erklärte Ziel der neuartigen Bundesliga: »Gegen die reine Umsatz-Liste (im »Spiegel« bzw. »Buchreport«) sollte eine Qualitätsliste der Literaturkritik erstellt werden.« Als handele es sich um ein und dieselbe Zielgruppe! Der tatsächliche Effekt von Institutionen á la SWF-Bestenliste oder »Buch des Monats«-Empfehlung einer Darmstädter Spezialisten-Clique oder auch »Die Zeit-Bibliothek der 100 (Weltspitzen-)Bücher«, die ja im fliegenden Wechsel »ihre.« Top-Titel anpreisen, ist die Quantifizierung der Qualität, die modische Uniformierung auch der »anspruchsvollen« Leserschaft. Und unsere Rezensions-Fürsten, diese früheren Verreiß-Wölfe, wettkämpfen heute im enthusiasmierten Entdecken von Stars und Trends. Das beschleunigt, das ist auf schnellen Wechsel aus, das heizt im feedback die Akzeleration des schöpferischen Reifens mit an.

Logisch, daß in dieser Zeit nicht nur Tomaten und Schweine, sondern auch Künstler immer schneller »umgeschlagen« werden müssen. »Mindestens alle zwei Jahre ein Buch, oder du bist raus«. Das marktgesetzliche Umschlagtempo ist so hoch, daß ihm nur noch der Profi, der hauptberufliche Schreiber zu folgen vermag. Um ihrerseits das Rennen machen zu können, benötigen die Verlage eine Mannschaft zuverlässiger, abhängiger Autoren: Professionalisierung ist die Methode, und die üblich werdenden Vorschüsse bewähren sich dabei als »Förderung« mit Hungertuch und Peitsche. Es ist schon ziemlich schizophren: -»Anspruchsvolle« Autoren schreiben weniger anspruchsvoll, kommerzieller, suchen ihre Themen schon modisch aus, produzieren am laufenden Band, und doch können nur die Verlage davon leben. Bayerns VS-Vorsitzender Hans Peter Bleuel: »Die Autoren leben in der Regel für die Literatur, während die Verlage an der Literatur verdienen.«

Moderne Verleger lassen sich ihre Autoren und Bücher auf der Frankfurter Messe vorstellen. Sie zehren vom Renommé der Gründerväter, deren persönliches Engagement allenfalls noch bei alternativen oder idealistischen Mini-Verlegern anzutreffen ist, bei jugendlichen Gelegenheits-Editoren in Stadtteil und Provinz. An diese experimentierfreudigen Vorschulen der Literatur haben die etablierten Verlage »ihre« qualitative Autorenförderung delegiert. Dort pflücken sie sich die reifsten Talente kostenlos heraus, um sie dann als ihr neugeborenes Kind zu vermarkten. -

Ihr zweiter, vielleicht noch wichtigerer Autoren-Ausbilder und auch später noch Miternährer, der absolut verschwiegen wird, sind die Hörspielabteilungen der Funkanstalten. Klein ist die Liste derer, die *nie* Hörspiele geschrieben haben: Arno Schmidt, Uwe Johnson, Thomas Bernhard, H.E. Nossack und Elias Canetti. Viele Autoren waren längst geübte und bekannte Hörspiel-Verfasser, wenn dann der Literaturbetrieb ihr »Erstlings-Werk« als »erstaunliche Anfangsleistung« lobte (z.B. Wilhelm Genazino, Gert Hofmann, Richard Hay, Dieter Kühn, Guntram Vesper ...) Viele erfolgreiche Theaterstücke waren ursprünglich Hörspiele, so etwa Ernst Jandls »In der Fremde«. In den Hörspiel-Abteilungen ist das Experimentieren erwünscht. Sie sind noch literarische Werkstatt, individuelle Spielwiese, Ersatzlektorat; sie inszenieren Manuskripte für teures Geld und bezahlen obendrein die Verfasser gut und prompt: 5.000 Mark durchschnittlich für eine Stundensendung. Mäzenatische Autoren-Betreuung, entgegen der Marktlage, unabhängig von Rentabilitätskalkulationen. Über 500 Langhörspiele pro Jahr. Vermutlich sind sie - nach den Autoren-Frauen bzw. Autorenmännern - die besten Literatur-Förderer, weil sie nicht nur Geld geben oder nur ein Forum oder nur guten Rat.

Es gibt nicht genug gute Leser«: Unter den Literatur-Vertreibern ist das der ausgemachte Urgrund aller Mißstände. (Die Betonung liegt auf »gute«, denn die übrige Lesermasse gehört unabwendbar der Bestsellerei). Die Umkehrung ihres Grund-Satzes kommt einem Tabubruch gleich: Und wenn es zu viele »gute« Bücher gäbe? Wenn selbst auf diesem Gebiet die Ausstoßkapazitäten' nur mehr ihrer Eigendynamik gehorchten, ohne Rücksicht auf die vorhandenen Aufnahmefähigkeiten?

Von unterernährten Autoren und den wenigen guten Lesern jedenfalls können sich die Verlage nicht ewig tragen lassen. Was liegt näher, als Mutter Staat mit ihren wohlfährtigen Zitzen zu bemühen. Und hierbei verstehen die freien Marktwirtschafter wieder, auf den Doppelcharakter der Ware zu pochen: Das Kulturgut ist eine öffentliche Angelegenheit. Während die Warenvertreter den Pluralismus rausrationalisieren und uniformieren, sollen die Kulturverantwortlichen für die Autoren, für Leser und Literaturtrubel sorgen.

Als staatliche Fördermaßnahmen werden meist nur Preise und Stipendien genannt. Bevor wir zu ihnen kommen, gilt es auf eine grundlegende Autorenförderung hinzuweisen, auf das »soziale Netz«, dessen Grundriß teils mit staatlicher Hilfe geknüpft worden ist: Beitrittsmöglichkeit in die Rentenversicherung für die Freischaffenden - »Bibliotheksgroschen« - »Verwertungsgesellschaft Wort« (eine Art GEMA) mit dem angegliederten Autorenversorgungswerk (das eine Art Arbeitgeberanteil zur Altersversorgung der Freiberuflichen zuschießt) und dem Sozialfonds (der den Autoren oder deren Hinterbliebenen in finanziellen Notsituationen hilft). Voraussetzung dieser ersten Erfolge war die Umwandlung des VS in einen politisch-kämpferischen Verband und sein Anschluß an die IG Druck und Papier. Nächste VS-Ziele sind höhere

Vorschüsse und Tantiemen, bessere Ausnutzung der Copyrights, speziell der Repro-Rechte (ungeheure Schädigung etwa der Lyriker in den Schulen, die fleißig fotokopieren, statt Lyrikbände zu kaufen). »Wichtiger ist es, die Autorenrechte auszubauen, statt uns in permanente Subventionsabhängigkeit zu begeben; zumal wir damit zu rechnen haben, daß in absehbarer Zeit die Staatsausgaben rigorosesten Sparmaßnahmen unterzogen werden müssen«, sagt der VS-Aktive Carl Amery - um dann doch die skandinavische Vollsubventionierung anzustreben: vom fundierten Förderungssystem der Autoren und Projekte über die Unterstützung der verlegerischen Risiken bei Druckkosten und Auflagen bis zur Leseförderung in öffentlichen Bibliotheken und dergleichen.

Die Bundesrepublik ist auf dem Weg dahin; wenn auch noch in einer »unfundierten«, wildwüchsigen Anfangsphase, deren zunehmend beklagte Koordinationslosigkeit von unserer föderativen Kulturautonomie begünstigt wird. Es herrscht Preise-Inflation in Städten und Ländern. An reinen Literatur-Auszeichnungen (ohne Kulturpreise, die ja zum Teil auch an Literaten vergeben werden) haben Karla Forbeck und Andreas Wiesand in ihrem 900 Seiten schweren »Handbuch der Kulturpreise und der individuellen Künstlerförderung« über tausend pro Jahr zusammengezählt. Dotierte Hauptpreise jedoch sind »nur« etwa 80, davon nur 30 über 10.000 Mark oder mehr. An jährlichen Förderpreisen/Nachwuchsstipendien gibt es rund 90, davon nur etwa 30 bei oder über 6.000 Mark; die meisten Stipendien gelten für drei bis sechs Monate (mit monatlich 1.000 Mark). Ein Hohn auf jeden schöpferischen Prozeß. Allem Anschein nach werden die Autoren für Einhundert- oder Zweihundert-Meter-Sprinter gehalten, die auf den Startschuß lauern. Die Zielsetzung all dieser trostlosen Preise lautet entsprechend: »Dem Geförderten solle für eine bestimmte Zeit die von Marktzwängen ungestörte künstlerische Entwicklung ermöglicht, auf jeden Fall aber die Sorge um den täglichen Lebensunterhalt genommen werden.«

Bei vielen Preisen sind die Verwaltungs-, Jury- und Repräsentationskosten (für Laudatio, Saalmiete, Festbankett und Streichquartett) doppelt so hoch wie die verteilte Summe. Denn viele Preisverleihungen haben die Stifter primär zur eigenen Selbstverehrung inszeniert. Und schon reüssierte Dichter machen da auch als Schmuck mehr her. Drum müssen meist sie die besseren Stadtschreiber-Stipendien antreten; am besten in Bergen-Enkheim (1.800 Monatssalär, freie Wohnung, ein ganzes Jahr). Erwartet wird von ihnen literarische Belebung der Kleinstadt und daß sie auch etwas Schönes darüber schreiben. Hans Peter Breuel wünscht sich statt des bisherigen Dutzends - »viele Stadtschreiber, massenhaft. Wir brauchen Dorfschreiber!«

Bei der überindividuellen Literaturförderung ist bemerkenswert, daß etwa das Wunschprogramm des CSU-Mannes im Münchner Kulturreferat, Elmar Zorn, von dem des bayerischen VS-Führers Bleuel nicht im grundsätzlichen abweicht. Die Kontrahenten fordern sozusagen einig: mehr und besser honorierte Autorenlesungen in Schulen, Volkshochschulen, Stadtteilen, Räume und Veranstaltungen für Autoren-Bevölkerungs-Kontakte, Kulturhäuser, Literaturcafes, attraktivere Bibliotheken und Büchereien, kurz: »Bereitstellung von Infrastruktur« (Zorn), »Subventionierung des literarischen Lebens« (Bleuel).

Und Stadt und Land stocken ihre Zuwendungen leidlich folgsam auf. Gerade hat das bayerische Kultusministerium die jährliche Unterstützung der öffentlichen Büchereien um weitere 15 Prozent auf 7,2 Millionen Mark erhöht. Überhaupt ist der Freistaat Bayern der finanzielle Spitzenförderer aller Bundesländer, freilich sind auch seine Verteilungsprinzipien die absonderlichsten. Zum Beispiel weigert sich das bayerische Kultusministerium standhaft, mit dem gewerkschaftlich getragenen VS zu verhandeln. Um dennoch »an dessen an sich generöse Dotationen heranzukommen«, haben Carl Amery und Stammesbrüder die freie »Literarische Gesellschaft in Bayern« gegründet, in der auch Nicht-VS-Mitglieder sitzen.

Der tiefere Grund für die wachsende Spendabilität nicht nur der bayerischen, sondern aller öffentlichen Hände aber dürfte woanders zu suchen sein: in dem stärker werdenden Druck, den die tendenzielle Verwandlung unserer Werktätigen-Zivilisation in eine (arbeitslose) Freizeit-Zivilisation erzeugt. Bei Strafe seines Untergangs muß der Staat für Beschäftigung in der freigesetzten Arbeitszeit sorgen, sportlich, therapeutisch, politisch, kulturell: mit Kino, mit Theater, mit Konzerten, mit Museen, die längst »fundiert« durchsubventioniert sind, und last not least eben auch mit Literatur, diesem an und für sich einzelgängerischen Medium.

Kommen wir zum Bund, der ja - außer bei Unterstützung überregionaler Sammlungen und Institute - nur nach außen hin kulturfördernd sein darf. Er tut einiges für unsere schon bewährteren - Schriftsteller, vor allem über die vom Auswärtigen Amt finanzierten Goethe-Institute. Alljährlich ergehen Dutzende von (gut dotierten) Einladungen von den europäischen Goethe-Instituten direkt an die Autoren. Die begehrten Interkontinental-Reisen werden von der Münchner Zentrale aus organisiert. Sie sollen möglichst lange, bis zu drei Monaten dauern und mindestens drei Instituts-Auftritte (á 500 Mark) pro Woche enthalten. So wurden im Geschäftsjahr 79/80 für 400.000 Mark die folgenden Autoren von Dependence zu Dependence befördert: Christoph Meckel (Südamerika), Elisabeth Plessen (Australien, USA, Kanada), Rainer Kunze (USA, Skandinavien), Dieter Kühn (Kanada, USA), Tankret Dorst (Indien), Gerlind Reinshagen (USA), Adolf Muschg (zusammen mit »Pro Helvetia« finanziert Australien), Heinito von Dodeter (Indien), Wolf Wondratscheck (USA), Peter Schneider (Südamerika), Ludwig Harich (Nahost), Günter Grass (der fleißigste Goetheaner: China, Indonesien, Nahost, Iran, Thailand, Kenia), Gabriele Wohmann (USA). (Man sieht, daß CDU und Co. dort nicht mehr das Sagen haben).

Da deutsche Profi-Schreiber, wie behauptet wird, auf eigene Faust so gut wie nichts mehr unternehmen, werden sie wenigstens noch von »Goethe« ein bißchen um die Welt gekarrt, und mindestens so gut organisiert und behütet wie Neckermann-Touristen. Und Goethe-Schützlinge lernen dabei noch the *sophisticated people* der jeweiligen deutschen Kolonie, einheimische Diplomatie und die Landesmuseen kennen! Und schütten die neue Welterfahrenheit prompt ins nächste Werk (»Kopfgeburten«, »Ach wie gut, daß niemand weiß«).

Die Goethe-Tour paßt ins übliche Profi-Verhalten daheim. Die organisierte Lesereise durch vorgeschriebene Buchhandlungen, eine Volkshochschule, ein Goethe-Inlandsinstitut, die Frankfurter Buchmesse, der Hamburger Literatrubel, ein Roundtable im Dritten Programm, eine Preisvergabe (als Empfänger, Jury-Mitglied oder Festredner) - das ist ihr Welt-Getto, immer im Kulturbetrieb, da tanken sie inzüchtig den Stoff und das nötige Geld für die nächste Niederschrift. Und bei manch einem Routinier hat es die Prioritäten schon verkehrt, wird scheint's mit der Buch-Produktion vornehmlich das Eintrittsbändchen in die langwierige Lesetournee gewonnen. Böse Zungen sagen so etwas Peter Härtling nach.

Die derzeit höchste Förderungs-Stufe wird wohl nur von wenigen Könnern erreicht: daß der Unterstützungsfluß einen Autor völlig vom Schreiben abbringt. Von Uwe Herms beispielsweise kündigt der Hanser-Verlag seit zehn Jahren zwei Bücher an, zu denen der Autor nicht kommt, weil er dauernd irgendeine Förderungsstufe absolvieren muß; von der Villa Massimo über den Visiting Professor in Austin bis zum Gastvorleser (über Literatur) in Peking ...

Das allerseits aufregendste Stichwort Förderung heißt »Deutsche Nationalstiftung«. Von der Bundesregierung gegründet, ist sie derzeit mit 50 Millionen aus dem Bundeshaushalt gespeist und wird von den (CDU/CSU-)Ländern als spendabel verkappter Bundesangriff auf die Kulturhoheit angesehen. Vor kurzem hat das Parlament 17 Millionen aus der »Nationalstiftung« freigegeben, zwecks »Förderung des zeitgenössischen Kunstschaffens« sollen daraus ein Kunstfonds, ein Musikfonds und ein Literaturfonds entstehen. Aber Bayern und Co. blockieren - verfassungskonform - die national-staatlichen Hilfsgelder, wünschen sie ausschließlich in eigener Regie zu verteilen.

Für die Bonner Kulturhoheit in Sachen Nationalstiftung ergreift inzwischen eine publizistische Phalanx von Günter Grass (in der »Zeit«) über Rolf Hochhuth (in »Penthouse«), verschiedene VS-Funktionäre bis zu Günther Schloz und Frankfurts Kulturdezernent Hilmar Hoffmann (in der »Süddeutschen«) Partei: Von dort, von oben erwartet man die Rettung aus dem musealen, feudal-herrlichen »Pomp funébre« etwa der föderalistischen Theatersubvention. Günther Schloz in der »SZ«: »Diese konkurrenzlosen staatlichen Großkunstbetriebe und Apparatschiks sind vorwiegend mit der Verwaltung ihrer komplizierten Organisation beschäftigt. Ihr Subventionsbedarf wächst immens, die Anzahl der künstlerischen Produktionen wird gleichzeitig geringer, ihre Qualität keinesfalls besser.«

Man ist sich einig, daß die Länder die Gelder der »Nationalstiftung« doch nur an ihre großen Subventionsschlucker »verteilen« würden. Unter Bundesregie erwartet man dagegen anscheinend nur kulturelles Heil und Segen. Hilmar Hoffmann: »Hier eröffnet sich wirklich die Chance, den kreativen Bereich zu fördern. Das heißt, alle Kreativen, die nicht situationsgebunden sind, die freien Schriftsteller, die freien Künstler usw. könnten in den Stand gesetzt werden, eine Zeitlang unabhängig von materiellen Sorgen kreativ zu arbeiten. Das gibt es in Schweden, auch in Holland. Und dies wäre die wichtigste Aufgabe der Nationalstiftung: Anschluß zu finden an das kulturelle Erbe dadurch, daß es durch die Kreativität der Künstlerschaft in die Zukunft verlängert wird.«

(Was uns am meisten stört an Hoffmanns Erzählungen, ist, daß hier der Begriff Kreativität total entleert, quasi Berufsbezeichnung ist. Wären alle freischaffenden Schriftsteller und Künstler, die es bei uns gibt, Kreative, dann würde unsere Kultur an Überfluß, nicht am Mangel von Kreativität ersticken.)

Was die großen Erwartungen an die »Nationalstiftung« bzw. ihren Literaturfonds betrifft, so zeichnet sich große Enttäuschung schon vor ihrer offiziellen Einweihung ab: Schon jetzt hängen Trauben von »Träger«-Vereinen an dem Sechs-Millionen-Töpfchen: Der Börsenverein (Verlegerverband), der Schriftstellerverband, der PEN, der FDA, die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, die Verwertungsgesellschaft WORT, die öffentlichen Bibliotheken ... Der Verdacht, daß auch der Literaturfonds hauptsächlich zur Erhaltung seiner Verwalter aufgezehrt werden wird, ist nicht unbegründet. Der deutsche Hang zur Überorganisierung, zur Funktionärs-, Experten-, Cliquen-Wirtschaft, zur allgemeinen Bürokratisierung ist nun mal keine reine CSU-Spezialität.

Das idealtypische internationale Förderungswesen ist ein Kind der herrschenden Zweckrationalität, dem Geist der Effizienz treu verhaftet. Es behandelt alle, die Erfolg versprechen, gleich: Gewichtsheber wie Biochemiker, Klavierspieler und Schriftsteller werden eine Zeitlang unterstützt, damit sie in direkter Kausalität den erwarteten Effekt erzielen. Das klappt vorzüglich im Hochleistungssport, wo die auf winzige Teilstrecken spezialisierten Trainingstechnologen mit ihren Muskelmaschinen serienweise Rekorde produzieren; das klappt halbwegs bei den reproduzierenden Kunstübungen der Berufsmusiker; doch das versagt, wo Kreativität mobilisiert werden soll. Diese menschliche Fähigkeit kann nur gedeihen, wenn ihr von klein auf kontinuierlich Förderung zukommt. Auf Kosten/Nutzen und *time is money* fixierte

Förderungsmethoden aber tangieren sie nicht einmal.

Literatur-Konkret 1980, S. 44

Wolf Biermann

FÜR EINEN FAULEN FAN

Tief bewegt sein ist was Schönes
besser ist: sich selbst bewegen!
Also laß dich hier von mir nicht
an den Liederschnuller legen!
Revolutionäre Stimmung
lutschen bin ich überdrüssig:
kampfbetonte Lieder sind in
echten Kämpfen überflüssig

Soll ich etwa mit dem Maulwerk
und mit Schlägen auf der Klampfe
dir die Taten tuten, die du
selbst nicht tust im Klassenkampfe?
Wenn du das von mir erwartest,
geh nach Haus und komm nicht wieder!
Lieder machen nicht Geschichte -
die Geschichte macht sich Lieder.

Und der Liedermacher macht aus
rotgetünchten Triefgestalten
keine Barrikadenkämpfer
die die rote Fahne halten.
Also laß dich hier von mir nicht
an den Liederschnuller legen
Tief bewegt sein ist was Schönes
besser ist: sich selbst bewegen

Literatur-Konkret 1980, S. 45

Walter Boehlich

Schlachtplatte

Die hundert Bücher der »Zeit« und ihre Rezensenten: Mißmut regiert, Hilflosigkeit herrscht

ZEITUNGEN wollen überleben, nicht bloß durch die Tüchtigkeit ihrer Annoncen-acquisiteure, sondern auch durch Auflagensteigerung. Sie versuchen sich ihrem präsumptiven Publikum anzupassen, die »Frankfurter Rundschau« durch einen überdimensionierten Sportteil, die »Frankfurter Allgemeine« durch einen reichen Kulturteil mit seinem wöchentlichen Lyrik-schlachtfest, die »Zeit« mit einem Kanon von hundert literarischen Meisterwerken. Auch die Verlage wollen überleben, ebenfalls durch Anpassung, durch Publikation von Überflüssigem, wo das Geld nicht für das Notwendige reicht (oder damit es reiche). Nachdem der Suhrkamp Verlag Jahr für Jahr mit Erfolg die unter Marcel Reich-Ranickis Fürsorge gemeuchelten Gedichte nebst Kommentaren in Gestalt von Büchern auf den Markt geworfen hat, hat er sich nun entschlossen, auch die »Zeit Bibliothek der 100 Bücher« herauszubringen. Nicht die Bücher selbst, natürlich, bis jetzt jedenfalls nicht, aber deren Vorstellung durch ein paar handvoll Leute, die im Kulturbetrieb Namen und Stimme haben.

Die Jungen, hört man allenthalben, lesen nicht mehr; auch die Studenten lesen nicht mehr. Warum? Der Bilderstürmer wegen, die angeblich 1968 die Literatur für tot erklärt haben? Oder weil es ihnen an Anleitung fehle? Weil ihnen niemand mehr sage, daß und was sie lesen sollten? Wenn wirklich nicht mehr oder doch weniger gelesen wird, muß das andere Gründe haben, über die nachzudenken sich lohnte. Die sechs Programmierer der Bestenliste haben aber darüber nicht nachgedacht, sondern beschlossen, den Nichtlesern endlich einmal zu sagen, was gut und teuer sei, sie in das »weltliche Heiligtum der hundert Bücher« einzuführen. Es wird nicht gesagt, daß dieses Unternehmen etwas mit »Bildung« zu tun habe, es wird auch nicht gesagt, daß das Lesen den Menschen besser mache, aber es wird immerhin gesagt, daß, wer sich »dem Sog fremder Phantasie nie ausgesetzt« habe, »Bedrohungen und Zwängen der wirklichen Welt kaum Aktivität entgegensetzen« könne.

Das scheint mir eine ziemlich banale Form v on Wunschdenken »Gebildeter« zu sein. Weder die Erstürmer der Bastille noch die Werftarbeiter in Polen dürften leidenschaftliche Leser gewesen oder gar, weil leidenschaftliche Leser, aktiv geworden sein. Zur Begründung, daß gelesen werden solle, muß man sich anderes einfallen lassen. Am wenigsten aber kann da ein Kanon, und sei er auch nur als Angebot und nicht als Pflicht gemeint, helfen. Jeder Kanon ist ein Stück Terror und jeder Kanon ist ein Stück Bankrotterklärung angesichts dessen, was gelesen wird und was gelesen werden könnte. Er setzt voraus, daß eine große Zahl vergleichbare Lesebedürfnisse und Lesefähigkeiten entweder haben müsse oder doch haben könnte. Das hieße, daß zunächst definiert werden müßte, für wen ein Kanon gedacht ist. Für wen der »Zeit«-Kanon gedacht ist, erfahren wir nicht, und daß er für »Zeit«Leser, für jüngere vor allem - denn die Alten wissen ja immer schon alles und habens in ihrer Jugend so viel besser gemacht - gedacht sei, hilft keinen Schritt weiter. Es ist diesem Kanon auch nicht anzusehen, daß er Rücksicht nähme auf den Augenblick, in dem er konzipiert worden ist; er insistiert auf Zeitlosigkeit, auf Ewigkeit, aber er läßt fast vollkommen außer Acht, in welchem Maße gesellschaftliche Bedingungen alles Gelesene und daher auch die Auswahl des zu Lesenden verändern.

Wie sieht dieser Kanon aus, welche Gesichtspunkte liegen ihm zugrunde? Er soll keine zeitlichen Begrenzungen kennen, und in der Tat beginnt er mit der Bibel und endet mit Uwe Johnson. Keineswegs aber gibt er eine auch nur annähernde Anschauung dessen, was zwischen der »Odyssee« und dem »Gargantua« geschrieben worden ist. Die Auswahl ist halbherzig, sie will nicht ganz auf das Alte oder Uralte verzichten, aber die paar aufgeführten Titel machen den Kohl so wenig fett, daß die Beschränkung auf die moderne Prosa ehrlicher gewesen wäre.

Es soll »kein verspieltes Bildungsgärtlein« geben. Das bedeutet, daß dem Eingängigen der Vortritt gelassen, das Schwierige, Innovatorische aber zu oft ausgespart wird.

Es soll keine nationalen Schranken geben. Davon kann gar keine Rede sein. Die Auswahl der hundert »Zeit«-Bücher ist extrem eurozentristisch gestrickt, sie gibt dem chauvinistischen Affen unnötig viel Zucker. Vierundvierzig der 100 Titel sind den deutschsprachigen Literaturen entnommen, wofür es dort, wo es um die Entwicklung von Literaturverständnis geht, nicht den geringsten Grund gibt. Die Chinesen, die Japaner, die Inder kommen überhaupt nicht vor, die Spanier sind mit einem Roman, dem »Don Quijote« vertreten, will sagen, sie sollten vertreten sein, sind es aber nicht, weil der vorgesehene Beitrag nicht abgeliefert worden ist. Die. Lateinamerikaner sucht man vergebens, die alten Isländer auch. Die Skandinavier sind mit kümmerlichen vier Titeln unterrepräsentiert, die Nordamerikaner mit fünf Titeln sträflich vernachlässigt. Und die Italiener werden lediglich durch Dante und Boccaccio, zur Not noch durch Casanova repräsentiert. Für Manzoni hat es so wenig gelangt wie für Italo Svevo, von Ariost ganz zu schweigen. Die Franzosen haben es mit 17 Titeln relativ gut, die Engländer mit bloß 10 Titeln relativ schlecht. Wirklich gut haben es nur die Deutschen.

Es soll keine Dramen, keine Gedichte und keine Sachbücher geben, sondern eine Bibliothek der erzählenden Literatur. Da möchte ich doch einmal wissen, ob das »Letzte Band« von Beckett eine Erzählung ist oder nicht ein Theaterstück. Natürlich, Beckett mußte und sollte vertreten sein, aber hat er denn keine Prosa geschrieben, hätte man sich nicht für den »Molloy« oder die »Erzählungen und Texte um Nichts« entscheiden können? Da müssen sechs belesene Herren tief geschlafen haben, als sie ihre Liste zusammenstellten, und später zu ängstlich gewesen sein, einen eklatanten Irrtum zu korrigieren.

Keine Gedichte? Was in aller Welt ist Heines »Deutschland. Ein Wintermärchen« sonst? Und Lessings »Anti-Goeze«, ist das erzählende Prosa? Wo so viele, manchen Leser bewegende Romane unter den Tisch gefallen sind, mußte da gerade bei den Deutschen nach Hintertürchen gesucht werden? Es wäre kein Unglück, wenn weder Lessing noch Heine, weder Lichtenberg noch Schiller in einem Kanon erzählender Literatur auftauchten. Sie werden dadurch kein Tüttelchen kleiner oder unbedeutender - sie gehören bloß woanders hin.

Lichtenberg aufnehmen hieß folgerichtig auch Pascal aufnehmen und Schopenhauer und Nietzsche aufnehmen, als wären das große Erzähler gewesen, aber es hieß keineswegs Gracián aufnehmen oder Lepardi aufnehmen. Warum? Sind die Deutschen wie üblich die Größten und die andern tote Hunde? Wenn man nur hundert Titel zu vergeben hat, ist es dann nicht vernünftiger, ein einmal beschlossenes Konzept auch zu befolgen? Also Erzählung und nichts als Erzählung in Prosa oder in Versen. Gewiß kann man Kierkegaards »Entweder-Oder« auch als philosophischen Roman lesen, aber doch nicht den »Achtzehnten Brumaire des Louis Bonaparte« oder das »Unbehagen in der Kultur«.

Das, eben das ist närrischer Bildungsdünkel: wir Sechs wissen halt von Marx und Freud, und auch wenn wir von ganz anderem zu reden hätten: die beiden jubeln wir euch unter. Aber wieder, warum dann nur diese beiden, seien sie immer für uns die Unentbehrlichsten? Soll so dem Publikum ein Gefühl nationalen Wertes vermittelt werden, ganz ähnlich wie es ihnen durch die Auswahl mittelalterlicher Erzählliteratur vermittelt wird? Da finden wir drei Titel: das Nibelungenlied, Wolframs »Parzival« und Gottfrieds »Tristan«, sonst nichts. Diese Sparte bestreiten die Deutschen allein, selbst Chaucer wird in einen der vielen Höllenkreise verwiesen. Mit einem Wort: dieser Kanon ist leichtfertig und einseitig und willkürlich und systemwidrig zusammengestellt.

Das wäre das Schlimmste noch nicht, denn wer einmal hundert Bücher gelesen hat, wird auch die nächsten hundert oder tausend lesen, man muß ihn nur dazu kriegen. Der beste Weg dazu ist noch immer die Vermittlung von Lust und Erkenntnis. Wer überhaupt für das Lesen zu gewinnen ist, wird am leichtesten dadurch gewonnen, daß ihn einer begeistert, der selbst begeistert worden ist. Das hieße, daß jeder der hundert Titel - die meisten verdienten es - durch einen Begeisterten hätte vorgestellt werden müssen, wenn auch durch einen, der imstande gewesen wäre, dem, der das Lesen lernen soll, klarzumachen: warum gerade dieses Buch nicht schon immer, sondern auch jetzt.

Da allerdings liegt das schlimmste Gebrechen dieser »Zeit«-Bibliothek. Mißmut regiert, Hilflosigkeit herrscht. Ich wüßte nicht, wer da Lust bekommen sollte. Eine Zeitung kann sich manches leisten, was sich ein Buch nicht leisten darf. Eine Zeitung kann Artikel veröffentlichen, die in ein Buch unter keinen Umständen aufgenommen werden dürften. Aber in dem Buch wird einfach abgedruckt, was auch schon in der Zeitung gestanden hat. Was zum Beispiel Walter Mehring der »Suche nach der verlorenen Zeit« angetan hat, ist ein Verbrechen. Es gibt viele solcher Verbrechen. Es gibt zu viel Professorenprosa - unverdaulich Es gibt zu viel Kritikerpein. Es gibt zu viel Autoreneitelkeit. Dann lieber vollkommen subjektive Auseinandersetzungen wie die ausufernde von Fassbinder mit Döblins »Berlin Alexanderplatz« oder Thomas Braschs Reaktion auf die eigene Kindheit aus Anlaß von Musils »Verwirrungen des Zöglings Törless«. Wie es hätte sein können und sollen, das zeigen die Fälle, in denen Kritiker und Buch sich aufeinander reimen, etwa Hildesheimers Analyse des »Ulysses« oder Negts Analyse des »Achtzehnten Brumaire«. So könnte man Leser gewinnen, auch für das Schwierige. Aber so ist es nicht geworden.

Die Zeitbibliothek der 100 Bücher. Herausgegeben von Fritz J. Raddatz, suhrkamp taschenbuch 645

Literatur-Konkret 1980, S. 46

Ludwig Fels

LIEBESGEDICHT AN EIN PAAR INTELLEKTUELLE

Ich stell mir vor, ihr habt einen
gesattelten Sessel am Schreibtisch stehn
auch daß ihr Fährleute seid
die aus Babylon übersetzen
die Sprachen der Peitschen, Sirenen.
Überall habt ihr
Freunde, Bekannte, Erinnerte, Feinde
nicht zu zählen, Geliebte aus Papier, keine Zeit,
die Arbeit, tote Lehrer, ermordete Meister, Aufsätze
über Niederungen, erhebende Aufstände, längst vergangen.
Ich weiß nicht, warum ihr
älter geworden seid mit jungen Gesichtern
weniger verwahrlost, mehr Mensch als jene
die gestern nicht lebten, morgen sterben
heute wie tot gehalten werden
deren Kehlen vereisen, deren Münder verdorrn.
Einer von euch, hab ich von andern gehört
hat einer Revolution hinterhergeweint
unter Palmen, ein Zweiter ist gerade
wie ein Ast
in Wurzeln verstrickt.
Laßt euch in den Nacken küssen
nicht von mir. Ich
spür die Gewalt der Bäuche
immer noch an der Stirn.

(Aus: Ludwig Fels: »Vom Gesang der Bäuche«, Ausgewählte Gedichte, Sammlung Luchterhand 314)

Literatur-Konkret 1980, S. 47

Gerd Fuchs

Wir Himmlers sind viel älter oder: schützt Humanismus denn vor gar nichts

Alfred Andersch: Der Vater des Mörders, Diogenes Verlag, 140 S., 19,80 DM

STERBEND, ging Alfred Andersch noch einmal in seine Jugend zurück. Nicht in die Kindheit, sondern zu dem jungen, dem Vierzehnjährigen, zu dem jungen Mann, der er 1928 war. Doch nicht auf ihn weist der Titel der Erzählung, sondern auf einen Mann, der Himmler hieß und Direktor jenes Münchener Gymnasiums war, das Andersch damals besuchte.

Oberstudiendirektor Himmler visitiert eine Griechisch-Stunde des Studienrats Kandlbinder, nimmt den Unterricht sofort in die Hand, und am Schluß der Stunde sind die Schüler von Greiff und Kien, alias Andersch, relegiert. Der eine wegen Insubordination, der andere wegen mangelhafter Leistungen.

Mit Ausnahme einer Rückblende und einer Vorausblende beschreibt Andersch einzig diese Schulstunde. Er beschreibt eine *Folterung.* Er beschreibt, was zweihundert Jahre lang und mindestens bis in meine eigene Schulzeit (denn ebensolche Schulstunden habe ich jahrelang erlebt) Normalität war. Lernen als organisiertes Entsetzen, Lehren als staatlich sanktionierter Sadismus. Eine Null mit dem Titel Studienrat bläht sich bis zu lächerlicher und gleichzeitiger grausiger Gottähnlichkeit auf, benutzt das Kostbarste, was sich Menschen an sprachlicher, musikalischer, bildnerischer und wissenschaftlicher Kultur erarbeitet haben, als Werkzeug, um Auspeitschungen vorzunehmen. Lernziel war nicht Sophokles, Corneille, das Gravitationsgesetz oder Mozart, sondern der krumme Rücken. Der deutsche Studienrat war staatserhaltend wie nur noch der Polizist, beide einander tief wesensverwandt.

(Die vielen freundlichen, menschlichen und kenntnisreichen Studienräte, die ich auch kennengelernt habe und denen ich viel verdanke, mögen mir vergeben. Doch nicht sie haben das bestimmt, was mir als Schule mit Angst, Entsetzen und vor allem Langeweile die Jugend und die Lust am Lernen vergällt hat, sondern jene sadistischen Nullen unter ihnen. In den Himmlers kam uns das Wesen des deutschen Gymnasiums zur Anschauung, nicht in den andern.)

Doch erlebt dieser Himmler schon gleich bei seinem ersten Opfer eine Niederlage. Die Natur des Duells, das sich von Greiff und Himmler liefern, ist tief bezeichnend. Es geht um korrekte Anreden, also um die Anerkennung oder Nichtanerkennung jenes autoritären Systems, das sich Schule nannte. In einer vorausgegangenen Stunde hatte von Greiff darauf bestanden, von Studienrat Kandlbinder mit seinem »von« angesprochen zu werden. Himmler weiß das, denkt aber gar nicht daran, von Greiff den Gefallen zu tun. Es folgen demütige Belehrungen über das, was sich Schüler herausnehmen dürfen oder nicht, die Situation eskaliert, und nach dem entsprechenden Zitat von jovis und bovis sagt von Greiff: »Ich gehöre nicht zum Rindvieh ... Und Sie sind nicht Jupiter. Für mich nicht! Ich bin ein Freiherr von Greiff , und Sie sind für mich überhaupt nichts weiter als ein Herr Himmler!«

Damit ist Himmler nicht mehr nur als Autorität, sondern als Klassenwesen, als Bürger in Frage gestellt. »'Mit deinem Adel', begann er, 'ist es nicht so weit her, wie du denkst, Greiff ... das ist eigentlich nur so ein Übername, den sich viele Ritter zugelegt haben. Greif, Grif, Grip, so nannten sie sich, diese Herrschaften, nach dem sagenhaften Raubvogel, die meisten von ihnen waren ursprünglich nichts weiter als namenlose Bauernschinder, die irgendein Lehnsherr als Aufseher über eines seiner Dörfer eingesetzt hatte. Ihre Nachkommen wurden Raubritter, diese Greife, legten sich noch irgendeinen Flurnamen zu. Greif von Sowieso. Bei euch, den Greiffs aus Unterfranken, hat es nicht einmal dazu gereicht.'«

Und nun macht Herr Himmler einen Fehler. »'Eure Schlösser sind nicht sehr alt', räsonierte der Rex, der vielleicht schon wußte, daß er die Partie verloren hatte. 'Sechzehntes Jahrhundert!' sagte er, in einem Ton, als sei das nichts. Und er ließ sich auch noch verleiten aufzutrumpfen: 'Wir Himmlers sind viel älter.' Er hob seinen rechten Zeigefinger. 'Nachweisbar ganz altes Stadtpatriziat vom Oberrhein. Es gibt ein Himmler-Haus in Basel und eines in Mainz. Das in Basel trägt die Jahreszahl 1297!'«

Das war ein Fehler, weil, wie Andersch schreibt, weder von Greiff noch die übrigen in der Klasse je das Wort Stadtpatriziat gehört hatten, Herr Himmler sich also auf die Überlegenheit von etwas beruft, das nicht einmal mehr dem Namen nach bekannt ist. Das war ein Fehler, weil das deutsche Bürgertum aus Angst vor den Arbeitern seine Revolution an eben jene verriet, gegen die sie gerichtet war, den Adel. Und wer je so gekuscht hat, der verdient eine Antwort, wie sie Konrad von Greiff gibt und den historischen Instinkt verrät: Ein höhnisches »Gratuliere«.

Das nächste Opfer des Herrn Himmler ist der Schüler Kien-Andersch. Von Renitenz kann hier keine Rede sein. Der Schüler Andersch hat vom Griechischen keinen Schimmer. Himmler weiß das, trotzdem läßt er nicht von ihm ab. Folter. Die Null bläht sich auf. Die Inhumanität dieses Humanisten geht sogar so weit, den Schülern mitzuteilen, daß Anderschs Vater nicht mehr imstande ist, das Schulgeld für seinen Sohn aufzubringen, er, Himmler (der Gesinnungsschnüffler), ihm die Zahlung jedoch in Ansehung seiner doch recht anständigen völkischen Gesinnung erlasse habe. Trotzdem: Der Schüler Andersch wird relegiert.

Nun hat dieser Herr Himmler einen Sohn, Heinrich mit Namen, tief zerstritten mit seinem Vater, schon damals in der Nazi-Partei aktiv, der Familie Andersch gut bekannt, von ihnen sogar bis zu einem gewissen Grad geschätzt im Gegensatz zu seinem Vater, der ihnen tief unsympathisch ist, ein junger Mann wie viele im Münchener Stadtbürgertum, im Titel von Anderschs Erzählung als Mörder, im Nachwort von Andersch als »der größte Vernichter menschlichen Lebens, den es je gegeben hat« bezeichnet, und natürlich erhebt sich sofort die Frage, der Titel provoziert sie geradezu, ob der eine das Produkt und die logische Folge des anderen war. Andersch behauptet, auf diese Frage keine Antwort zu wissen. Aber er schreibt auch: »Schützt Humanismus denn vor gar nichts? Die Frage ist geeignet, einen in Verzweiflung zu stürzen.«

Sie wäre es, wenn es sich bei dem Gräzisten Himmler tatsächlich um einen Humanisten gehandelt hätte. Schon die Schulpraxis dieses Mannes spricht dagegen, das haarsträubende Auseinanderklaffen von humanistischen Lehrinhalten und ihrer inhumanen Vermittlung, ihre bloße Benutzung als Disziplinierungsinstrumente. Hier wie weithin gegen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ist dem deutschen Bürgertum die eigene Befreiungsideologie, der antifeudale Humanismus, mehr und mehr verkommen zur bloßen Fassade. Dahinter fand ein rasanter Abbau aller Werte humanen Zusammenlebens zugunsten der eigenen Interessenabsicherung statt.

Die reißende Brutalisierung im politischen Denken der deutschen Bourgeoisie ist nicht nur innenpolitisch in ihrem Vorgehen gegen die deutsche Arbeiterbewegung, sondern vor allem außenpolitisch ablesbar: in der zynischen Negierung allen Völkerrechts, in der skrupellosen Vorbereitung des ersten Weltkriegs, in der Propagierung von Kriegszielen, die, wären sie realisiert worden, ganz Europa unterjocht hätten, in der Propagierung eines angeblichen Rechts auf Kolonien, eines Rechts zur Auslöschung der Identität ganzer Völker. Nicht Lessing, Kant, Hegel, Humboldt, Herder, Heine waren die bestimmenden Ideologen des deutschen Spätbürgertums, sondern Schopenhauer, Nietzsche, Spengler, Rosenberg, Hitler, Himmler.

Als der Polizeipräsident von Paris Ende der sechziger Jahre Sartre wegen seiner politischen Aktivitäten verhaften lassen wollte, antwortete ihm de Gaulle: Einen Voltaire verhaftet man nicht. Die deutsche Bourgeoisie hat die Greiffs nie an die Laternen gehängt. Sie hat sich nie eine wirkliche Identität erkämpft, die sie vor der völligen Depravierung geschützt hätte. Zu ihrem Selbstbewußtsein ließ sie sich von den Greiffs gratulieren. Was ihre Lessings betraf, dekretierte sie, es sei keine Notiz von ihnen zu nehmen. Nein, der Humanismus schützt vor gar nichts. Nur Humanisten schützen uns vor der Barbarei.

Und der wirkliche Humanist ist in Anderschs Erzählung eben nicht derjenige, der es dem Namen und Titel nach ist, sondern ironischerweise derjenige, der aus dem Tempel des deutschen Humanismus entfernt wird, der Schüler Franz Kien. In der Weise, wie er diesen Himmler wahrnimmt, wie er ihn durchschaut, versteht und verachtet, konstituiert sich wirklicher Humanismus, konkreter, gelebter Humanismus. Ein beinahe unwillkürlicher Humanismus, denn dieser Vierzehnjährige, dessen Leidenschaft schon damals das Politisieren ist und dessen Vater den General Ludendorff fanatisch verehrt, ist ideologisch-politisch von diesem ultramontanen Konservativen Himmler noch gar nicht so weit entfernt. Nur daß ihm die Amtsperson Himmler nie den Blick auf den Menschen Himmler verstellt. Dem aber war ein Schüler immer nur ein Schüler und nicht auch ein Mensch. So wie seinem Sohn später ein Jude ein Ungeziefer war und kein Mensch.

Als dieser Himmler, konsterniert ob so viel Unwissenheit, den Schüler Kien fragt, was er denn einmal werden wolle, antwortet der ohne zu zögern und mit ruhiger Selbstgewißheit: Schriftsteller. Am Ende seines Lebens blickt hier Alfred Andersch auf seinen Anfang zurück. Als Himmler hört, was dieser Kien einmal werden will, ist er vollends konsterniert. Aber dazu brauche man doch Wissen, Kenntnisse. Das findet Franz Kien auch. Nur, ebenso genau, wie er weiß, daß er Schriftsteller werden will, weiß er, daß er nicht lernen will.

Zwar hat er bereits vieles gelernt, und vieles wird er noch lernen. Er wird über den pubertären Konservativismus seiner Jugend zum Marxismus kommen, er wird offen sein für die Existentialisten und immer wieder für Marx. Aber was dieser Himmler ihn lehren wollte, das wollte er nicht lernen: den krummen Rücken.

Was der aufrechte Gang war, das brauchte Franz Kien nicht zu lernen. Aber den können wir von ihm lernen.

Literatur-Konkret 1980, S. 50

Hanjo Kesting

Im Vorfeld einer Schussverletzung

Christian Geissler: »Im Vorfeld einer Schußverletzung«, Rotbuch-Verlag, Berlin 1980, 88 S., 9 DM

DIESE Gedichte von Christian Geissler werden Aufsehen erregen, vielleicht erbitterten Streit auslösen. Mit ihnen wird ein neuer Ton in der politischen Lyrik Westdeutschlands angeschlagen, ein schneidender, aggressiver, unversöhnlicher Ton. Radikaler als hier wurde unsere freundlich lächelnde Wohlstandswelt noch nicht infrage gestellt: jedes Wort ein geschleuderter Stein, der die blankgeputzte Fassade aus Chrom und Glas klirrend zerschlägt; jedes Gedicht ein Anschlag auf den faulen Frieden, das trübe Idyll. Eine kalt gewordene Wut sammelt sich zu literarischem Explosivstoff.

nur menschenverachtung

blaulichteinsatz

knechtewohlfahrt

augenschußunterhaltung

nichts dämmert

nirgend ein licht

das aufgeht

in arbeitersterbetagen

Christian Geissler, Jahrgang 1928, der hier seinen ersten Gedichtband vorlegt, hat ein umfangreiches Werk vorzuweisen, das aus Romanen, Erzählungen, Reportagen, Fernseh- und Hörspielen besteht. Die früheren Arbeiten aus den sechziger Jahren sammelte er später in dem Rowohlt-Band »Die Plage gegen den Stein«. In den siebziger Jahren erschienen seine Romane »Das Brot mit der Feile« und »Wird Zeit, daß wir leben«. Breite Wirkung hat Geissler freilich nie gehabt. Der herausfordernden Radikalität seiner Bücher ging man lieber aus dem Wege. Das gilt bereits für die frühen Arbeiten, in denen Geissler, noch durchaus idealistisch und pazifistisch, Anklage gegen die Vätergeneration erhob. Es gilt, sehr viel stärker, für die späten Romane, in denen unserer Gesellschaft mit realistischer Schärfe und wütenden Versessenheit der Prozeß gemacht wird.

In dem Roman »Wird Zeit, daß wir leben« heißt es in der Einleitung: »Wer das Gras zwar grün, die Wurzeln aber blutrot sieht, steht vorläufig noch allein. Das darf nicht lange so bleiben. Keiner von uns hat viel Zeit. Die Befreiung von Gefangenen wird vorbereitet. Wer Befreiung verhindern will, lebt gefährlich. Gelaber insachen Gewalt findet nicht statt. Die Zustände selbst sind Gewalt. Auch die Frage nach den Massen erweist sich als Müll. Sie verschüttet nur die Frage nach dir selbst. « Das Buch behandelt eine exemplarische Aktion aus dem Jahr 1933, bei der eine bewaffnete linke Terrorgruppe kommunistische Funktionäre aus dem Nazi-Gefängnis befreit. Doch im Jahre 1976 publiziert, klangen Sätze wie die zitierten gefährlich aktuell. In ihnen steckt der ganze Schrecken eines Jahrzehnts, der mit einem anderen Wort Terror heißt. Er steckt in ihnen nicht als politisches Programm, aber als Ausdruck einer Stimmungslage. Es ist die Stimmungslage auch von Geisslers Gedichten, nur viel ungeschützter.

Die Gedichte sind, wie der Autor schon im Untertitel mitteilt, in der Zeit von Juli 77 bis März 80 entstanden. Für die literarische Entwicklung Geisslers sind sie von bestechender Konsequenz. Im ersten Gedicht des Bandes (»wieso gedichte«) stehen die Zeilen: »nicht feld und wald mehr/ nicht keller und kammer/ für lange geschichten«. Eine Absage nicht ans lyrische Idyll, sondern auch an jede Form von epischer Kleinmalerei. Was hier programmatisch formuliert wird kündigte sich in dem Roman »Wird Zeit, daß wir leben« bereits an: im vollständigen Verzicht auf »realistische« Detailbeschreibung. Stattdessen ein Erzählstil der Atemlosigkeit, ein wildes Staccato bildkräftiger Fügungen, eine Technik sprachlicher Aussparung und Verknappung, worin sich vor allem ein lyrisches Temperament verriet. Freilich eines der Härte, der Heftigkeit, des Aufruhrs. Wenn Alfred Andersch von einem »revolutionären Buch« sprach, dann meinte er diese Kongruenz des politischen und ästhetischen Projekts.

Geissler erreicht sie auch in seinen Gedichten. Man müßte von einem literarischen Ereignis sprechen, würde solches (Lobes-) Wort nicht ihre Brisanz verdecken. Eine ganz wilde, ohnmächtige Verzweiflung sucht hier nach Worten, schreit an gegen den stummen Stein, der jedes Echo verschluckt. »Der Stein« - das ist Geisslers immer wiederkehrendes Bild für die herrschende Ordnung: »Regelwelt, Riegelwelt, Einschluß, Stein«, wie es einmal heißt. Und nur ein Schritt ist es von hier bis zum Bild einer glatt ausbetonierten Ordnungswelt, in der kein Grashalm den Stein mehr sprengen und kein Wassertropfen ihn höhlen kann: Stein, Stahl und Beton oder, lautlos, Watte und Gummi. Stammheim wird in diesen Gedichten zum zentralen Symbol einer Gesellschaft, die noch hinter dem Bankschalter freundlich lächelt und sich mit Grüngürteln und Cafeterias eine ganz neue Lässigkeit zuzulegen beginnt.

panzerglas gegen den hauch meiner haut
neonlicht löscht deinen Schatten
steinkammer rund um dein wort
schalltod schlägt dir den schlag deines herzens nach innen
käfigfreistunde reißt dir draht durch die augen
und von halbhunderttausend minuten
haben sechzig den blick von uns draußen
vierfach bewacht
locktlauer
wer wen

Wer so schreibt, kennt das Risiko. »Im Vorfeld einer Schußverletzung« hat Geissler seinen Gedichtband genannt.

Beim Lesen hörte ich, ganz tief unten, immer zugleich die Polizeisirenen, spürte die Atmosphäre rasch aufflackernder Hysterie. Diese Gedichte waren mir physisch nah - in meiner Angst. Ich fing an, mich gegen ihre Genauigkeit zu wehren.

Genauigkeit: das heißt hier nicht sozialkritisch-realistische Beschreibung, sondern Darstellung einer *Erfahrung.* Es geht um Literatur, nicht um Statistik. Natürlich ließe sich auch auf den Katalog sozialer Mißstände verweisen, auf Drogenabhängigkeit und Alkoholismus, auf Kinderselbstmorde und Jugendarbeitslosigkeit, auf das Elend der Psychiatrie und das System staatlicher Überwachung und Überprüfung auf das ganze Ausmaß verborgener Armut, leiser Verzweiflung, trostloser Einsamkeit überall. All das ist in den Gedichten gegenwärtig. Aber ihre Wut und Empörung entstehen viel eher noch aus der Erbarmungslosigkeit, mit der die Konsumgesellschaft alles Störende wegdrängt, ausspuckt, sich selbst überläßt, - verfolgt.

badekaff an der nordsee
die möven schreien

langundschlapp kurgäste
aus dem westen berlins
ums hirn die wollbuschelschottenmütze
am arm die frau muschi
unterm arsch den ford capri

cbs bürgerbande
droht grünen tiger auf blech
nölt nach bild durch die fußgängereinkaufszone
möcht auch pfiffpaffgern paar
fahndungshinweise
geben gegen den regen

die altmöve schreit was
vom landwehrkanal

Am Schluß von Geisslers Gedichtband steht ein Zyklus von »Liedern aus dem Altersheim«, deren sprachliche Konzentration, Ausdrucksintensität, Direktheit keinerlei Beschönigung zuläßt. Wo Sprache so genau ist, ist sie nicht mit Blindheit geschlagen. Wo diese Erfahrung wächst, gibt die Wirklichkeit das Material dazu her. Es ist unsere Wirklichkeit, in der dieser Schrecken wohnt, der alltägliche Terror inmitten der Ordnung.

tagfürtag
in den sauberlaufgängen

lautlos sonntäglich angezogen
täschchen am arm
schleicht das
an greifholzflurleisten
stückchenweit stündchenweit
hinundher
ob einer kommt
und sie holt
der liebste
der prinz
der arme teufel
kommt aber keiner
tapptapp

Hier entstehen die Wunden, die sich nicht schließen wollen. Hier und überall. Kein Tag ohne Schock. Aus dem Schock kommt die Angst. Aus der Angst kommt der Haß. Geisslers Gedichte sind das genaueste Protokoll dieses psychischen Prozesses, das ich kenne.

Bleibt die Frage, wo in dieser Welt aus Stein ein Spalt für die Hoffnung ist, Von der Veränderungsperspektive gar nicht zu reden. Ich vermag ihn nicht zu entdecken. Das ist kein Einwand gegen diese Gedichte, die mir aber mit ihrer Wut gegen die organisierte Zerstörung auch Angst machen. Denn eine Lust auf die Zerstörung geht durch sie hindurch, der die Lust auf Selbstzerstörung nahe verwandt ist. »Die Frage nach den Massen erweist sich als Müll«: was Geissler über seinen Roman schrieb, gilt auch für seine Gedichte. Die Hoffnung auf die Massen scheint darin aufgegeben. Einige Gedichte haben Unterzeilen mit Widmungen und Adressen: »für w.«, »aus einem brief an siegfried haag«, »aus einem brief an irmgard möller«. Man wird diese Unterschriften gegen Geissler ins Feld führen. Doch können sie die Erfahrung seiner Gedichte nicht widerlegen. Es ist die Erfahrung der Ohnmacht, der Verzweiflung, der Trauer. Beim Lesen der Gedichte dachte ich immer wieder an Hölderlin, hörte seine Stimme in Geisslers knapper, harter, steinerner Sprache. Nur »das Rettende« fand ich nicht, außer vielleicht in einem schönen Gedicht Geisslers über seine Mutter. Ihr hat der Autor seinen ersten Gedichtband gewidmet, und das gibt diesem Gedicht seine besondere Bedeutung:

sieh mal

sagt meine mutter
die schweren steine
im garten
drunter das gras und die blätter
hatten versucht
im dunklen zu wachsen

sieh meine gelbe hand

Literatur-Konkret 1980, S. 52

Karl Pawek

Die traurigen Anpassungen der Birgit Pausch

Birgit Pausch: Bildnis der Jakobina Völker, Claasen Verlag, 106 Seiten, 19,80 Mark

VOR zwei Jahren erschien im Rotbuch-Verlag ein Band, der Aufsehen erregte bei einigen wenigen. Alfred Andersch pries jene Erzählung der Birgit Pausch, »Die Verweigerungen der Johanna Glauflügel«, in LITERATUR KONKRET versuchten wir, auf dieses feministische und doch nicht reaktionäre Buch aufmerksam zu machen - vergeblich, wie die Zahl der verkauften Exemplare beweist.

Und nun, als wolle sie uns eines vorschnellen Urteils überführen, veröffentlicht Birgit Pausch, jetzt schon im Claasen-Verlag, eine neue Erzählung, die ärgerlich macht. Das »Bildnis der Jakobina Völker« enthält auf 106 Seiten so ziemlich alle Themen, die zur Zeit en vogue sind im Bereich der gehobenen , »zeit«-gemäßen Literatur; Auseinandersetzung mit dem Vater angesichts seines Todes, Berufsverbot in der BRD, Kritik des Kulturbetriebes, revolutionäre Tradition in Deutschland, Venedig im Winter, Polizeistaatspraktiken, langer Marsch durch die Institutionen - gescheitert, Konsumkritik und im Mittelpunkt das unerschöpfliche Füllhorn assoziativer Aufknüpfungspunkte: die Beziehung zu einem Lektor.

Er, scheint mir, ist auch für das Mißlingen des Buches verantwortlich. Denn Birgit Pausch kann erzählen, beschreiben, was sie angeht, was sie sehr offen gemacht hat. Ihre Schilderung eines Happenings, bei dem ein Künstler sechs Kilometer weit auf 35 in 2 formbarer Masse wandert und dabei 900 brauchbare und 5. 100 unsichtbare Fußabdrücke hinterläßt, ist virtuos und entlarvend. Und wenn sie Venedig im Winter beschreibt, einen Museumsbesuch und die Fahrt zur Friedhofsinsel, gelingt es ihr, sich dem im ganzen Buch spürbaren Vorbild, der »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss, zu entziehen, formt sie Sätze, deren inhaltliche wie formale Qualität überzeugt. Beide Abschnitte aber wirken zufällig innerhalb der Erzählung, scheinen unabhängig von ihr entstanden. Was nämlich die erzählte Geschichte angeht, klingen die Worte häufig, als hätte sie jemand an Stelzen gebunden in der Hoffnung, dabei entstünde Literatur. Das Ergebnis ist oft peinlich: »So hingen sie schweigend dem Erzählten nach« oder »Dann hingen die Lichter der Scheinwerfer in den vereisten Zweigen und huschten über die Felder.« Wenn dann noch Schornsteine »wie dorische Säulen unter den Tannenspitzen in den Nachthimmel glitten« und sich die Partizipialkonstruktionen häufen, könnte der von Birgit Pauschs bewiesenen Fähigkeiten verunsicherte Leser meinen, er sei einer Persiflage auf den Leim gegangen.

Aber hier wollte niemand sich lustig machen über den neuen Suhrkamp Stil, sollte nicht die Sprache der »Innerlichkeit« auf ihre Banalität des Kitsches reduziert werden, hier geriet die Nachahmung zur Plattitüde: »Die Leute kamen ihr so massenhaft entgegen, daß sie ausweichen mußte. Kaufen, kaufen, das wollten sie alle sagen, diese verschwommenen Augen, diese unberechenbaren Gesichter. Kaufen, forderte auch das Kaufhaus, um den verbrauchten Menschen am Leben zu enthalten, den alten Taumel ins Unermeßliche zu steigern.« Birgit Pausch mag sich gar nicht bewußt geworden sein, wie sich in solch hindrapierten Sätzen über die Vordergründigkeit hinaus nur Menschenverachtung manifestiert: Die Passanten haben verschwommene Augen und unberechenbare Gesichter. Sie sind aber Konsumidioten.

Wie konnte das passieren? Ich glaube, hier wollte eine begabte Autorin aus eigenem oder eingeflüstertem Antrieb eine kunstvolle, formal recht ambitionierte Erzählung schaffen, ein Meisterwerk nach den Kriterien einer überkommenen, nun wieder gewichtig werdenden professoralen Literaturkritik.

Entstanden ist ein Schriftstück, dessen Konstruktion über seine eigenen Konstruktionsmerkmale nicht hinausweist, dessen Sprache sinnentleert ist und damit sinnlos wird. Man könnte dieses Buch als Neuerscheinung abhaken, enthielte es nicht jene Passagen, die in ihrer Schönheit, Prägnanz die großen Möglichkeiten der Birgit Pausch offenbaren. Sie müßte sich nur schleunigst zwischen Literatur und Literaturbetrieb entscheiden. Noch solch ein modisches Kunstwerk und der vergängliche Ruhm des Feuilletons ist ihr gewiß. Wir aber könnten sie vergessen.

Literatur-Konkret 1980, S. 53

Gisela Elsner

Neigung zum Ausverkauf

Martin Walser: Das Schwanenhaus; Suhrkamp-Verlag, 233 S., 25 DM

MARTIN Walser zählt keineswegs zu den Autoren, die ihren Lesern vorzugaukeln versuchen, die Wirklichkeit sei ein undurchschaubares Dunkel, in das sich nur schwerlich ein Lichtschein bringen lasse. Vielmehr hat er in der Darstellung einer alles andere als unbegreiflichen Wirklichkeit im Lauf der Zeit eine Wendigkeit entwickelt, die seine Bücher lesenswert macht, gleichgültig, ob sie nun im ganzen gelungen sind oder nicht.

Sein neuester Roman, »Das Schwanenhaus«, handelt von ein paar Wochen im Leben eines eher kleinen Immobilienmaklers, des fast fünfzigjährigen Maklers Gottfried Zürn, der sich bemüht, den Alleinauftrag für den Verkauf einer Jugendstilvilla am Bodensee zu erhalten, die wegen der zahlreichen Abbildungen von Schwänen, die sich darin befinden, auch das Schwanenhaus genannt wird. Allerdings ist Gottfried Zürn nicht der einzige, der auf diesen lukrativen Auftrag erpicht ist, einen Auftrag, der ihm immerhin eine Provision von achtzig- bis hunderttausend Mark einbringen könnte. Er hat zwei überaus ernstzunehmende Konkurrenten: nämlich den Makler Jarl Kaltammer, der eine sehr viel größere Firma hat als er selbst, und den Makler Paul Schatz, den er für sogar nahezu unschlagbar hält. Denn Paul Schatz gilt nicht allein in der ganzen Gegend als der Inbegriff des seriösen Maklers. Dadurch, daß er sich in seinen durchtriebenen Inseraten als Volksaufklärer aufspielt und zudem den couragierten Umweltschützer herauskehrt, hat er es, trotz der profitablen Geschäfte, die er zum Ärger seiner Kollegen abzuschließen pflegt, obendrein verstanden, den Ruch des aalglatten Geschäftemachers gänzlich abzustreifen. »An Paul Schatz sieht man«, heißt es in Martin Walsers Roman, »nichts lohnt sich so sehr wie Mutigsein. «

Obwohl sich Gottfried Zürn wegen seiner vergleichsweise ungesicherten Verdienstlage als Makler oft so vorkommt wie ein Motorbootfahrer, der ein Leck in der vorderen Bootshälfte hat und ohne Unterlaß mit hoher Geschwindigkeit fahren muß, damit sich die vordere Bootshälfte durch die Geschwindigkeit über die Wasseroberfläche hebt und so das Eindringen des Wassers und das Absinken des Boots verhindert wird, unternimmt er erstaunlich wenig, um den Alleinauftrag für den Verkauf des Schwanenhauses zu bekommen. Zwar besticht er, um auf dem laufenden zu bleiben, den dort tätigen Hausmeister. Zwar belauscht er ein Geschäftsgespräch zwischen seinem Konkurrenten Paul Schatz und der Villenbesitzerin, Frau Dr. Leistle, von der es heißt, sie sei so geldgierig, daß man schon eher von einer Geldsucht sprechen müsse. Dem ersten Verhandlungstermin bei der Villenbesitzerin bleibt er hingegen ohne Entschuldigung fern.

Was ihn hierzu veranlaßt, ist allerdings nur teilweise die Furcht, seine ohnehin nicht übermäßig hohe Selbstachtung durch das, was er als einen Bittgang betrachtet, vollends einzubüßen. Es ist vor allem die Aussichtslosigkeit seines Unterfangens, die ihm in Anbetracht der Überlegenheit seiner Konkurrenten, insbesondere Paul Schatz, eines bestürzend liebenswürdigen Menschen, immer klarer wird. Von nennenswerten Aktivitäten hält ihn auch die Absicht ab, daß es sich bei der Jugendstilvilla um ein Projekt handelt, das jeder Makler an den Mann bringen kann. Dank dieser Tatsache gewinnt nämlich die bevorstehende Entscheidung von Frau Dr. Leistle in seinen Augen von vornherein den Charakter eines Willkürakts.

Ohnehin lähmt Gottfried Zürn, der von sich selbst behauptet, er sei immer in Gefahr, nicht nur nichts, sondern nie mehr etwas zu tun, eine ihn immer häufiger überkommende Schwermut, die er vor jedermann verheimlichen zu müssen meint. Denn diese Schwermut, die ihn nicht dazu verleitet, Argumente gegen das Leben, gegen die Welt oder gegen die menschliche Lage vorzubringen, ist ihm insofern peinlich, als er beim besten Willen keine triftigen Gründe dafür zu nennen weiß.

Triftige Gründe für die heftigen Unglücksfälle Gottfried Zürns sind übrigens auch für den Leser nicht ersichtlich. In dem Städtchen, in dem er wohnt, genießt Gottfried Zürn, sieht man einmal von seiner ehemaligen Kundin ab, die ihn anzupöbeln pflegt, weil sie sich von ihm hereingelegt glaubt, als Makler und als Mitbürger keinen schlechten Ruf. Ein nahezu krankhaftes Anpassungsbedürfnis, gegen das er gelegentlich vergebens anzukämpfen sucht, hält ihn nämlich davon ab, sich in einer positiven oder negativen Art und Weise hervorzutun. »Der Vorsatz, endlich einmal mutig zu sein,« heißt es in Martin Walsers Roman, »versetzte ihn jetzt schon in eine Art Angst.«

Triftige Gründe für seine Schwermut liefert ihm auch sein Familienleben nicht, das sich weder als glücklich noch als unglücklich bezeichnen läßt. Es verläuft ganz im Rahmen des Üblichen. So wie in zahllosen anderen Familien, bringt auch hier hin und wieder eine Bagatelle einen über Tage oder Wochen hinweg angestauten Unmut zum Ausbruch, der sich durch Gebrüll und Türenschlagen kundtut. Zu einem dauerhafteren Zerwürfnis führen indes selbst die vergleichsweise kleinen Schicksalsschläge nicht, die über die Familie Zürn hereinbrechen. So hat die Tatsache, daß eine der vier Töchter ein uneheliches Kind bekommt, außer theatralischen Tränenausbrüchen lediglich eine vorübergehend gespannte häusliche Atmosphäre zur Folge. Theatralische Tränenausbrüche und eine vorübergehend gespannte häusliche Atmosphäre, in der

das Zurschaustellen einer Leidensmiene als ein Zeichen von Verantwortungsgefühl bewertet wird, lösten auch die fiebrige Erkrankung der jüngsten Tochter aus, der die diversen Fachärzte mit einer makabren Ratlosigkeit gegenüberstehen, die durch ihre haarsträubend widersprüchlichen Diagnosen zutage tritt.

Schließlich ist auch die finanzielle Situation Gottfried Zürns in keiner Weise dazu angetan, seine Unglücksgefühle und seine Existenzangst zu rechtfertigen. Vielmehr läßt er sich durchaus als ein Wohlstandsbürger bezeichnen. Denn er besitzt ein Haus mit zwei Ferienwohnungen und kann über mehrere Bausparverträge und Sparkonten verfügen. Zudem bietet ihm seine geschäftliche Lage allem Anschein nach kaum Anlaß zur Klage. Sie erlaubt es ihm nämlich nicht, sich hin und wieder von sogenannten Kaufanfällen übermannen zu lassen, in deren Verlauf er mehrere tausend Mark für Luxusgegenstände ausgibt. Sie erlaubt es ihm außerdem, seine Bemühungen, den Alleinauftrag für den Verkauf der besagten Jugendstilvilla zu bekommen, auf ein Minimum beschränken. Denn Gottfried Zürn ist keineswegs auf Gedeih und Verderb auf den Auftrag angewiesen.

Die Tatsache, daß er finanziell auch ohne ihn zurande käme, läßt zwar dem Leser die Lethargie, die er an den Tag legt, plausibel erscheinen. Zugleich hat dieser Sachverhalt, der während der Lektüre immer evidenter wird, jedoch einen sehr viel ausschlaggebenderen Effekt. Weil sich die Entscheidung der Villenbesitzerin, die zunächst gravierend wirkte, letztlich als keineswegs lebenswichtig für den Romanhelden erweist, verliert sie auch für den Leser ihre Tragweite. Dadurch, daß aber diese Entscheidung auf der einen Seite durch die geschilderten Umstände und Fakten ihre Tragweite verliert, während auf der anderen Seite die Verkaufsvertragsstory vom Autor, nachdem der ihr anfangs ein wenig voreilig den Rang einer Romanhandlung zuerteilt hat, trotz ihrer erklärtermaßen nur geringfügigen Bedeutung mit großem Aufwand und voller Verbissenheit, ja vielleicht sogar wider besseres Wissen, zuende geführt wird, entsteht ein nicht aus der Welt zu schaffender Widerspruch, der dem Roman alles andere als zuträglich ist.

Obwohl sich Martin Walser sichtlich müht, aus der Story eine gewisse Handlung herauszupressen, verfolgt man den Fortgang der Handlung, ohne sehr neugierig darauf zu sein, welcher von den drei Maklern letztlich den Auftrag erhalten wird. Wirklich nötig hat ihn ja ohnehin keiner von den dreien. Die Tatsache, daß ihn ja am Ende nicht etwa der Makler Paul Schatz erhält, dem vom Autor von Anfang an voller Umsicht die größten Chancen eingeräumt worden sind, sondern Jarl Kaltammer, der als Romanfigur in Martin Walsers Buch eher zu, kurz kommt, verrät die angestrengte Bemühung des Autors, sich mit einer Pointe aus der Affäre zu ziehen. Wegen der Austauschbarkeit der Ereignisse kommt diese Pointe allerdings ebensowenig an wie die Pointe, daß die Jugendstilvilla schließlich gesprengt wird, weil eine Baufirma vorhat, auf dem Grundstück Appartementblocks zu errichten.

Auf seinen Mißerfolg reagiert Gottfried Zürn, von dessen feinfühlig nachgezeichneten Stimmungsschwankungen der Handlungsablauf über weite Strecken hinweg überlagert wird, mit einer Gleichmütigkeit, die nur allzu folgerichtig wirkt.

Man kann Martin Walser die Fähigkeit, sich mit seinen Romanhelden zu identifizieren, nicht nur nicht absprechen. Er schlüpft ihnen geradezu unter die Haut, und es entsteht der Eindruck, als seien der Autor und sein jeweiliger Held ein Herz und eine Seele. Die Fähigkeit, zwischendurch wiederum aus der Haut seiner Helden zu schlüpfen, um sie aus einer gewissen Distanz vor allem im Hinblick auf ihre gesellschaftliche Stellung kritisch unter die Lupe zu nehmen, hat Martin Walser hingegen keineswegs. Denn die geschulte, seinem Charakterbild nur zuträgliche Selbstkritik, die zum Beispiel sein Romanheld Gottfried Zürn gelegentlich betreibt, ersetzt die mangelnde kritische Distanz des Autors keineswegs. Wenn ihr in diesem Roman überhaupt eine Funktion zukommt, so ist es die Funktion einer überflüssigen Interpretationshilfe für den Leser.

Obwohl Gottfried Zürn der Stellvertreter eines Berufsstandes ist, der bedenkenlos aus einer Misere: der Misere auf dem Wohnungsmarkt nämlich seine Profite schlägt, hat es Martin Walser nicht allein für richtig gehalten, dem Leser einen Makler zu präsentieren, der trotz seiner menschliche Schwächen so sympathisch ist « daß sich jedermann getrost mit ihm identifizieren kann. Er läßt zudem in seinem Roman dem ganzen Berufsstand der Immobilienmakler gegenüber eine überraschende Milde walten. Eine Szene, in der sein Romanheld, wie es bei Maklern gang und gebe ist, beispielsweise von einem kleinen Angestellten für die im Handumdrehen zu bewerkstelligende Vermittlung einer überteuerten Mietwohnung drei volle Monatsmieten fordert, kommt in seinem Buch nicht vor.

Offensichtlich bemüht, schreibend einen weiten Bogen um das zu machen, was die bürgerliche Kritik wohlweislich als linke Klischeevorstellungen zu verwerfen pflegt, klammert Martin Walser diesen alltäglichen Aspekt des Maklerberufs völlig aus. Die Kunden seines Helden sind keine Habenichtse. Sie sind samt und sonders so wohlbetucht, daß ihnen die Überweisung einer hohen Provision keine schlaflosen Nächte bereitet. Dank dieses Kunstgriffs tritt die Fragwürdigkeit des Maklerberufs im Roman nicht zutage. Auch ist es hier nicht etwa der Makler, der seinen Kunden mit seinen Forderungen zusetzt. Es sind vielmehr die Kunden, die ihn mit ihrer Unschlüssigkeit zur Verzweiflung treiben.

Nicht anders als in Martin Walsers übrigen Romanen gibt es allerdings auch in diesem Roman zahlreiche Szenen, die die Wirklichkeit so meisterhaft widerspiegeln, daß man vorübergehend Bedenken hat, derartige Bedenken zu äußern. Es

handelt sich dabei hauptsächlich um kleinere Szenen, die mit dem großen Handlungsablauf nur indirekt oder am Rande zu tun haben: beispielsweise um eine Wohnungsbesichtigung, während der sich ein Ehepaar beim Ausmessen der Räume in die Haare gerät, oder um ein geselliges Beisammensein, bei dem die Einstellung jüdischer Mitbürger zu deutschen Schäferhunden und die Einstellung deutscher Bürger zur Einstellung der jüdischen Mitbürger zu dieser Hunderasse zur Debatte steht, oder beispielsweise um die minutiöse Beschreibung eines Familienkrachs, der sich auf eine Art und Weise abwickelt, die außer Waisenhauskindern jedermann dank jahrelanger Kindheitserfahrungen bekannt sein dürfte. Solche Szenen zeigen ein weiteres Mal, wie viel Martin Walser mit seiner Kunst, indirekte Rede, Reflektionen, Beobachtungen, direkte Rede und Rückblenden nahtlos ineinander übergehen zu lassen, ausrichten kann, solange von ihm die Details mit Bedacht ausgewählt und wie Indizienbeweise verwendet werden und seine Neigung, mit ihnen einen regelrechten Ausverkauf zu veranstalten, nicht überhandnimmt.

Literatur-Konkret 1980, S. 55

Stephan Reinhardt

Bruderzwist im Hause Schneider

Michael Schneider: »Das Spiegelkabinett«, Novelle, AutorenEdition, 160 Seiten, 18 DM

UNTER den sieben Erzählungen, die Peter Schneider 1978 unter dem Titel »Die Wette« veröffentlichte, befindet sich auch eine kurze Geschichte aus dem Milieu der Zauberer und Varietekünstler: »Der große und der kleine Bruder«. Der große Bruder, das ist in dieser Erzählung der bekannte Zauberer Antonio Tarquini, »der einzige Mann auf der Welt, der eine Revolverkugel mit den Zähnen auffangen kann«. Er bringt bzw. brachte dieses Kunststück zuwege mithilfe »metallisch verstärkter Zähne«, besessen von dem Ehrgeiz, die technischen Tricks, Vertauschungs- und Täuschungsmanöver der magischen Zunft durch »echte Wunder« hinter sich zu lassen. »Der echte Zauberer«, erklärt er in seiner Ansprache dem Gericht, »tut nicht nur so, als könne er sich ein Messer durch den Arm stoßen, er ist wirklich in der Lage, den Schmerz zu besiegen ... Er macht die Leute nicht nur glauben, er könne fliegen wie ein Vogel, er verwandelt sich in einen Vogel und fliegt.«

Dieser Wunderglauben wird ihm zum Verhängnis, und zwar ausgerechnet in Gestalt seines ebenfalls zaubernden jüngeren Bruders. Zunächst waren sie noch gemeinsam aufgetreten, er ältere als der unbestrittene Zauberkönig mit »angeborenem Ballgefühl«, der jüngere als Faktotum. Dann aber begann der jüngere Bruder selbst zu zaubern, trat aus dem Schatten des Bruders und wurde unter dem Künstlernamen Carlo Tarquini ein bekannter Verfechter der Zauberkunst, der sein Publikum aber nicht ins Reich des Wunderbaren entführte, sondern, soweit eben vertretbar, von seinen Tricks sprach. Und also überzeugt, daß sein älterer Bruder bei der spektakulären Revolvernummer ebenfalls nur manipuliere, die Kugel etwa schon im Mund halte, während der Schütze nur eine Platzpatrone zündet, besucht der dessen Vorstellung und schießt ihm - weil er nicht wie verlangt von vorn ins Gesicht, sondern von hinten, von der anderen Bühnenseite aus schießt - die Kugel mitten in den Kiefer. Und so schließt Antonio - die Erzählung ist konzipiert als dessen Zeugenaussage vor Gericht - seinen Vortrag mit den Worten: Womit bewiesen ist, »der wahre Zauberer bin ich«.

»Der große und der kleine Bruder« ist eine kunstvoll ausgedachte Erzählung, in der zwei gegensätzliche Muster sich aneinander reiben: hier der geniale Zauberer und dort der bloße Techniker, der Zauberer aber auch als Scharlatan und Heilsfigur des Irrationalismus und der Trickkünstler als Aufklärer. Was hier indes in der Erzählung fiktiv ist, hat zugleich einen ganz realen biographischen Hintergrund: Die Rivalität zweier Brüder: Peter Schneider (Jahrgang 1940) und Michael Schneider (geboren 1943).

Daß diese Rivalität das Auge trüben kann, dafür lieferte Michael Schneider, dem wir eine Reihe glänzender Aufsätze verdanken (seine Theaterstücke kenne ich nicht), ein Beispiel, als er den »Lenz« seines Bruders als konjunkturelle, pseudolinke Innerlichkeitsliteratur qualifizierte. Daß diese Haßliebe aber auch fruchtbar sein kann, beweist Michael Schneiders Novelle »Das Spiegelkabinett«. Man wird und muß sie in einem Streitfall unter Geschwistern auch lesen als unmittelbare Antwort auf Peter Schneiders Erzählung »Der große und der kleine Bruder«, wichtiger aber scheint mir die Frage nach ihrer literarischen Substanz.

Michael Schneiders lange Novelle hat gegenüber Peter Schneiders kurzer, 20 Seiten zählender Erzählung den Vorteil, daß in ihr viel mehr Raum erschrieben ist, ein Raum, der gefüllt ist mit einer durchdachten, spannenden und weithin souverän erzählten Handlung, deren Fleisch jene Teile bilden, in denen die psychologischen Ursachen und Verläufe des Bruderkonflikts beschrieben werden. Schneider führt gewissermaßen eine neutrale Schiedsinstanz ein, er läßt den Bruderzwist aus der Sicht des Präsidenten des »Magischen Zirkels« erzählen, zu dem die zaubernden Brüder Alfredo und Marco Cambiani Vertrauen haben.

Alfredo, dem Geheimtip der magischen Zirkel, geht bald der Ruf voraus, über telepathische Fähigkeiten zu verfügen. Als er sein Meisterstück liefert, indem er sich auf der Bühne in einen Sarg legt, um im gleichen Moment in einer weit entfernten Loge wieder zu erscheinen, da wird er zur Kultfigur des neuen Wunderglaubens, der sich aus Protest gegen die Allmacht der Technik und den wissenschaftlichen Fortschrittsglauben wie eine Epidemie über das Land ausbreitet.

Doch Alfredo zieht sich plötzlich von der Bühne zurück.

Eines Tages jedoch erscheint Marco, der jüngere Bruder, beim Präsidenten und erzählt seine Geschichte. Das Auferstehungswunder war nur möglich, weil er das Double gespielt hat, der Heiligenschein seines Bruders ist als Schwindel entlarvt. Immer schon, seit frühester Kindheit, sei ihm Alfredo vorgezogen worden, es habe in ihrer Zauberer- und Artistenfamilie als ausgemacht gegolten, daß Alfredos Talent angeboren sei; er, Marco, habe aber während seiner Zeit als Double ebenfalls das Zaubern, eine Frage des bloßen Selbstvertrauens, erlernt. Und Marco macht ebenfalls Karriere, nicht aber als zaubernder Übermensch, sondern als Unterhaltungskünstler, als Anti-Zauberer, der das Mißlingen in seine Darbietungen einbezieht.

Auch Alfredo erscheint daraufhin vor dem Präsidenten und erzählt seine Geschichte. Von früh auf »Gefangener fremder Wunschvorstellungen«, war er nie er selbst. In dem Bild, das sich Familie und Gesellschaft von ihm machten und ihm als Spiegel vorhielten, sah er sich nie als Mensch mit Fehlern und nicht als der, der fingerfertig mit »höchst profanen Geheimnissen« umging, sondern als Naturtalent und auserwählter Übermensch. Ein Opfer der Verhältnisse auch er. Ein Versuch des Präsidenten, die verfeindeten, in Wirklichkeit aber nur »unglücklich entzweiten« Brüder zu versöhnen, mißlingt.

Hat Michael Schneider sich bis hierhin bemüht, die Gewichte einigermaßen zu verteilen - der eine ein Opfer ebenso wie der andere, beide geprägt und auf verschiedene Wege geschickt durch frühe Erlebnisse und seelische Erfahrungen -, so setzt er nun Marco, den jüngeren, ins Recht. Er läßt ihn die Versöhnungshand ausstrecken: »Erinnerst du dich noch: 'Der eine hat's, und der andere hat's nicht!' Dieses Wort, das nicht zuerst aus deinem Mund kam, war das Zauberwort, das uns als Kind verhext hat«. Alfredo dagegen, den älteren, läßt Michael Schneider als »schweren Fall von schizophrenem Größenwahn« enden, ein narzißtischer Perfektionist des Alles-oder-Nichts, nicht mehr fähig zum Lernen. Der »wahre Zauberer« aus Peter Schneiders Erzählung endet so in Michael Schneiders Novelle als Größenwahnsinniger.

Michael Schneiders Starken sind die psychologischen Abläufe, die erzählten Gedanken. Seine Sprache, die kaum Adjektive enthält, ist produktiv vor allem im Auseinanderfalten von Vorstellungen; eine Gedankenprosa, die mitreißt, die an einigen Stellen aber auf den hinweisenden Begriff nicht zu verzichten können glaubt, etwa wenn der Präsident des »Magischen Zirkels«, eine etwas zu sehr idealisierte Figur, auf »diese mörderische Konkurrenz« in den »Verkehrsformen ... unserer Gesellschaft«, auf die »entsetzliche Erbschaft von Kain und Abel« hinweist, für die das Verhalten der zaubernden (schreibenden) Brüder ein »Paradigma« sei. Michael Schneiders Prosa erzählt auch von Vertrauen und Selbstvertrauen, den freundlichen und befreundeten Brüdern, die sich gegenseitig auf die Beine helfen.

Literatur-Konkret 1980, S. 56

Volker von Törne

Fähnchen in jedem Wind

Hans Magnus Enzensberger: □ Die Furie des Verschwindens□ , Edition Suhrkamp, ca. 120 S.,

»HANS Magnus Enzensberger ist«, so »meldete im August dpa, »auf dem internationalen Literaturtreffen von Struga am Ochridsee (Jugoslawien) mit dem 'Goldenen Kranz'ausgezeichnet worden. Zu den bisherigen Trägern des 'Goldenen Kranzes' gehörte auch der chilenische Nobelpreisträger Pablo Neruda.«

Ehre, wem Ehre gebührt. Jedenfalls scheint noch immer zu gelten, was Johannes Bobrowski in den Sechzigerjahren ahnungsvoll über hme schrieb: »Heute am Nordkap und morgen auf Delos, dem russischen Bären / sink ich ans Herz, und wohin sink ich dem Lama Perus? / Dichte ich nach (aus siebzehn der unverständlichsten Sprachen) / oder dichte ich vor-, überall bin ich at first.«

In der Tat: Enzensbergers in unserer eher schwerfälligen literarischen Tradition nahezu singuläre intellektuelle Gelenkigkeit, seine wahrhaft frappierende Wandlungsfähigkeit, sein atemberaubendes Schreib- und Reisetempo verblüffen immer wieder. Kein Zweifel auch: er hat sich, zumal als Herausgeber des »Kursbuch«, um unsere Literatur

und unsere Linke verdient, allerdings auch, wenn es ernst wurde, stets aus dem Staub gemacht.

So blieb sich Enzensberger dem Zeitgeist immer um eine Nasenlänge voraus, als Manager des eigenen Erfolges treu: ob er Ingrid Caven Chansontexte (»Ich bin dein Engels und dein Marx / ich bin der Deckel deines Sargs«) ins Haus schickt, ob er den »Untergang der Titanic« besingt (»Schwer zu sagen, warum, heule und schwimme ich weiter«), ob er Molieres »Menschenfeind« für Zadek ins Milieu bundesdeutscher Vernissagen-Schickeria rüberreimt, oder ob er, gemeinsam mit Gaston Salvatore, eine neue Zeitschrift (»Transatlantik«) macht für den Menschen, die - so die Vorankündigung - »in Buchhandlungen genauso zu Hause sind wie in Delikatessenläden« und die als weiteres Merkmal kennzeichnet, »daß sie nicht irgendeinen Wagen fahren, sondern einen ganz bestimmten«, - alles fügt sich hme zum Besten.

Ich habe diese Einleitung vorweggeschickt, um vorab klarzumachen, daß ich, wenn ich Enzensbergers soeben unter dem Titel »Die Furie des Verschwindens« erschienenen neuen Gedichte für KONKRET bespreche, durchaus voreingenommen bin. Seit dem Erscheinen von »Verteidigung der Wölfe« 1959 werde ich das Gefühl nicht los, da schreibe einer, mit einem Oxymoron das andre jagend, eine alerte Alliteration an die andre reihend, eine Tonart zu flott, eine Nuance zu leichtfertig, zu schick. Auch das frühe Enzensberger-Schema von der schönen Natur und der häßlichen Geschichte (»warum kann ich nicht konten und feuer löschen, / abbestellen die gäste, die milch und die zeitung / eingehn ins zarte gespräch der harze«) hielt ich für mindestens ebenso verstiegen wie Benns »0 daß wir unsre Ururahnen wären. / Ein Klümpchen Schleim in einem warmen Moor. « Vollends wütend aber machte mich (und mich packt erneut die Wut beim Wiederlesen) Enzensbergers elitäre Verhöhnung »kleiner Leute« wie in, um nur ein Beispiel zu zitieren, »an einen mann in der trambahn«: »ich mag nichts wissen von dir ... / ... / ... du bist mir egal. du riechst nicht gut. / dich gibts zu oft ... « Selbst einer, der mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Arbeit fuhr, fragte ich mich, was weiß dieser Poet eigentlich von der Mühsal eines Fließbandes, dem Gedröhn einer Montagehalle, dem Elend eines verschwitzten Achtstundentages. Vielleicht sind das allzu prosaische Fragen an einen deutschen Poeten. Jedenfalls bin ich seither mein Unbehagen an Enzensbergers Gedichten nicht losgeworden.

Dieses Unbehagen wird von den neuen Gedichten eher verstärkt. Das beginnt schon mit dem Klappentext, in dem es über das längste Gedicht dieses Bandes, »Die Frösche von Bikini«, tiefsinnig raunend heißt: »Der Text ist unruhig, brüchig, voller Abweichungen. Rücksicht auf das literarisch und ideologisch Abgemachte wird ebensowenig genommen wie auf das schreibende Ich. Heftige Gefühle und ausschweifende Gedanken - aber die Vermittlung zwischen Geschichte, Natur und Subjekt kann nicht mehr gelingen. Vielleicht ist mit solchen Auskünften schon zuviel gesagt. Um das Gedicht zu verstehen, braucht niemand seine theoretischen Implikationen zu entziffern; ebensowenig wie der Leser zu wissen braucht, was eine Furie ist; nämlich, mit den Worten eines verstaubten Buches, 'ein rächender Geist, der schon bei den ältesten Dichtern vorkommt ...'«

Ich muß zugeben, das derartig vorgestellte -Gedicht, laut Klappentext »das Rückgrat der Sammlung«, entspricht den zitierten Sätzen durchaus: »Vom Laich zur Kaulquappe, / von der Kaulquappe zum Frosch, / vom Frosch zum Fossil. / Ach, was wären wir ohne die erste Evolution, / und die zweite, das wäre sie ohne uns! / Ohne quak wäre quak nicht quak, / und umgekehrt. Wohin er auch höre, / keine Stimme, nur / der wunderbare Gesang der Mutanten.« Mir will allerdings scheinen, als hörte ich nicht nur den wunderbaren Gesang der Mutanten, sondern auch die Stimme des Dr. Gottfried Benn, den Enzensberger offensichtlich für sich reservieren möchte, wenn er im gleichen Text beschwörend ausruft: »Laßt mir den Dr.

Benn in Ruhe!« Aber vielleicht ist mit solcher Auskunft schon zuviel gesagt, obwohl sich wieder mal zeigt, daß bei älteren Dichtern schon allerhand vorkommt.

Spaß beiseite: Ich habe mir wirklich, um Enzensberger kein Unrecht zu tun, alle erdenkliche Mühe gegeben, tagelang die Gedichte mit mir rumgeschleppt und immer wieder gelesen. Ich weiß auch, daß nicht jedes Gedicht in einem Band dem von der deutschen Germanistik gern beschworenen »Ewigkeitsanspruch« standhält. Ich will mich auch nicht ereifern über Kalauer wie »Hier gibt es weiche Mädchen / gegen harte Devisen« (in einem Gedicht über Budapest) oder unfreiwillig Komisches wie »... Was sagst du dazu, Jose, /wenn ich heut nacht mit dir geh? Ole; ole, ole«; da hat wohl die Schaffensperiode für die Caven noch nachgewirkt. Auch der denunziatorisch verhöhnende Ton mancher Texte (Die Dreiunddreißigjährige, Der Angestellte, Der Urlaub) regt mich, da ich den »mann in der trambahn« kenne, kaum noch auf, zumal Enzensberger mit zunehmender Reife zu herablassender Milde zu neigen scheint: »... Vollkommener Ablaß / aller zeitlichen und ewigen Strafen. / Übrigens, wenn es an mir wäre, ihn euch zu gewähren, / ihr armen Schweine, er wäre euch sicher.« Das ist immerhin, wenn auch sonst alles auf dieser Erde traurig ist (so jedenfalls Enzensbergers unideologische Botschaft), tröstlich.

Daneben gibt es immer wieder Passagen, die wirklich hinhaun in die bundesdeutsche Landschaft der späten Siebzigerjahre: »Hinter dem mitgenommenen Rhododendron / wird der Markt aufgerissen / für einen umwälzenden Joghurt / in eurostrategischer Sicht. / Neue Heimat. Dreimal täglich / Augentropfen gegen den Smog.« Solche kleinen Lichtblicke, leider rar in diesem Band, stimmen selbst mich Voreingenommenen heiter.

Weniger heiter stimmt mich Enzensbergers, den gesamten Band dominierenden Auszug aus der Geschichte, seine Weltuntergangsideologie, die er uns als ideologiefreie Botschaft verkaufen möchte: »... ich fürchte, / das hat keinen Zweck. Alles verkehrt, / vermutlich auch dieser Satz. « Wenn aber alles verkehrt ist, bleibt nur noch das lamentierende Zuschaun: » ... , Ja, / ich schaue zu. Diese Pflichtübungen, / Maiandachten und Prozessionen ... « Schließlich, auch des Zuschauns müde, entschwebt unser Poet als Fliegender Robert in die Wolken: »Eskapismus, ruft ihr mir zu, / vorwurfsvoll. Was denn sonst, antworte ich, / bei diesem Sauwetter! -, / spanne den Regenschirm auf

und erhebe mich in die Lüfte.«

Das ist hübsch geschrieben, und auch das »Sauwetter« ist nicht zu bestreiten. Ich gestehe Enzensberger auch zu, daß einer schon blind sein oder eine Elefantenhaut haben muß, wenn ihm angesichts der Welt, in der wir leben, Fluchtgedanken völlig fremd sind. Das aber kann doch nicht bedeuten, wir müßten unser Fähnchen oder unsern Regenschirm in jeden Wind hängen, der uns ins Gesicht bläst. Selbst wenn es wahr wäre, daß unsere Welt morgen, übermorgen oder übers Jahr untergeht (und viel, zuviel spricht dafür), so bleibt doch auch wahr, was der nicht zufällig aus der Mode geratene Thomas Wolfe in den dreißiger Jahren schrieb: »Wenn wir uns zurückziehen und uns auf die Feststellung des tragischen Schiffbruchs der Menschheit beschränken, dann wird das Böse uns immer frecher verhöhnen. Wenn man glaubt, daß nach dem Sturz der alten Ungeheuer ebenso verderbliche neue aufstünden, ... dann verhilft man nur dazu, daß es ewig so bleibt.«

, Davon aber, daß es immer so war und immer so bleibe, reden Enzensbergers Gedichte: »Irgendein Imperialismus /herrscht. / Die Flechte am Torpfosten / überlebt. / Die wichtigen Ereignisse / ereignen sich. « Oder, wir haben Ähnliches schon im Klappentext gelesen: »Der Unterschied / zwischen 'Natur' und 'Geschichte' / ist vielleicht nicht des Aufhebens wert, / das wir davon machen. « Was aber ist, wenn das wahr wäre, überhaupt noch des Aufhebens wert? Und wozu dann alle zwei Jahre neue Gedichte? Wohin der Auszug aus der Geschichte die spätbürgerliche Poesie führt, beschrieb Volker Braun 1973 in seinen Thesen »Literatur und Geschichtsbewußtsein« so: »Geschichte wie Erbe sind ihr Schrotthaufen, Literatur wird nach den Vorschriften der Warenästhetik fabriziert, die jeweils neuesten Exponate, die aus der Asche aufsteigen, werden von der Meinungsbildungsindustrie postwendend verheizt. Dazu sind sie gemacht. Da sie nur sich selbst sehn, müssen sie sehn, wo sie bleiben.«

Daß die Geschichte vom Fliegenden Robert hme und seinen Gedichten endet, wie im Struwwelpeterbuch des Dr. Heinrich Hoffmann, will ich ihm wirklich nicht wünschen: »Wo der Wind sie hingetragen, / ja, das weiß kein Mensch zu sagen.«

Literatur-Konkret 1980, S. 58

Günter Herburger

Blößen, die Männer nie wagen würden

Friederike Roth: Schieres Glück, Preis 14,80 DM

Friederike Roth: Tollkirschenhochzeit, Gedichte, 1978, 64 S., 10,-

Ordnungsträume, Erzählung, 1979, 96 S., 14,80

Schieres Glück, Gedichte, 1980. Alle im Luchterhand Verlag.

IM Jahr 1978, als die Neue Leichtigkeit oder Seichte schon unaufhörlich sich ihren bitteren Weg nach innen bahnte, wo sie heute noch steckt, kam Friederike Roths erster Gedichtband heraus. »Tollkirschenhochzeit«, ein Aberwitz und eine Unverschämtheit, die alle geknickten Rebellen und sich inzwischen feinverkostende Elegikerinnen auf ihre matten Plätze verwies.

Seither gönne ich mir, wenn ich schwach, mutlos, gar selbstmitleidig bin, ein Zustand, der auch seine Wonnen beschert, Verse aus diesen hochzeitenden Nachtschattengewächsen, werde in Barbarei gestürzt, höre wilde Trauer, verliere mich in Gestrüpp, lache und seufze in einem und klettere gestärkt ans Licht.

Was ist geschehen? Jemand ließ sich nicht auf jeweils feuilletonistische Zustände ein, sondern bündelte Angst, Zorn und jähe Freude zu kunstreichen Geschossen, die das allgemeine Alternativgesäusel über die Schrecken der technischen Zivilisation, auf deren Wogen es sich recht gut leben läßt, durchschlagen. Die Gedichte heißen zum Beispiel »Das Grasland und die astronomische Uhr«, ein Titel, unter dem im Gewucher der Metaphern die Welt neu erschaffen wird mit Schloßkonzerten, Raketen, Rösselsprüngen, Hörnern, Hirten und automatischen Gliedertieren, als hätte es, besonders in Schwaben, noch nie mächtige Gesänge gegeben. Oder ein anderes, »Übernacht«, beginnt mit der schwermütigen Klage: »Ihr Leben lang / sucht sie nun dies verfluchte Kraut / gegen angezauberte Liebe / und reiht sich ein / in die Schar verlassener Bräute / schreit, bis sie schweigsam wird / auf dem Rücken liegt / ergeben den weichen Erinnerungen.«

Die Strophen fluten, sind unmäßig, richten sich gegen sich selbst und verirren sich bis an den Zaun Langgässerischer Krautgärten. Das ist sehr deutsch, will alles und verläßt sich auf nichts, schlingt Risiko und Ton zu verwunschenen Blößen, wie sie Männer nie wagen würden, eher noch, sie sind ihnen längst in rationalistischen Gestöbern abhanden gekommen.

Ein Gedicht, das mit Kunst und deren Herstellung equilibriert, schweift fiebrig durch Ravenna und entdeckt ein Mosaikauge, das, ohne sonderliche Rührung auf lebende Besucher gerichtet, Amalaswintha gehört, Tochter Theoderichs des Großen, die von Gothlindis, der Rivalin, in einem Thermalbad ertränkt wurde, indem sie bis zur Decke kochendes Wasser einströmen ließ, und Friederike Roth schmückt die Tat noch behutsam mit Eiweißhäutchen, glättend die ausgetrockneten Lippen der fahlen Mörderin.

Soviel Genauigkeit und zugleich Oberfluß kennt unsere derzeitige Groß- und Heimatliteratur kaum, und folgerichtig schließt das kühne Kirschenbuch mit einem Gedicht, »Die schöne Leich«, eine Art Wechselgesang, an dem der leider nun tote Thaddäus Troll noch im Grab seine Wißbegierde haben wird. Es könnte auch ein skizziertes Theaterstück über Alpmahre und ein sehnsüchtiges Wasserkopfkind sein.

»Ordnungsträume«, erschienen 1979, lautet die nächste Arbeit, eine Erzählung, in der scheinbar geschlichtet, geregelt und zurechtgestutzt werden soll, aber Pfaff, der beschriebene Kleinheroe, philosophischer Dozent an einer süddeutschen Volkshochschule, für Kenner, so formuliert, im voraus ein stochastischer Abgrund, hat eine Geliebte, doch nur im Kopf, während eine leibhaftige Schildkröte träge in der Badewanne seiner Wohnung plätschert. Dieser böse angezettelte Canetti-Konflikt bräuchte bei gewöhnlicher Schilderung viele Seiten und erführe trotzdem keine Lösung, aber unsere gebildete Berichterstatterin, wirr Tagebuchseiten und Briefe vorstellend, flüchtet sich listig in zahlreiche Fußnoten und einen ehrwürdigen Anmerkungsapparat wissenschaftlicher Provenienz, so daß dieses Büchlein eigentlich von hinten her gelesen werden müßte, wenn man nicht schon vorn angefangen hätte, und hin- und herblätternd ärgert man sich vergnüglich weiter, schlägt in unzugänglichen Wörtersammlungen und Lexika nach, sich immer mehr dem Ideal einer Zirkelweise nähernd, dem Kurzroman einer Sekunde, Arno Schmidts Musik oder mein bisher noch ausbleibendes Mißgeschick, bis plötzlich die Klappe fällt!

Alles ist erstunken und erlogen, ob unter Position 10 ein »H.P. Bruyere, Eigentliche und uneigentliche Ausdrucksformen. (Vgl. Die Glocke. Tübingen, 1907). Hierzu besonders bemerkenswert erscheinen die Kapitel 3 und 4 des XII. Bandes: 'Das geschickte im Gegensatz zum ungeschickten Liebeswerben' (S. 1253 ff.» auftaucht oder ob zu Parameter 22 ein »J.F. Landgrove, The Pulse of the Earth and Human Being. (Den Haag, 1944» angeführt wird. Bei der letzten Liebes- oder Widmungsnummer leuchtete für mich Gewißheit, da dort folgende Passage steht: »Ober den Einfluß gesteigerter

Adrenalinausschüttung auf die Erzählkontinuität (Vortrag, gehalten von Prof. Dr. med. Dr. phil., habil. M.M. Eßer auf der 32. Therapiewoche der Gesellschaft für Innere Medizin. Mai/Juni 1979 in Stendal».

Nun glänzt auch ein kleines Derivat der »Verbesserung von Mitteleuropa« Oswald Wieners am Ende dieses Jahrzehnts, und es wäre zu hoffen, daß die bei uns äußerst seltene Kultur essayistischer Schmähschriften an Keimen im Boden gewönne, aber die Aussichten sind trübe. Interdisziplinäre Symposien gibt es in unseren Universitäten nicht, geschweige Literaten wären bereit, ihrem kümmerlichen Wissensstand im Zeitalter der surrenden Plasmaphysik, der Genbiologie, des Ethnoparlandos oder der mathematischen Ruheenergie ein wenig nachzuhelfen. Es müßte nicht alles wahr sein, was wir aus den exakteren Wissenschaften rauben könnten, doch ich frage mich, wie würden zukünftig marodierende Bücher aussehen, falls sie sich dieser Macht von Phantasie zu bedienen trauten?

Und Friederike Roth? Schauderhaft, sich den Salto oder den doppelten Rittberger vorzustellen, damit sie wieder auf die Füße gelangt. Sie hat es, in diesem fruchtbaren Jahr, 1980, geschafft.

»Schieres Glück« heißt ihr nächster Gedichtband. Alle lebensträchtigen Attribute und Substantive treten wieder hervor, aber irgendeine kränkliche Schwierigkeit nistet in den Zeilen, die noch mehr gebrochen werden. Abkürzungen verschnellern die Satzatmung, was in unserer Sprache vordergründig zu proletarischer Anbiederung führen kann, eine gräßliche Manie, so daß ich Verse schließlich auf Schwäbisch las, im abgefeimten Singsang edlen Honoratiorenalemannisch, und diese Mundart Hölderlins und Schillers spiegelte die Absicht wider, immer mehr zweiter Reinheit hochdeutschen Raum verleihend, ein komplizierter Prozeß, der von einer Ehe, einem schwarzen Vogel, der russischen Puppe in der Puppe, Geist und einem Hochtal handelt. Letzteres hat in seiner Pracht nichts mit Heidegger zu tun, bei Roth brennen die Binsen (Schilfrohr, Schachtelhalme) wie Zunder, weißglänzende Gesichter scheinen vor Anstrengung engerlingsblaß, eine gewaltig germanische Beschwörung, aber es wird auch erklärt, wie einfach Fische in Wildbächen zu fangen sind, nämlich mittels Stufenleitern aus Rasierklingen.

Das ist sie wieder, die selbstverständliche Grausamkeit, wenn verführt, gezeugt, geboren, gegessen, in Zweifel gebracht, gestorben, niedergefahren zur Hölle und wiederauferstanden wird in einem Wald von Brennesseln am Rand der Städte oder im Teersumpf einer sommerlichen Straßenkreuzung, bevor die Polizeivorausabteilung eines Staatsgasts die Köpfe zermalmt, doch ich fürchte, mitgerissen erfinde ich jetzt einfach weiter.

Im längsten Gedicht, »Lebenskunst«, das zehn Seiten dahinschwirrt, als gäbe es keine Hindernisse des täglichen Lebens, die überall zum Stolpern einladen, prophezeit eine der semantischen Altarstellen:

»Vorwärts also / und mit gespannten Nasenflügeln weiter / zurück? Betrachten wir doch / das Portrait mit den sanften Zügen / des Herrschers / nach hinten verlaufend / eine kleine brennende Gegend.«

Wenig gesagt, viel angedeutet, und ich kenne nur noch einen, der ähnlich durch Gegenwart und Vergangenheit holzt zum Wohl unserer Geschichte, Paul Wühr, Sohn eines Bäckermeisters und selber Volksschullehrer, ein schwarzer Ritter gegen vorschnellen Gemeinsinn, während Friederike Roth uns zum Ende ihres besten Gedichts eine Pause gewährt im Anblick alter Teppiche, die über eine Klopfstange hängen - verlassene Kinderschaukeln.

Zuletzt fliegt sie davon: Lachend / entricht' ich das traurige Geschehn / den Untergang mit Umgangsformen. / Schlafen kann jeder Idiot. / Mir scheinen Wolken / immer noch sehr hoch / und leicht.

(Wegen einer störenden Monosilbe und einer Dopplung habe ich zwischen Nacherzählung und Zitat kurzfristig gefälscht. Die Dichterin, sie wird's mir verzeihn.)

Literatur-Konkret 1980, S. 60

Angelika Mechtel

□ Der Künstler muß helfen□

Anna Seghers: »Woher sie kommen, wohin sie gehen«, Essays aus vier Jahrzehnten, Luchterhand Verlag, Darmstadt, 312 Seiten, 34.- Mark.

Anna Seghers: »Die Frauen aus Haiti«, Luchterhand Verlag, Darmstadt, 68 Seiten, 18.- Mark

»RICARDA Huch hat dieses Jahr ihren achtzigsten Geburtstag. Man hat bei dieser Nachricht das Empfinden, eine Literaturgeschichte aufzuschlagen«, schreibt Anna Seghers 1944 im Exil. Heute, sechsunddreißig Jahre später, ist sie selbst die Jubilarin und ich in jener Situation, die Anna Seghers mit dem »Empfinden, eine Literaturgeschichte aufzuschlagen« charakterisiert hat. Seltsam, wie sich erste Eindrücke im Kopf verankern. Zum Beispiel dieser atemlose Respekt, den ich bei ersten Begegnungen mit Literatur empfand, Namen wie Gebetsformeln, die nicht nur eine Person bezeichneten, sondern vor allem ein Leseerlebnis.

Anna Seghers ist so ein legendärer Name, in gewisser Weise unantastbar. Also ist diese kritische Begegnung heute eine ganz neue, eigentlich eine erste, ganz andere Begegnung, eine Auseinandersetzung mit der schreibenden Kollegin, deren Unantastbarkeit aufgehoben, deren Name dem Tabu festgeschriebener Literaturgeschichte damit entzogen ist.

Frank Benseler schreibt im Vorwort zu den erst jetzt hier erschienenen Essays von Anna Seghers (»Woher sie kommen, wohin sie gehen«): »Theoretische, politische, handlungsorientierte Aussagen dieser Schriftstellerin sind hierzulande durchaus nicht rezipiert, nicht einmal genügend vorgestellt«, und: »Konnte die sozialistisch-moralische Einheit von Person und Werk nicht wohl mehr geleugnet werden, so war immerhin die Zerlegung des Werks selbst möglich.- Indem man das literaturpolitische, das kommentierende, essayistische Reden und Schreiben als unwesentlich ausblendete, konnte man hoffen, die historisch -materialistischen, die dynamisch-dialektischen und die sozialistisch-appellativen Bestandteile der Romane von Seghers interpretativ 'reinigen' und dem Kanon großer historischer Literatur einverleiben zu können.«

Dem »Kanon großer historischer Literatur« war Anna Seghers also auch in meinem Kopf lange Zeit »einverleibt«, bis ich, sehr viel später, selbst schon schreibend, mich dabei ertappte, überrascht zu sein, daß sie nicht nur die große legendäre Dichterin ist, sondern auch als überzeugte Kommunistin ihr Leben konsequent dieser Weltanschauung ausgerichtet hat.

Ein typisches Beispiel für deutsches Literaturverständnis? Ein Krankheitssymptom (seit der Teilung Deutschlands wohl in der BRD am weitesten verbreitet) für das Mißverständnis der gesellschaftlichen Funktion von Literatur. Nur hierzulande ist der Schreibende so rigoros vom Boden gesellschaftlicher Wirklichkeit in den Narrenfreiraum dichterischer Eingebung abgehoben, abgeschoben in wertfreie Ästhetik, göttliche Inspiration (»ein Gott gab ihm zu sagen, was er litt ... «) und Nichtverantwortung gesellschaftlicher Vorgänge. Geisteshaltung wird zum Privatvergnügen, gesellschaftspolitisch engagierte Literatur zur Tendenzliteratur degradiert.

Gerade dagegen, gegen diese Funktionsperversion deutscher Literatur und ihrer Aufteilung in zwei Kategorien hat sich Anna Seghers Zeit ihres Lebens heftigst gewehrt.

»Der Künstler hat immer eingegriffen. In der Antike hat Myron den einfachen athletischen Menschen dem vergöttlichten, erhabenen entgegengestellt«, schreibt sie 1944 in ihrem Essay »Aufgaben der Kunst« (noch im Exil in Mexiko) und fährt an anderer Stelle fort: »Wie die Kunst helfen muß, den einzelnen Menschen wieder einzusetzen mit seinen Gefühlen und Leidenschaften, mit seinen persönlichen Bindungen in der Liebe, der Freundschaft, der Familie, so muß sie auch helfen, den neuen, den antinazistischen Begriff wieder einzusetzen, von dem, was Volk ist.« Daß Kunst, und hier die Literatur, nicht in zwei entgegengesetzte Lager, in das Lager der bloßen Ästhetik oder das Lager der Tendenz aufgeteilt werden kann, daß der Künstler, hier die Dichterin, mit dem künstlerischen Anspruch der Sprachgestaltung auch die Verantwortung zurMitstaltung der Gesellschaft, die Verantwortung zur Bewußtmachung gesellschaftlicher Vorgänge übernimmt, ist das Grundthema, das Anna Seghers in ihren Reden, Aufsätzen und Essays immer wieder aufnimmt, um dessen Verwirklichung sie sich im eigenen Werk und Leben bemüht.

Wie sie sich dem Ideal, der Deckungsgleichheit von literarischem Anspruch und gesellschaftlicher Verantwortung annähert - sie selbst charakterisiert die Schwierigkeit der Annäherung einmal so: »Es gab dabei zwei Linien: erzählen, was mich heute erregt und die Farbigkeit der Märchen. Das hätte ich am liebsten vereint und wußte nicht wie.« - läßt sich in der chronologischen Anordnung ihrer Arbeiten in diesem Band unschwer mitvollziehen.

Spricht sie in ihrer Rede auf dem 1. Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur 1935 in Paris noch eher undifferenziert (deswegen nicht weniger engagiert) und unter Zuhilfenahme poetischer, distanziert übergeordneter Vergleiche und noch, ohne die direkte eigene Erfahrung einzubringen, von der Aufgabe des Schriftstellers, mit seinem

Werk beim »Aufbau neuer Vaterländer« zu helfen, so stellt sie drei Jahre später, im Juli 1938, ihre Forderung nach einem Kampf der Schreibenden gegen den Faschismus bereits sehr viel direkter und schärfer: »Die Zeit, in der wir leben, hat aus dem scheinbar verwickelten und dunklen Prozeß, der sich zwischen Gesellschaft und Kunstwerk abspielte, einen Kurzschluß gemacht. Soll dieser Kurzschluß nun aber bedeuten, daß der Schriftsteller bei Bekenntnissen stehen bleiben soll? Nein, nicht einmal und erst recht nicht auf Kongressen darf er bei Bekenntnissen und Gelöbnissen stehenbleiben, so aufrichtig und großartig sie auch sein mögen. «

Das muß der Zeitpunkt gewesen sein, zu dem sich Anna Seghers des Weges bewußt geworden ist, den sie schon ging; den sie jedoch wohl eher ahnungsvoll eingeschlagen hatte, instinktiv, wie man einen Weg ein schlägt, von dem man glaubt, er sei der richtige, ohne sich auf der Karte über seinen Verlauf vergewissert zu haben. Der Zwiespalt zwischen »erzählen, was mich heute erregt und der Farbigkeit der Märchen« ist ausgeweitet zur Auseinandersetzung mit gelebtem und gestaltetem »Leben«, mit Werk und persönlichem Einsatz, eine Auseinandersetzung, die zur Deckungsgleichheit von Werk und Leben, und im Werk selbst zur Deckungsgleichheit vom sog. zeitlosen Kunstwerk und politischen Engagement führen soll.

1945 schreibt sie über diesen Zwiespalt: »Die Zwiespältigkeit, die jedes Leben gefährdet, das auf zwei Gleisen geführt wird, anstatt in einer unmißverständlichen Einheit, wird bei den Künstlern am klarsten. Ihr Leben ist ohnedies gespalten in ein gelebtes und gestaltetes, in ein inneres und ein äußeres Reich. «

Als der Krieg beendet und Anna Seghers seit einem Jahr nach Deutschland zurückgekehrt ist, wobei sie sich für den sozialistischen Teil Deutschlands entschieden hat, hat sie für ihr Werk die Übereinstimmungsformel gefunden (für ihr Leben hat sie diese Übereinstimmung mit der Konsequenz ihrer Rückkehr bereits vollzogen): »In dem Augenblick, da die reine Kunst mit der Tendenz zusammenkommt, entstehen die großen Kunstwerke, die, wenn sie auch mit der Zeit der Tagesbedeutung entgleiten, als Kunstwerk bestehen bleiben«, schreibt sie 1948 in Berlin. (Daß sie diese Übereinstimmung im eigenen Werk schon längst, seit ihrer ersten Veröffentlichung, »Aufstand der Fischer von St. Barbara« praktiziert hatte, aber erst zwanzig Jahre später den theoretischen Überbau dazu fixiert, ist eine verblüffende Erfahrung, die sich jedoch beim Vergleich von Werk und essayistischem Überbau bei vielen großen Autoren machen läßt.)

In der DDR beginnt sie nun, den »Glauben an das Irdische« (eine Zeile von Neruda, die Anna Seghers in ihrem Aufsatz über ihn zitiert) ; den Glauben an die Veränderbarkeit der Gesellschaft und die Verantwortung des Schriftstellers für die Gesellschaft zu verwirklichen.

»Der Anteil der Literatur an der Bewußtseinsbildung des Volkes« heißt die Rede, die sie 1956 auf dem IV. Deutschen Schriftstellerkongreß in Berlin hält. Und in ihrer »Ansprache in Weimar« anläßlich des Internationalen Schriftstellertreffens 1965 spricht sie von der »Kraft des Schriftstellers«: »Sie kann Hoffnung bringen in Vieler Leben, bis sie sich stemmen gegen den Untergang.« Und: »Lassen wir uns von unserer Berufspflicht überwältigen, bevor uns die Schuld überwältigt. ... Stumm bleiben über das, was uns eint, schweigen vor der Gefahr ist nicht mehr möglich.«

Das ist die gleiche Leidenschaftlichkeit wie in ihrer ersten Rede 1935 vor Kollegen, nur sehr viel differenzierter, bewußter. Das Ergebnis einer durch Jahrzehnte hindurch geradlinig fortgeführten Auseinandersetzung, Reflexion und Standortbestimmung über die gesellschaftliche Funktion von Literatur und ihre Urheber . Das Grundthema der Anna Seghers, das sie sich auch zum Leitfaden spannt, wenn sie sich mit dem Werk Tolstois und Dostojewskis, mit Lessing, Brecht oder Büchners »Wozzek« auseinandersetzt, einen »Gruß an Pablo Neruda«, einen Nachruf auf Johannes R. Becher oder über Georg Lukács zum 70. Geburtstag schreibt.

Georg Lukács ist wohl überhaupt eine zentrale, vielleicht sogar die entscheidende Figur im Leben Anna Seghers. Im Juni 38 beginnt sie mit ihm einen Briefwechsel (von dem in diesem Band leider nur zwei Briefe abgedruckt sind), in dem es um Methoden der Literatur, letztlich um die Legitimität von politischem Engagement im »reinen Kunstwerk« geht. Dafür unterbricht sie sogar die Arbeit am Roman »Das siebte Kreuz«. Dieser Briefwechsel muß dazu beigetragen haben, daß sie sich ihres eigenen Grundthemas bewußt wurde und die Auseinandersetzung damit forcierte, bis sie die Übereinstimmungsformel gefunden hatte.

Zum 70. Geburtstag Lukács' schreibt sie: »Was es heißt, den Marxismus auf unseren Beruf, die Kunst, anzuwenden, das begannen wir erst richtig in der Dürre und geistigen Hungersnot der nationalsozialistischen Zeit zu begreifen.« Und: »Ich begriff in meiner verwirrten, ja feindlichen Umwelt das Ziel, das sich Lukács gesetzt hatte: Wie Lessing seinerzeit, in der zermürbenden Kleinstaaterei, die dem Dreißigjährigen Krieg gefolgt war, aus der deutschen Kunst den Feudalismus ausmerzen wollte, so muß unsere Kunst von 'Unvernunft', vom Faschismus befreit werden, von seinen Ablegern, seinen Keimen im Denken und im Gestalten.« Etwa zur gleichen Zeit schreibt Sartre - sozusagen vom anderen Ufer, der westlichen Hemisphäre -: »Der 'gebundene' Schriftsteller weiß, daß das Wort Handlung ist; er weiß, daß Enthüllen Verändern ist, und daß man nur enthüllen kann, wenn man die Absicht hat, etwas zu verändern.«

Anna Seghers feiert in diesem Herbst ihren 80. Geburtstag. Ich hatte bei dieser Nachricht das Empfinden, eine Literaturgeschichte aufzuschlagen. Und ich habe gezögert, als man mich bat, etwas über ihre Essays zu schreiben, die Luchterhand aus diesem Anlaß (neben den neuen Erzählungen »Drei Frauen aus Haiti«) herausbringt. Das muß der alte

Kinderrespekt gewesen sein. Das Zögern vor der Legende eines großen Namens. Als ich dann zu lesen begann (bezeichnenderweise von hinten, weil ich meinte, ihrem letzten Aufsatz »Wird der Roman überflüssig« von 1973 am ehesten gewachsen zu sein, begriff ich, daß meine respektvolle Furcht überflüssig geworden ist und im Tausch für hochachtende Bewunderung abgelegt werden kann. Hochachtung vor ihrer Gedankenwelt. Bewunderung für die große Kollegin, die den Zwiespalt zwischen gelebtem und gestaltetem, äußerem und innerem Reich mit dem eigenen Werk und Leben mutig und konsequent aufgehoben hat.

Literatur-Konkret 1980, S. 62

Erich Fried

Alles andere als bloße Agitationsliteratur

Karl Otten: Torquemadas Schatten, Konkret Literatur Verlag, 276 S., 28 Mark.

EIN Roman, vor 42 Jahren zum ersten Mal veröffentlicht - Exilliteratur, fast unter Ausschluß der Öffentlichkeit - und erst jetzt, lange Jahre nach dem Tod des Autors, Karl Otten (1889-1963) zum zweiten Mal erschienen, diesmal in Deutschland, aus dem der Hitlerfaschismus Otten 1933 vertrieben hatte. Ein gutes Buch, traurig, voll von Würde und Entwürdigung des Menschen, ein warnendes, nach einem nur scheinbar lose skizzierten Anfang immer spannender werdendes Buch, und leider noch heute aktuell, wenn auch nicht mehr unmittelbar für den Ort der damaligen Handlung, die Baleareninsel Mallorca, wo Otten bis zu Francos Revolte gelebt hatte, dann, vom deutschen Konsul denunziert, einige Zeit als Häftling der Faschisten verbrachte, ehe er freikam und das republikanische Barcelona erreichte. Ein Nachwort des Kritikers und Journalisten Roland H. Wiegenstein, der Ottens Werk seit Jahren kennt und liebt, ergänzt diesen Band mit wertvollen Informationen über Otten und seine Ansichten, z.B. auch mit einem Zitat aus Ottens Brief, der 1938 das Manuskript an seinen damaligen Verleger begleitete:

»Ich weiß nicht, ob ich ein paar Worte der Erläuterung meines hier angewandten Stils sagen darf - nur dies: Ich arbeite ununterbrochen an der Schaffung einer neuen konstruktiven Romanform, um Teile der uns umgebenden größten Revolution aller Zeiten in ein Buch hineinzusaugen ... Ich habe demnach versucht, das Ur-Menschliche dem Politisch-Sachlichen einzuverleiben (und umgekehrt) und mußte dieses in einer 'Variationsreihe' auch stilistisch zum Ausdruck bringen.«

Roland H. Wiegenstein sagt in seinem Nachwort, daß Ottens »größte Revolution aller Zeiten« »eine Gegenrevolution gegen alle Humanität war«. Das sind die einzigen Worte im Essay dieses sonst klugen und gutwilligen Kritikers, die Otten ihm bestimmt nicht verziehen hätte. Otten war ein - heimatlos gewordener - Linker, heimatlos, weil er auch Humanist, ja die längste Zeit auch Pazifist war, Kriegsdienstverweigerer 1914 und deshalb eingesperrt und von 1918 - 33 Redakteur der Zeitschrift »Der Friede«. Aber das, was er ohne Ironie die größte Revolution aller Zeiten nannte, nur als Revolution *gegen* die Humanität zu sehen, hätte er Wiegenstein als Verlernprozeß angekreidet. Ein, zwei andere Äußerungen Wiegensteins, z. B. über den mythisch anmutenden Zusammenhang zwischen Ottens politischer Sehergabe und seiner Erblindung hätte er lächelnd hingenommen, zumal Wiegenstein seine Sache sonst sehr gut gemacht hat.

Karl Ottens Meinung, eine neue konstruktive Romanform erarbeitet zu haben, mutet heute, aus einem Abstand von mehr als 40 Jahren, etwas sonderbar an. Zu seiner Zeit hatten schon viele Schriftsteller unter dem Druck der Zeitereignisse ähnliche Wege beschritten; hier sei nur Lion Feuchtwangers Roman »Der Erfolg« (1930) erwähnt, oder auch seine »Geschwister Oppenheim« (1933) oder Leonhard Franks Novellenband »Der Mensch ist gut« (schon 1918) oder eine Anzahl von amerikanischen Romanen der Dreißigerjahre, darunter Steinbecks »Früchte des Zornes« und die früheren Romane von John dos Passos. Wohl aber kann man heute feststellen, daß Ottens Roman »Torquemadas Schatten« alles andere als bloße Agitationsliteratur ist, daß Menschen mit wirklichen Eigenheiten und Schicksalen geschildert werden, in einer Landschaft, mit der der Dichter offenbar tief verwachsen ist, und die er so lebendig und liebevoll als mitformenden Hintergrund ihrer Bauern und Fischer schildert, daß manche seiner linken Zeitgenossen ihn schon fast für einen jener Blut-und-Boden-Schriftsteller halten mochten, denen die damalige Linke so vieles in der Literatur und nicht nur in ihr! - kampflos überließ.

Doch, nein. Karl Otten, der alte Expressionist, Pazifist und Linke, war zum Glück ebensowenig Blut-und-Boden-Schreiber wie »Sozialistischer Realist«. Beweis: Seine Geschichte des Anfangs der faschistischen Verschwörung und Erhebung in Mallorca und ihrer ersten großen Niederlage liest sich heute noch so spannend wie vor vierzig Jahren. Ich weiß es, denn ich habe sie damals und heute wieder gelesen. Daß das Buch unter anderem auch ein Schlüsselroman ist, wußte ich damals nicht, und man würde es beim Lesen auch gar nicht merken, was ein großer Vorteil ist. Ein alter Kommunist aus Hamburg, den die Stalinaera an der Partei, nicht aber an der Revolution verzweifeln ließ, Ottens Freund Fritz Gross, schrieb damals (Sozialistische Warte, Januar 1939) über das Buch:

»Ein paar Bauern und Fischer, meist Analphabeten durch die Schuld jener Torquemadas, aber doch der tiefsten Weisheit voll, Ungläubige der Kirche und Gläubige einer besseren Menschheit, kämpfen den verzweifelten und heroischen Kampf gegen die Bestialität, deren unheilige Dreifaltigkeit von Franco, Hitler und Mussolini gebildet wird. Der Satan Mallorcas, jener heute beinah schon legendäre Großschieber und Menschenhändler Juan March, erscheint persönlich, um diese Schwarze Messe der Zerstörung seiner ureigenen Heimat zu zelebrieren«.

Fritz Gross berichtet auch, daß March in dem Buch, ebenso wie in Wirklichkeit, sogar von seinen eigenen billig gekauften armen Helfershelfern wie von ganz Mallorca »Voerge« - Der Würger - genannt wurde. Die Helden des Buches aber sind die, die sich nach und nach zum Widerstand durchringen, vor allem die unglückliche Dienstmagd Antonia.

Gewiß, da und dort scheint heute eine einzelne Wendung etwas dünn oder sonst mangelhaft, etwa wenn ein Wechsel in der Landschaft durch Tageszeit oder Wetter allzu gern mit dem Wort >jäh« präzisiert werden soll, oder, bedenklicher, wenn Otten einem besonders sturen Faschisten den Gedanken in den Mund oder doch in den sprechbereiten Kopf legt: »Man muß alles zerstören, was man nicht versteht.« Dieser Faschist selbst wäre sich dessen nie in dieser Formulierung bewußt geworden.

Aber derlei kleine Entgleisungen kommen selten genug vor und können dem Buch weder seine Spannung noch seine Authentizität rauben. Obwohl dieses erst nach Francos Sieg verbreitete Buch mit einer Niederlage der Faschisten und ihrer deutschen und italienischen Hintermänner endet, (die leider nicht von Dauer war), ist es auch frei von Lesebuch-Optimismus. Fritz Gross, der mich damals in London einmal mit Otten bekanntmachte und der noch vor dem viel älteren Otten starb, hatte recht, als er von den Szenen und Personen dieses Romans schrieb: »Sie gehören mit zum Besten, was die Emigrationsliteratur hervorgebracht hat.«

Der Schatten des alten furchtbaren Großinquisitors und Menschenfolterers Torquemada, von dem die Volkssage Mallorcas berichtet, und seiner faschistischen Jünger geht leider auch heute noch in unserer Welt um, von EI Salvador, Chile, Bolivien, Guatemala und Argentinien bis nach Südkorea und zu den Roten Khmer. Auch das macht das alte Buch so lesbar und so wichtig.

Literatur-Konkret 1980, S. 64

Yaak Karsunke

Nicht dienstbar

Helmut Donat und Lothar Wieland: Das Andere Deutschland - Unabhängige Zeitung für entschieden republikanische Politik - Eine Auswahl (1925-1933), Verlag Autoren Edition, 420 Seiten, 19,80 DM

DASS die politische Herrschaft der Linken (wenn wir denn eine hätten) den Untergang Deutschlands bedeuten würde, gehört zu jenen Standardformeln rechter Propaganda, über deren ständiger Wiederholung man fast die Tatsache vergessen kann, daß es in diesem Jahrhundert ausschließlich die Politik der Rechten gewesen ist, die uns eine Katastrophe nach der anderen eingebracht hat: angefangen von der monarchistisch-militärischen Großmannssucht, die das Deutsche Kaiserreich den I. Weltkrieg beginnen und verlieren ließ, über die Zerstörung der Weimarer Republik durch völkische und deutschnationale Revancheprediger bis hin zu den Verbrechen des Nationalsozialismus, die mit Entfesselung und Verlust des II. Weltkriegs schließlich das Ende und die Teilung des Deutschen Reiches brachten. Ihrer Verantwortung für diese Entwicklung entzieht sich die deutsche Rechte auf ebenso simple wie billige Weise: durch Geschichtsfälschung, Verleugnung und Verdrehung von Tatbeständen und Ablenkungsmanöver - sowie durch wütende Biedermanns-Empörung, wenn auch nur ein Linker mal direkt und deutlich ein paar historische Wahrheiten ausspricht.

Leider geschieht das zu selten. Die bodenlose Frechheit und Heuchelei, mit der Vor-, Mit- und Nachläufer der Nazis reagieren, wenn man sie auf diese Verwandtschaft anspricht, schüchtert offenbar viele Leute ein; man scheut den Kampf, den die andere Seite noch immer rücksichts- und bedenkenlos geführt - und daher auch meist gewonnen hat: »Was uns fehlt, ist das klare Feldgeschrei, die einfache Losung, die radikale Selbstverständlichkeit. Die heißt nicht nur: Nie wieder Krieg! Die heißt: Gefühle von Mördern bedürfen keiner Schonung. Auf die zarten Seelen von verkleideten Sanitätsräten sei keine Rücksicht genommen. Wer im Krieg getötet hat, ist nicht zu feiern, sondern aufs tiefste zu bedauern, weil er für einen Dreck gefallen ist. Der Feind steht nicht drüben, sondern hüben.«

Neu ist das Phänomen nicht, Kurt Tucholsky schrieb die zitierten Sätze 1925, sie erschienen damals in einer bemerkenswerten Wochenzeitung, von der die AutorenEdition jetzt ein Auswahl-Reprint vorgelegt hat: »Das Andere Deutschland / Unabhängige Zeitung für entschieden republikanische Politik« (herausgegeben und eingeleitet von Helmut Donat und Lothar Wieland). Die Unabhängigkeit - im Kopf der Zeitung hieß es: »keiner Partei dienstbar« - ist tatsächlich erstaunlich. So unnachgiebig sie im Kampf gegen »Hakenkreuz und Stahlhelm« war, so unnachsichtig kritisierte sie auch die oft opportunistisch angepaßte Taktik der Linksparteien SPD und KPD sowie deren brudermörderischen Zwist. Ihre Aufrufe zur Abwehreinheitsfront gegen rechts blieben leider in beiden Parteien ungehört.

Das Fundament der unbestechlichen Haltung des »Anderen Deutschland« war ein radikaler, durch die Erfahrungen des 1. Weltkriegs radikalisierter Pazifismus, dessen organisatorischer Ausdruck der Westdeutsche Landesverband der Deutschen Friedensgesellschaft war (das Vorwort der Herausgeber skizziert dessen Geschichte informativ und konzentriert). Inhaltlicher Schwerpunkt der WLV-Arbeit war die Abwehr jener reaktionären Geschichtsfälschung, die die Verantwortung der deutsch-österreichischen Koalition für den Beginn des I. Weltkriegs zur bloßen Mitschuld zu verharmlosen bzw. gänzlich zu leugnen suchte, um darauf gestützt die zweifellos harten, aber nicht unberechtigten Bedingungen des Versailler Friedensvertrages als »schandbares Diktat der rachsüchtigen Siegermächte« zu denunzieren, gegen das Deutschland - zur Not kriegerisch - seine »Ehre« wiederzugewinnen habe.

Folgerichtig wurden insbesondere die (von Deutschland vertraglich akzeptierten) Abrüstungsbestimmungen in der Weimarer Republik ständig unterlaufen, und zwar nicht nur von den völkischen Wehrverbänden, sondern - z.T. in Zusammenarbeit mit ihnen - von der Reichswehrführung selbst, zumindest unter Duldung der zuständigen Minister und unter höchst unzureichender Kontrolle durch den Reichstag. Journalisten, die diese geheime und illegale Aufrüstung (z.B. der »Schwarzen Reichswehr«) aufdeckten, wurden dafür mit Landesverratsprozessen überzogen. Der Leiter des »Anderen Deutschland«, Fritz Küster, sowie sein Mitarbeiter Berthold Jacob Salomon z.B. wurden Anfang 1928 vom Reichsgericht wegen solcher Enthüllungen zu je neun Monaten Festung verurteilt. Verschiedentlich wurde die Zeitung auch auf Zeit verboten. Das endgültige Verbot durch die Nazis erfolgte im März 1933. Küster selbst wurde verhaftet und erst im August 1938 aus dem KZ Buchenwald entlassen.

Der Querschnitt durch die acht Jahrgänge seines publizistischen Kampfes ist eine Lektüre, aus der man mehr zum Verständnis deutscher Vergangenheit und Zukunft lernt als aus all den neuerdings wieder gängigen Geschichtsklitterungen der Herren Fest, Haffner etc. - die nationalistischen Argumentationsmuster haben sich so wenig geändert wie (leider!) die SPD. Den Herausgebern ist zu danken, wenngleich sie manchmal etwas straffer hätten auswählen, argumentative Verdoppelungen vermeiden und damit Platz gewinnen können, durch knappe Kommentare aktuelle Anspielungen und Verweise aus den Jahren 1925 bis 1933 dem Leser verständlicher zu machen. Das ist aber lediglich ein kleinerer Schönheitsfehler des wichtigen Unternehmens, eine radikal republikanische Zeitschrift der deutschen Geschichtsveränderung entrissen zu haben.

Literatur-Konkret 1980, S. 65

Bernt Engelmann

Da steht es!

Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, herausgegeben von Klaus Behnken. Zweitausendeins, Frankfurt/M., 9.000 Seiten, 49,90 DM

ES handelt sich um weit mehr als eine interessante Neuerscheinung. Was der Verlag Petra Nettelbeck zusammen mit Zweitausendeins da in 7 Bänden unter dem Titel »Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (Sopade) 1934-1940« herausgebracht haben, ist in mehrfacher Hinsicht hervorragend und beispielgebend.

Da findet zunächst jeder zeitgeschichtlich Interessierte, chronologisch geordnet vom April/Mai 1934 bis zum April 1940, eine Fülle von Nachrichten und Berichten sowie Übersichten zur Lage in einzelnen Bereichen - alle aus dem Alltag der Nazi-Diktatur im Deutschen Reich, sehr nüchtern, ungeschminkt, unerhört informativ und auch für den, der die Zeit bewußt miterlebt hat, immer wieder Neues bietend. Wenn man bedenkt, wie sehr darüber gejammert wurde, vor allem von Lehrern, daß es an anschaulichem Lesestoff über die Jahre der Naziherrschaft fehle, so fragt man sich nur, warum diese 'Deutschland-Berichte' nicht schon vor 10 oder 15 Jahren veröffentlicht worden sind. Wer wie der Rezensent oft nach Quellen sucht, um bestimmte Fakten dokumentieren zu können, muß rückblickend feststellen, daß er sich manches mühevolle Suchen hätte ersparen können, wenn diese sieben Bände schon früher vorgelegen hätten. Ein Beispiel: Für die Erhärtung der auf vagen Erinnerungen beruhenden Vermutung, daß sich das NSKK (dem schließlich auch der derzeitige Kanzlerkandidat der Union seinerzeit als Rottenführer und 'weltanschaulicher Referent' beim Sturm 23 M/86 angehört hat) im Pogrom vom 9. November 1938 beteiligte, die wie die Vandalen hausenden Strolche von einem 'Einsatzort' zum anderen fuhr und anschließend die verängstigten, oft schwer mißhandelten Opfer in die Konzentrationslager karrte, benötigt der Leser der entsprechenden Passagen im Band 5 (1938) nur wenige Minuten. Da steht es gleich mehrmals!

Das zweite, das besonderes Lob verdient, ist der kaum glaubliche Preis für die 7 Bände mit zusammen fast 10.000 Seiten: 49 Mark! Da sieht man einmal, was bei gutem Willen möglich ist - dafür ein Dankeschön den Verlagen!

Man kann nur hoffen, daß das gute Beispiel Nachahmung findet.

In einem Punkt muß das Lob allerdings eingeschränkt werden: Es fehlen die editorischen Anmerkungen! Von gleichlautenden mageren 9 Zeilen Vorspann zu jedem Band einmal abgesehen, erfährt man leider nichts Ober die Identität der Berichterstatter, über die - sicherlich abenteuerlichen - Wege der Übermittlung, über die Art und Weise der Auswertung und Zusammenstellung und über den Sinn und Zweck des ganzen Unternehmens. Aber das ließe sich noch nachholen, etwa durch einen 8. Band mit einer sachkundigen Einführung, editorischen Anmerkungen und, wenn man schon die Identität der einzelnen Berichterstatter nicht enthüllen kann oder will, zumindest einer Schilderung, wie die Nachrichten gesammelt, übermittelt und ausgewertet wurden.

Doch auch diese noch behebbaren Mängel können nichts daran ändern, daß diese »Deutschland-Berichte« in jede Schule, jede zeitgeschichtlich interessierte Arbeitsgemeinschaft, in die Bibliothek jedes politisch engagierten Menschen gehören. Da der erfreulich niedrige Preis massive Werbung wohl verbietet, sollte der Buchhandel durch gezielte Empfehlung den »Deutschland-Berichten« die verdiente Verbreitung verschaffen. Was mich betrifft: Ich werde bei jeder sich bietenden Gelegenheit dafür werben.

Literatur-Konkret 1980, S. 66

Ludwig Fels

GESCHICHTSSCHREIBUNG

Nichts vergessen und rückwärts
angreifen die Bilderbücher der Betulichkeit.
In jedem Jahrhundert hierzulande
gibt es die Narben der Not
und die Wülste des Wohlstands
aber auch die Lieder
von der Sonne, der aus dem Osten
die alle Fahnen rot färbt und Schatten zaubert
über Villen und Paläste.
Nichts verzeihen und anfangen
endlich beginnen, die Opfer der Toten zu rächen
für eine ganz neue Erinnerung.

Literatur-Konkret 1980, S. 66

Claudia Wolff

Der Riß durch die Welt und durchs Ich

Peter Brückner: Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945. Verlag Klaus Wagenbach. (WAT 66). DM 8.50

UND eine mildtätige Erinnerung könnte ihn nachträglich zu heilen versuchen. Da käme die (unwahre) Geschichte einer gradlinigen antifaschistischen Gesinnungskarriere heraus, erzählt so, als hätt sich von Anfang an ein richtiges Leben im falschen entfalten dürfen.

Aber wie soll das denn möglich gewesen sein: auf einem gemeinsamen Gelände mit der Macht.

Eine Szene aus dem Jahr 1943 - eine in dem hier verhandelten Stück Biographie späte Szene. Brückner ist 21, tut Militärdienst. Zum ersten Mal sieht er, an der österreichisch-ungarischen Grenze, russische Kriegsgefangene bei schwerer Zwangsarbeit. Und was das Reifen einer zuverlässigen Lebensgesinnung angeht, so ist er da immerhin schon weit - »nach Handlungsweise, Gesinnung und Einsicht längst... ein aktiver junger Antifaschist.... ein Sympathisant der KPD, dem der Nationalsozialismus fern lag. «

Spontane Empörung und Wut also des jungen-Antifaschisten beim Anblick der geschundenen Russen? Nicht gleich. Brückner macht seine Erinnerungs-Arbeit kritisch und gründlich. So tritt, aus dieser Szene mit Kriegsgefangenen, eine andere als die erwartete Spontaneität wieder ans Licht - furchtbar, aber wirklich: »Ich sah da einen Mann auf der Erde knien, zerlumpt, abgemagert, mit Glatze, blauen Flecken auf der Haut, tiefliegenden, zugleich blutunterlaufenen Augen, schwarzen Zähnen, Schrunden und Rissen überall, außerdem - für mich - ausdruckslos, ohne Physiognomie, nichts mehr da zum 'Einfühlen'. Wie mit einem Schlag erschien vor meinem inneren Auge die Vorstellung des asiatischen Untermenschen; erschien die Vorstellung, daß es doch bei den Tartaren, hinter dem Ural, Russen, Leute gäbe, die überhaupt noch keine Kulturstufe erreicht hatten und deren antizivilisatorischen Instinkte, deren Raubtiermentalität sich im Bolschewismus hatte entfalten können. Dieses Imago antibolschewistischer Propaganda des Nationalsozialismus steckte so tief und unbemerkt in mir, daß ich dem Kriegsgefangenen gegenüber Widerwillen und Angst empfand. Obwohl ich - oder vielleicht gerade weil ich glaubte, dergleichen Residuen des Faschismus bei mir nicht suchen zu müssen, hatten sie sich meiner Spontaneität bemächtigt. Nur redete mich der Gefangene glücklicherweise an. Er sprach fließend deutsch. Es stellte sich heraus, daß er ein Filmregisseur aus Leningrad war. Man kann wohl sagen, daß ich Glück gehabt habe: daß er mich ansprach, und wie er das tat, durchbrach schlagartig den 'Sekunden-Mechanismus' der Wahrnehmung.«

Solche schwierige Wirklichkeit aufgehoben zu haben für sich und andere, ohne die modische Larmoyanz und Vater-Klage - das ist Brückners exemplarisch redliche Leistung. Nicht ein erbauliches Bildungs- und Entwicklungs-Märchen feilt er zurecht, sondern das Mehrdeutige an seinen Handlungen und Bewußtseinslagen sucht er auf, das Offene und Zweifelhafte, die Umwege, das kleine Stück Korruption - die Bedrohung durch »Normalität«.

Wenn aber diese komplexe Kindheits- und Jugendgeschichte auf geschlungenen Wegen doch so vorankommt, daß sie schließlich auf einen Brückner hinausläuft (und nicht, zum Beispiel, auf einen Carstens) - wieviel daran ist geschenkt, wieviel erkämpft und erworben? Wo und wann entfaltet sich, mitten in der Gewalt der Umstände, die Autonomie des Ich?

Die Frage, so wenig sie ja eine schlüssig zuteilende Antwort findet, treibt das Interesse des Lesers; auch das des Autors, glaub ich.

»Geschenkt« also (auch wenn sie später immer von neuem erworben werden muß) eine Dissidenz von Geburt. Der Vater ist ein sächsischer Ingenieur, lange Freimaurer gewesen, haßt die Nazis; die Mutter Jüdin, gebürtige Engländerin. Sie sieht, erinnert der Sohn, nicht »jüdisch« aus, »nach den Typusregeln völkischer Denunziation«, eher polnisch. Gleichviel: 1923 - die Eltern schieben auf einem Dresdner Bürgersteig den Kinderwagen - erkennt eine Horde früher Faschisten die Zeichen der Abweichung. Sie stoßen die Frau, die »nicht von hier« ist, vom Gehweg: »Judensau!«

»Der Einjährige rutscht mit dem Kinderwagen ins Abseits. Als der geborene Dissident ist er zugleich vor der eigentlichen Katastrophe dieses Kulturvolks behütet: vor der Faschisierung. Das Abseits ist, was den Nationalsozialismus angeht, in Deutschland der einzig sichere, ja, der einzige glückliche Ort.«

Politischer und wirtschaftlicher Zwang zerstören die »Innenwelt« der Familie, die bürgerliche Normalität. Das Kind genießt Anarchie und die Freiheit der Stadt, kann sich Lebensgelände auf eigene Faust erobern, hat zum »Wildwuchs« die Chance. Frühe Berührung mit einer andern, der »zweiten« Sozialwelt, mit Stadtstreichern, Armen, Bettlern: Erlebnisse, die zeitweise vergessen, aber nicht verloren sind. Er erfährt , in der Außenseiterrolle, zwar Scham und Bedrückung, aber auch ein regellos ausschweifendes Glück der Einsamkeit, lernt Orte zu finden, in die die Macht nicht hineinreicht. Daher rührt der Grundbestand einer Lebensgesinnung: die Lust an der Anarchie als Antidot gegen die Faschisierung, gegen, den Terror

jeder, auch der bürgerlichen Ordnung. Und die Fähigkeit zur mitleidenden Wahrnehmung des Elends.

Aber: das Abseits ein sicherer Ort? Bleibt der »geborene Dissident« in diesem Abseits für immer beschützt und ungeschoren? So einfach nicht.

»Er muß sein 'Nein' gegenüber der faktischen Normalität ja realisieren und nicht nur 'denken', sonst denkt er es nicht sehr lang. Er braucht Kritik im Handgemenge, das heißt ein gemeinsames Gelände mit der Macht. Das Abseits, von dem ich so oft spreche: der Ort also, wo wir vor der Faschisierung sicher sind, ist nur anfangs ein Geschenk; wir erhalten es uns in der Regel doch nur als Realitätstüchtige. Realität ist aber zu großen Anteilen die Realität der Macht. Ohne ein Minimum an Anpassung, ohne einen Rest an Bereitschaft zum Handel ('bargaining') fände man nicht einmal Nischen, um sich zurückzuziehen, und verlöre bald die Chance, eigene Produktivkräfte zu entwickeln, - wie aber soll Dissidenz, wie Flucht, wie *Widerstand* ohne entfaltete Produktivität auf Dauer zu stellen sein? Auf seine Weise versteht auch der Vierzehnjährige schon, worauf es in der Diktatur ankommt: weder das Opfer des Systems (des Krieges, des Staats, der Ideologie, der Polizei), noch ein Handlungsgehilfe zu werden. Zwischen beiden Extremen oszilliert seine jugendliche Lebenspraxis. Solange, bis er von Umständen und Lebensbedingungen dazu genötigt wird, diese Praxis zu revidieren: er kann sich eines Tages nur retten, indem er Widerstand leistet.«

Brückners Beziehungen zur Hitler-Jugend: in ihnen stellt die Phase des Schwankens exemplarisch sich dar; sie sind zwar immer mal, und dann auf größere Strecken, unterbrochen, da das Kind sich früh als Entzugskünstler bewährt. Doch in den ersten Jahren der Nazi-Herrschaft hat der »Dienst« sporadisch durchaus seine Faszination - scheint er doch Momente des Aufruhrs gegen die bürgerliche Normalität zu enthalten: epater le bourgeois.

Auch läßt er sich ausspielen gegen konkurrierende Formen des Terrors. Der 14jährige, nachdem er der HJ eine Zeitlang abhanden gekommen war, tritt wieder ein, mit einem neuen Interesse: er ist jetzt Zögling im Internat, höchst lästigen Formen der Kontrolle ausgesetzt; zum »Dienst« aber darf man sich nicht nur, man muß sich entfernen - »ein 'muß', vor dem sich der Zwang der Hausordnung als bloßes Papier erweist. Weil der Zwang des Dienstes den des Hausmeisters und der Hauslehrer bricht; weil zwischen dem 'Dienst' und dem Zeitpunkt der Rückkehr ins Internat eine wie immer schmale Marge an Zeit entsteht, die sich der herrschaftlichen Kontrolle entzieht. Die Versuchung, sich in Jungvolk und HJ zu organisieren, lag also in der antiautoritären, ja rebellischen Chance, die sie dem Heranwachsenden bot. «

1938 - das Jahr einer rigiden Faschisierung der Institutionen! - ist auch damit endgültig Schluß. »Es gab keine Räume mehr, leer von Macht.«

Die HJ wird schulmäßig organisiert, die Kontrolle total. Nichts mehr von Abenteuer und Pfadfinderei. Die Teilnahme am Dienst ist nun reiner Zwang, verschwunden daraus auch der letzte Rest kindlicher Identifikation. Das heißt: der Heranwachsende, wenn er nicht Opfer werden will, muß lernen, Rollen zu spielen, Verhaltensfassaden aufzurichten, dahinter das Ich zu verbergen. Das Mehrdeutige aber an dieser neu angeeigneten Fähigkeit zur Organisation des Ich in Rollen bringt die Erinnerungs-Arbeit an den Tag: ein Stück weit läßt man ja auf Gehorsam sich ein und schont sich bei dem Gedanken, daß man es nur »als ob« tut. Es wär aber illusionär, sagt Brückner, zu meinen, der »innere« Widerstand bliebe von der äußeren Konfliktlosigkeit unberührt. Die Bewußtseinslage des damals 16-jährigen heute reflektierend, findet ihn Brückner gefährdet durch die Versuchung der »inneren Emigration« - »ein in Deutschland endemischer, gut vorbereiteter Ausweg.«

Beispielhaft für Brückners durchdringend kritische Analyse: ein Kapitel über das »Heranzüchten kerngesunder Körper.« Da wendet er die Sport-Exzesse hin und her, die der bis dahin am Turnen eher desinteressierte Siebzehnjährige sich abverlangt hat, als »die körperliche Eignung«, also die Turn-Zensur, 1938 zur Voraussetzung für die Zulassung zum Abitur wurde. Das Interesse gilt wiederum der Mehrdeutigkeit dieser Anpassungsleistung, in der ihn, wie Brückner jetzt sagt, der Nationalsozialismus noch einmal eingeholt hat, dem er im Grund schon voraus und entronnen war. Zu einem Teil ist das forcierte Training »Verhaltensfassade« - aber eben nur zu einem Teil. Unversehens gewinnt er dem gar nicht gewohnten Drill, der körperlichen Erschöpfung auch eine masochistische Lust ab, ja er begeistert sich - das anarchische Kind! - für Befehl und Ordnung, für Reih und Glied, für den kommandierenden Pfiff.

Brückner forscht nach, wo solche Lust am Ausreizen der Körperkräfte sich vorbereitet - da erscheint nun plötzlich das harmlose Vergnügen einer Radtour durch halb Deutschland, die er kurz zuvor mit einem Freund unternommen hat (solche privaten Touren bedurften der Genehmigung durch die HJ, die Freunde besaßen ein gefälschtes Papier) - da erscheint diese Radtour als nicht mehr nur harmlos, sondern als Vorübung für die peinlich normale Turnerei:

»Wer an solchen Touren Spaß hat, ein unschuldiges Vergnügen, ist im Grunde schon integriert, das heißt faktisch normal: ist, wie Jungens eben sind, auch wenn sich der Spaß halblegalen Unternehmungen verdankt. Es gibt aber keine harmlose Normalität, der 'Normale' ist schon auf dem Weg zum Handlungsgehilfen des politischen Systems. Nur wer zu nichts Bürgerlichem taugt, taugt auch nicht zum Faschisten. «

Taugt er deshalb schon zu praktischem, aktivem Widerstand? Der provozierende Satz kommt schnell zu einem (scheinbar) paradoxen Kontrapunkt:

»Wer nicht wenigstens zum Faschisten taugt, taugt auch nicht zum Widerstand gegen den Faschismus.« Das meint: Selbstdisziplin und Beherrschung, die bürgerlichen Tugenden, die in der Anpassungsleistung des Turn-Exzesses triumphieren (»Triumph des Willens! «) - die sind, einmal erworben, für den Handlanger des Systems wie für den Staatsfeind zu brauchen.

»Gerade in den Tugenden, die der einzelne benötigen wird, um dem Zugriff von Herrschaft zu entgehen, wird er ihr partiell , gleichgeschaltet'. Ein jugendlicher Dissident und Anarchist, der begeistert auf den Pfiff seines Turnherren reagiert, ist ein überaus peinlicher Anblick; aber wartet nur ab, er wird dabei 'Herr über sich selbst' und über gewisse herrschende Verhältnisse – anders würde er später kein leidlich disziplinierter Antifaschist.

Auf die Balance freilich kommt es an, und auf die Fähigkeit, wieder locker zu lassen. In einem Staats-Antifaschismus, in welchem die Ordnung und die Normalität alle Lust und Anarchie vollständig geschluckt haben, ist einer wie Brückner (auch) nicht zu Haus.

Die Jahre zwischen 1933 und 45 sich vergegenwärtigend, findet Brückner heraus, daß die verschiedenen Wege, die man unter nationalsozialistischer Herrschaft hat gehen können: zum Erfüllungsgehilfen, zum bloßen Überleben, zum aktiven Widerstand - daß die eine längere Strecke gemeinsam haben. Da hält sich die Biographie des Heranwachsenden offen; noch ist, was er tut oder läßt, in seiner endgültigen Bedeutung nicht festgelegt, kann dahin oder dorthin sich fortsetzen - bis zu einem entscheidenden lebensgeschichtlichen Kristallisationsprozeß, in welchem »das offene Gelände, unser Atlantis, versinkt. «

Hat Brückner damals politisches Bewußtsein synchron zur politischen Geschichte entfaltet? Nein. Daß vielmehr Geschichte und Lebensgeschichte »auseinandergetreten sind, daß private Themen sich vor die politischen drängten, ja sie zeitweise zudeckten, daß er mitten im Schrecken auch gern gelebt hat - darauf weist er oft genug hin. Und was das »Wissen« angeht, das bewußt gemachte Wissen über die Ausrottung der Juden, so ist Brückner, wie er eingesteht, von der deutschen Normalität keineswegs Lichtjahre weit entfernt.

Aber Lichtjahre weit entfernt von der deutschen Normalität ist, wie er dieses Stück seiner Geschichte kritisch sich aneignet.

Als knapp 18-jähriger - er hat schon kommunistische Freunde und steckt im entscheidenden Kristallisationsprozeß mittendrin - ist Brückner Mitglied der NSDAP geworden, von der Schule auf die übliche Weise gepreßt. Die Einberufung zum Militär entzieht ihn der Partei sowohl (»ruhende Mitgliedschaft« wie bei Karl Carstens!) als auch der Verfolgung durch das Judendezernat.

Was ist aus der kurzen Gemeinsamkeit zwischen Peter Brückner und Karl Carstens zu lernen?

Dies natürlich, daß es sie gar nicht gibt. Auch die Bedeutung eines jugendlichen NSDAP-Beitritts bestimmt erst der lebensgeschichtliche Zusammenhang.

Eine Biographie ist nicht einfach da in der spontanen Erinnerung an Tatsachen. Sie konstituiert sich neu in der reflektierenden Arbeit, welche die Erinnerung erst mobilisiert, die Erinnerung an den Sinn der Tatsachen.

In der heutigen Bundesrepublik sieht man Carstens' Arbeit und Brückners Arbeit auf je angemessene Weise gewürdigt. Der eine wandert, ein Inbild der festgehaltenen Normalität, als Bundespräsident durchs Land. Der andere, Dissident nun auch von Verdienst, ist seit drei Jahren von seinem Amt als Universitätslehrer suspendiert.

Das Abseits als sicherer Ort?

Literatur-Konkret 1980, S. 69

Ingolf Schulte

Organisation des Pessimismus

Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen, H. C. Beck, Bd. 1, 353 S., 28,- DM, Bd. II, 456 S., 38,- DM

ES sind heute offenbar die Schwarzseher, denen wir die hellsichtigen Augenblicke verdanken. Günther Anders gehört dieser verrufenen Spezies an. Über Hoffnung angesichts des herrschenden Weltzustandes hat er, mit ironischem Seitenblick auf Bloch, sich unmißverständlich erklärt: »Kenne ich prinzipiell nicht «. Sein Pessimismus aber bewohnt nicht das dubiose Reich der Weltanschauungen und Seelenstimmungen; mit Weltschmerz oder Resignation hat er gar nichts zu schaffen. Die zum Prinzip erhobene Hoffnungslosigkeit deutet vielmehr auf eine geheime strategische Vorkehrung, durch die dieses Denken sich aus einem abgründigen Dilemma zu befreien sucht. Dieses Dilemma entsteht aus dem Versagen der menschlichen Fassungskraft vor der hochtechnisierten Realität des zwanzigsten Jahrhunderts. Ohne die Unfähigkeit, uns uneingeschränkt vorzustellen, was wir technisch her- und anzustellen vermögen, welcher Anders den Namen »prometheisches Gefälle« gefunden hat, gäbe es weder die Wahrscheinlichkeit der Apokalypse, die ihm als nukleare Weltkatastrophe gleichsam vor Augen steht, noch die offenkundige Blindheit gegen sie. Die Tatsache, daß die nationalen Rüstungsindustrien ihren Ausstoß permanent erhöhen, während Nuklearmaterial bereitliegt, genug, um auf diesem Globus alles Leben hundertfach zu töten; daß mit dem Frieden öffentlich und legal für Krieg geworben wird; daß die Überflußgesellschaften den Wegwerf-Konsum zum Ziel ihrer Massenproduktionen machen, während in den Elendsgebieten dieser Welt täglich Tausende zugrundegehen müssen: der Wahnsinn dieses ganzen Zustandes und seine Dimensionen sind menschlicher Vorstellung ebenso unzugänglich wie eine mögliche Erlösung aus ihm. Die Imagination versagt ihre Dienste angesichts der infernalischen Realität.

Es ist dieses fundamentale Ereignis des Industriezeitalters, dem jene »Apokalypse-Blindheit« zu verdanken ist, von der im ersten Band der »Antiquiertheit des Menschen« die Rede war. Der zentrale Gedanke von der Rückständigkeit des Menschen hinter seinen eigenen Produkten erfährt im zweiten Band des Werks, den Anders nun, fast ein Vierteljahrhundert später, folgen läßt, seine Radikalisierung. Dem Defekt auf unserer Seite, den Anders damals das »prometheische Gefälle« genannt hat, entspricht ein Defekt auf seiten unserer Produkte, der Gesamtheit der Geräte und Konsumartikel wie jedes einzelnen. »Wenn wir als Vorstellungsunfähige blind sind, so sind die Geräte stumm: damit meine ich, daß ihr Aussehen nichts mehr von ihrer Bewandtnis verrät ... sie bleiben, obwohl irgendwie wahrnehmbar, doch unerkennbar.« Das Wesen der Produkte kaschiert sich in ihrer Erscheinung, diese hört auf, Erscheinung zu sein. Nichts tritt an dem Außenbild der Dinge zutage als die ihnen industriell aufgeprägte Schablone, in deren Talmiglanz sich diese Gesellschaft zur Schau stellt und verbirgt.

Die Dinge, so lautet der Kernsatz der Kritik, die der Moralist Anders gegen die Technik führt, verhüllen ihr zerstörerisches Wesen. Die Zyklon-B-Behälter im Vernichtungslager Auschwitz sehen aus wie Marmeladendosen, Kernkraftwerke strahlen wie Moscheen, und die herkömmliche Verdreckung der menschlichen Reviere beginnt, sich in die unwahrnehmbare Vergiftung des Erdkreises zu verwandeln. Solche »Verharmlosung« des technisch Produzierten, die das Wirkliche zur Phantasmagorie macht, und das Versagen der Wahrnehmung davor sind zwei einander bedingende Vorgänge. Damit ist gleichermaßen das Aussetzen der Wahrnehmung, der Erinnerung und der Phantasie, mithin das verknüpft, was in den dreißiger Jahren Benjamin, wenn auch auf anderen Wegen, als den Ausfall der Erfahrung im Schockerlebnis der Moderne erwiesen hat.

Die Konsequenz aus diesem Ereignis ist die folgenschwerste: nämlich die Ohnmacht des Menschen vor den technischen Apparaten, die er sich schuf. Das Verhältnis hat sich umgekehrt, »die Technik ist nun zum Subjekt der Geschichte geworden, mit der wir nur noch 'mitgeschichtlich' sind«. In der Tendenz der Einzelapparate aber, sich alles einzuverleiben und zur bloßen Funktion zu degradieren, erblickt Anders den gravierenden Zug alles Technischen; eine jede Maschine träumt von ihrem Idealzustand, dem einen, alles umfassenden »Universalapparat«. Mit einem Wort: Anders behauptet die Geburt des Faschismus aus dem Geist der Technik. Seine These ist, »daß die Tendenz zum Totalitären zum Wesen der Maschine gehöre und ursprünglich dem Bereiche der Technik entstamme; , daß die jeder Maschine als solcher innewohnende Tendenz, die Welt zu überwältigen, die nicht überwältigten Stücke parasitär auszunutzen, mit anderen Maschinen zusammenzuwachsen und mit diesen zusammen als Teile innerhalb einer einzigen Totalmaschine zu funktionieren - daß diese Tendenz die Grundtatsache darstelle; und daß der politische Totalitarismus, wie entsetzlich immer, nur Auswirkung und Variante dieser technologischen Grundtatsache darstellt«. Solche Übermacht erhebt die Technik zur geschichtlichen Konstante, welche gegen die ökonomischen und politischen Differenzen der sozialen Systeme sich nicht nur durchhält, sondern diese Systeme ihrerseits zur Konvergenz treibt. Um so problematischer muß Anders ein Begriff von Revolution werden, der die Prädominanz des Technischen ignoriert. »Darauf zu hoffen, daß die ... Unfreiheiten mit dem vielleicht einmal eintretenden Ende des Kapitalismus mitverschwinden werden, wäre töricht, da diese in viel höherem Maße Folgen der Technik als der Eigentumsverhältnisse sind. « Und gerade wenn man in der Systemneutralität

der Technik, die Anders hervorhebt, die bürgerliche Zweckblindheit der instrumentellen Vernunft erkennt, im Produktionsmittel das geronnene Herrschaftsverhältnis, muß man seiner Skepsis gegen den naiven Begriff der »Verwendung für gute Zwecke« beipflichten. Am Ende aber bleibt Anders unschlüssig zwischen dem »Wesen der Technik als solcher«, worin die drohende Gefahr selbst angelegt sein könne, und einem »dialektischen Umschlag an der Technik«, der die Befreiung ermöglichen würde. Diesem Widerspruch hat er eine nähere Erörterung leider versagt.

Nicht nur ihre Bewandtnis, das heißt ihre gesellschaftliche Bestimmung verbergen die technischen Produkte, auch von ihrem Ursprung, dem menschlichen Produzenten, verraten sie nichts. Auch hier hat das Verhältnis sich verkehrt. »Präger und Geprägte sind ausgetauscht. Wenn es heute Prägende gibt, dann sind nicht wir es, die die Geräte prägen, sondern umgekehrt die Geräte, die uns prägen. Wir werden deren 'Abdrücke' ... « Diesem Wechsel trägt Anders Rechnung, indem er »eine generelle Theorie der Gleichschaltung« entwirft. In der Gesellschaft des konformistischen Massenkonsums sind es nicht besondere Prozeduren, sondern das Leben und Treiben als ganzes, die die Gleichschaltung aller bewirken. Maßgebend sind dabei die Beziehungen zur Dingwelt, die personalen treten dahinter zurück. Unmerklich, unter dem »sanften Terror« der sirenisch lockenden Warenwelt, von der er umstellt ist wie von einem Zauberwald, ist der Einzelne dem Ganzen schon gleich geworden, ehe noch das Bewußtsein erwacht.

Die Manipulation der Bedürfnisse und des Bewußtseins, an deren Begriff Anders festhält - wie übrigens Marcuse, dem er in vielem nahe steht -, wirkt durch die realen Dinge unmittelbar. Die Gesellschaft draußen ist auch innen, und mit der Grenze zwischen ihr und dem individuellen Einzelmenschen fallen alle anderen Differenzen auch! Der Name, mit dem Anders diesen wahrlich weltgeschichtlichen Bruch belegt, heißt »Antiquiertheit«. Sein Buch ist eine einzige Inventur des Zerfalls. Der Untertitel lautet: »Über die Zerstörung im Zeitalter der dritten industriellen Revolution.«

Angesichts der Antiquiertheit auch der revolutionären Masse, die den geschichtslosen Zustand ewigen Vergessens hinterläßt, tritt Anders den Rückzug an. Doch da ist kein Refugium vor dem Prozeß der universellen Zerstörung. So ist seine Berufung auf die Kräfte der Moral, der Phantasie und des Gefühls ein verzweifelter, aber zorniger Appell an das Unwahrscheinliche. Der geschichtsphilosophische Pessimismus hat jene Leerstelle auszufüllen, durch die gerade die höchste Gefahr unerkannt bleibt. Denn nur die Erwartung des Unvorstellbaren bewahrt noch den furchtbaren Schatz der historischen Erfahrung der Moderne, das Eingedenken der blutigen Spur, die sich von Auschwitz über Hiroshima und Vietnam bis in die Gegenwart zieht, vor dem gewaltsamen Vergessen. Es ist der strategische Plan gegen den mörderischen Optimismus des Bestehenden, den vor fünfzig Jahren der Surrealist Pierre Naville entwarf, als er die »Organisation des Pessimismus« im Angesicht des Äußersten forderte.

Literatur-Konkret 1980, S. 71

Arno Klönne

Überwiegend nüchtern

Lutz Mez u. Ulf Wolter (Hrsg.): Die Qual der Wahl, Ein Wegweiser durch die Parteienlandschaft, Verlag Olle & Wolter, Berlin 167 S 12,80 DM
Roland Roth (Hrsg.): Parlamentarisches Ritual und politische Alternative, Campus Verlag, Frankfurt, 232 S., 15,00 DM
Hermann L. Gremliza u. Heinrich Hannover: Die Linke - Bilanz und Perspektiven für die 80er. VSA-Verlag, Hamburg, 240 S., 12,80 DM

DIE Bundestagswahlen dieses Herbstes sind weniger Gegenstand als vielmehr Anlaß des dreifachen Versuches, in Sammelpublikationen linker Autoren das politische Terrain der Bundesrepublik zu sondieren, den Stellenwert der Wahlalternative Schmidt-Strauß zu klären, den Zustand und die Aussichten der Linken zu diskutieren und dabei insbesondere Ursachen und Folgen der »Grünen« zu bedenken. Das Spektrum der Autoren reicht in diesen drei Veröffentlichungen von etablierten Sozialdemokraten über Repräsentanten linkssozialistischer Gruppen oder Strömungen neben der SPD bis zu mehr oder weniger entschlossenen Grünen; DKP-verbundene Autoren sind nur in einem der Bände mit eher abgelegenen Themen vertreten. Insofern sind die vorgeführten Meinungen, wenn man als »links« pragmatischerweise zunächst einmal das nimmt, was sich selbst dafür halt (und eine strenge Definition bieten auch die hier rezensierten Sammelbände nicht an), nicht ganz repräsentativ. Auch die sogenannten Spontaneisten sind nicht vertreten, ebenso wenig die K-Gruppen oder ihre Nachfahren. An Pluralität der Einschätzungen herrscht dennoch kein Mangel.

»Die Qual der Wahl - Ein Wegweiser durch die Parteienlandschaft«, herausgegeben von Lutz Mez und Ulf Wolter, rückt der wenig angenehmen Frage nach der Wahlentscheidung der Linken am engsten zu Leibe. Dabei fehlt es an klugen analytischen Beschreibungen (so vor allem Texte von H.D. Rönsch und M. Küchler über Tendenzen im Wählerverhalten und die Wählerbasis der Grünen) ebensowenig wie an kuriosen Ratschlägen, so etwa, wenn E. Altvater als Möglichkeit empfiehlt, die Zweitstimme den Grünen, die Erststimme aber auch FDP-Kandidaten zu geben. Was, wenn man unser Wahlsystem und die Größenordnung der FDP bedenkt, sollen letztere eigentlich damit anfangen? Bedenkenswert hingegen der Hinweis desselben Autors, daß der bei westdeutschen Linkssozialisten weitverbreitete Antiparlamentarismus auf wenig überzeugende Weise -aus der Not (d.h. der eigenen Schwäche) eine Tugend machen wolle.

‚in ehemaligen IGM-Redakteur H. Brandt sind die Grünen zu sozialistisch; seinem Kollegen J. Moneta sind sie nicht sozialistisch genug. Dieser malt die Chancen eines »linken Wahlbündnisses« neben der SPD zugunsten der SPD aus, das dann »die Verbindung zum linken Flügel in der SPD und den Jusos herstellen (soll), um gemeinsam die Alternative zu Helmut Schmidt vorzubereiten, nachdem man Franz Josef Strauß besiegt hat. « Donnerschlag!

Nicht viel realistischer scheint mir das Konzept von C. Offe, in diesem Band noch einmal abgedruckt, das auf ein leises Arrangement zwischen der SPD und den Grünen abzielt. Offe zitiert als Kronzeugen P.v.Oertzen, der sich vor einiger Zeit von der »TAZ« zu der Äußerung bringen ließ, er könne sich zwar nicht gerade eine Koalition, aber doch immerhin eine Zusammenarbeit mit den Grünen im Bundestag vorstellen. Aber ein v. Oertzen-Satz macht noch keinen grün-roten Herbst! Da ist die eindeutig ablehnende Antwort, die K. Voigt in demselben Sammelband C. Offe gibt, wohl SPD-angemessener.

Daß parteistrategische Fehlspekulationen einen sehr ernstzunehmenden Hintergrund in der Kritik der gegenwärtigen Form parteilich-parlamentarischer Willensbildung haben können, wird an Offes Beitrag zu dem zweiten Sammelband deutlich: *»Parlamentarisches Ritual und politische Alternativen«,* herausgegeben von Roland Roth. Neben Offe gehen hier W.D. Narr und A. Buro der Frage nach der Tragfähigkeit des repräsentativen politischen Systems der Bundesrepublik nach; H. Kitschelt, J. Hirsch, 0. Negt und der Herausgeber untersuchen die Entwicklung der Bürgerinitiativen und der Ökologiebewegung und diskutieren, ob hier nicht nur alternative politische Forderungen, sondern auch alternative Formen von Politik und politischer Betei - gung sich entwickeln. Weitere Beiträge, Informieren über alternative Bewegungen und Parteien in Frankreich, Italien, Skandinavien und den USA.

Einige Autoren dieses Bandes liefern eine recht intensive und gut begründete Erörterung der inneren Widersprüche der Grünen Partei, in der, so Kitschelt, die Vorstellungen »von einer Rückkehr zu einem kleinkapitalistischen Marktsystem über die Entwicklung dezentraler sozialistischer Produktionsformen bis hin zu anarchistischen Assoziationsmodellen reichen.« Insgesamt ist in dieser Publikation die Bedeutung der Grünen überschätzt, auch dort, wo die Autoren sich mit dem grünen Parteiexperiment kritisch beschäftigen. Es ist wiederum Kitschelt, der demgegenüber klarstellt: »Die Frage, ob grüne Parteien vom System vereinnahmt werden können oder nicht, ist müßig. Die gegenwärtigen politischen Chancen und Bedingungen grüner Politik verhindern vielmehr, daß diese These überhaupt nur getestet werden kann. «

Thematisch und von den vertretenen linken Richtungen her ist der Bogen am weitesten gespannt in dem dritten hier anzuzeigenden Sammelband, »Die *Linke - Bilanz und Perspektiven für die 80er,* herausgegeben von Hermann L. Gremliza und Heinrich Hannover. Leser, die Mühe damit haben, den gegenwärtig gerade modischen Jargon linker Schreiber immer wieder neu zu ertragen, werden Erleichterung finden bei der Lektüre- der Beiträge von W. Abendroth, P. Brückner und U.

Sonnemann. Ein sympathisch hartnäckiger »Traditionalismus«, Nachdenken aus Erfahrungen heraus, energisches Republikanertum, - das sind Positionen, die nicht nur stilistisch Salz an die Suppe geben. Blauäugig demgegenüber 0. Dinne, der allen Ernstes meint, weniger Wachstum werde ein Mehr an sozialen Konflikten erbringen, diese wiederum seien immer gut und würden eine direkte Demokratie herbeiführen. Allzu glatt P. Glotz, der für alles Verständnis zeigt und zum Schluß empfiehlt, man solle die Flinte nicht ins Korn werfen, ohne daß der Leser erfahren hat, welche Flinte der Autor wohl meinen könnte.

Angenehm eindeutig ist die Konfrontation von Meinungen über die Rolle der SPD: D. Albers und W. Krumbein verfechten die Position von Sozialisten in der Sozialdemokratie, die Sozialistischen Studiengruppen halten dagegen. Eigentümlich ist freilich, wie emphatisch gerade die Sozialisten *in* der SPD von »Arbeiterbewegung« und »Arbeiterorganisationen« reden und damit Sozialdemokratie und Gewerkschaften hier und heute meinen ... Die weiteren Autoren des Bandes seien wenigstens genannt: W.F. Haug, D. Hensche, G. Schröder. H. Gollwitzer, L. Knorr, R. Geffken, E. Altvater. L. Doormann, U. Vultejus. Es fällt auf, daß in diesem Sammelband eine Frage in den Mittelpunkt gerückt wird, die in den beiden anderen Publikationen m.E. zu kurz kommt: Wie nämlich die Linke etwas dafür tun kann, daß Friedenserhaltung als erstes politisches Ziel begriffen wird.

Das Fazit des Rezensenten nach Lektüre der drei Bände: Hier findet sich nichts, was irgendjemanden vom Stuhle reißen könnte. Aber das ist gut so, weil es den Zustand und die derzeitigen Chancen der westdeutschen Linken korrekt wiedergibt. Die Mehrzahl der Autoren neigt zur Nüchternheit, was möglicherweise den Absatz der Bücher nicht eben fördern wird, der linken Leserschaft aber nützlich ist; allzu viele westdeutsche Linke haben allzu oft sich selbst und anderen Linken etwas in die Tasche gelogen.

Literatur-Konkret 1980, S. 72

Jörg Bopp

Steinerne Gewalt

Charly Boyadjin: Die Nacht der Maschinen. Verlag Neue Kritik, 155 S., 9,80 DM

ER redet von »Internierungslager«. Es hat keine elektrisch geladenen Zäune, keine schießwütigen Wachposten und keine grausamen Kapos. Dafür hat es Stechuhren, Maschinen, einen gnadenlosen Arbeitsrhythmus und hinterhältige Chefs: die Fabrik. Sie foltert nicht, sie zermürbt, und mancher wird durch sie verrückt. »Ist es ein Zufall, daß vier junge Arbeiter aus meinem Bekanntenkreis einen Aufenthalt in der Psychiatrie hinter sich haben?« fragt Charly Boyadjian. Er gibt einen autobiographischen Bericht über die Zerstörung seines Lebens durch die Arbeit in einer französischen Spinnerei.

Mit scheinheiligem Pathos verspricht unsere Leistungsgesellschaft, jeder könne sozial aufsteigen, wenn er nur wolle. Gleichzeitig werden von den Verwaltern der Macht genügend Sicherungen eingebaut, damit nur wenige den Aufstieg schaffen. Denn wer soll die ganze Dreckarbeit tun, wenn jeder Ingenieur oder Betriebsleiter würde? Charly steckt mitten in dieser Drecksarbeit. Gegen jene Liturgie der verlogenen Versprechen setzt er seine bittere Erfahrung: »Arbeitervater zeugt Arbeitersohn«.

Charly berichtet von vierjähriger Arbeit in der Dreierschicht. Es ist die Chronologie eines Lebens unter dem Joch. Es gibt m.W. nur ganz wenige Bücher, in denen ein Arbeiter derart unerbittlich mit der Fabrikarbeit abrechnet und mit derart grausamer Sorgfalt den Prozeß seines eigenen körperlichen und seelischen Verfalls beschreibt.

Das Buch ist weder wehleidig noch moralisierend. Seine Sprache ist klar, knapp, genau, bildhaft, leidenschaftlich und zugleich von zynischer Kälte. Ihre verzweifelten Ausbrüche und ihre zupackende Härte verhindern, daß sich der Leser an den Sätzen berauscht. Sie entlassen ihn nicht in den Salon der Literaten, sondern ziehen ihn immer wieder in die Fabrik. Charly verachtet die großen Worte, gleichgültig, ob sie vom Boß oder vom Gewerkschaftsfunktionär kommen, weil er das Material kennt, aus dem sie gestanzt sind: es ist Blech.

Charly schildert den Fabrikalltag. Wie ein geölter Moloch verschlingen ihn die Maschinen. Die Dreierschicht legt sich wie eine Bleiplatte auf seine freien Tage und Nächte, auf Liebe und Sinnlichkeit. Abgegriffene Redewendungen haben die Sprache aus dem Umgang mit seiner Frau vertrieben: »Gib mir den Kaffee« oder »Heute war nichts los«.

Es gibt verklemmte Intellektuelle, die von der unkomplizierten Sinnlichkeit der Unterklassen schwärmen. Charly kann sie aufklären: »Wenn ich mit ihr schlafe, verlier ich eine Stunde Schlaf.« Nicht die Scham unterdrückt die Begierde, sondern die Dreierschicht. Die Freizeit ist nicht zum Leben, sondern zum Ausruhen. So entstehen die »Produktionstiere«.

In den Bericht sind immer wieder Rückblenden aufgenommen. Sie erzählen von der ersten Liebe Charlys, seiner frühen Begeisterung für Rimbaud, den Klau- und Demolier-Abenteuern mit den Klassenkameraden, Ausbruchsversuchen nach Schweden und England. In bunten Tagträumen. überwintert die Sehnsucht nach einem besseren Leben. Charly verteidigt seine Wünsche gegen die steinerne Gewalt der Arbeit und muß doch feststellen, daß er Zug um Zug verliert.

Eine Absatzkrise zwingt den Boß, die Arbeitszeit von 46 auf 32 Wochenstunden zu verkürzen. Zunächst Ärger und Unsicherheit bei der Belegschaft. Aber allmählich schieben sich die Träume vom besseren Leben zwischen die Arbeiter und ihre Fabrik und drängen auf ihre Einlösung. Die Sinnlichkeit erwacht wieder. Man redet und spielt ausgelassen in der Fabrik. Ausflüge und Feste werden gemacht. Die Arbeitsmoral sinkt. Die Arbeiter entdecken ihr Recht auf Faulheit und machen ausgiebig Gebrauch davon. Charly schildert es genüßlich.

Er verliebt sich in die Araberin Khemsa, die ohne Schuldgefühle liebt und treulos wird. Er trennt sich von seiner Frau. Khemsa kämpft um ihre Unabhängigkeit. In einem heftigen Kampf wird Charly genötigt, Stück um Stück seine eigene Mackerrolle aufzugeben.

Als dann die 40-Stunden-Woche wieder eingeführt wird, ist es mit den glücklichen Tagen rasch vorbei. Der Widerstand gegen die neuen Maßnahmen wird zu einer Abfolge von Niederlagen. Am Ende steht das ohnmächtige Fazit: »Die Kurzarbeit war ein schöner Traum... Unser eigener Mai '68. «

Da Charly nicht mehr zurück will, provoziert er seine Entlassung. Sie ist der größte Gefallen, den ihm der Boß tun konnte. Khemsa, die eine Stelle angenommen hat, fällt ihm glücklich um den Hals: »Schluß mit den Nächten, in denen ich auf dich warte. « Sie weiß, was ihr gefehlt hat. Ob deutsche Arbeiterfrauen auch so reagieren, wenn ihre Männer gefeuert werden?

Die Arbeitskollegen betrachten Charly mit einer Mischung von Unverständnis und Neid. Da tut einer, wovon sie nur träumen - wenn sie noch träumen. Charly und Khemsa verschulden sich hoch und kaufen sich am Rand der Stadt ein Haus. Das Buch schließt mit ihren Wünschen: »In dem Augenblick nach dem Leben greifen, in dem es sich anbietet. Zu schlafen, reichlich auszuschlafen.«

Hier wird kein Musterproletarier vorgeführt, wie ihn die Funktionäre sich wünschen. Was das Buch so verwirrend anziehend macht, ist die Verbindung von Empfindsamkeit und zügelloser Offenheit. Da wird nichts aus einer vorfabrizierten Theorie abgeleitet und nichts aus Parteiprogrammen abgelesen. Der Autor läßt seine eigenen Empfindungen sprechen, seine Leidenschaft zu leben. Den Willen, sich von niemandem zähmen zu lassen, kann er nicht verbergen. Das Buch ist das Zeugnis einer Revolte, die nicht aus moralischer Pflicht geschieht, sondern aus der Sehnsucht, die eigenen unterdrückten Wünsche endlich einmal auszuleben. Aus welchen anderen Gründen sollte man sich auch auflehnen?

Literatur-Konkret 1980, S. 73

Ludwig Fels

MONTAG

Es ist schon seltsam, daß plötzlich
alle Leute wieder arbeiten und unterwegs
zum nächsten Freitag sind.
In diesem Land träumt scheinbar niemand
von seiner allerjüngsten Vergangenheit.

(Aus: Ludwig Fels: »Vom Gesang der Bäuche«, Ausgewählte Gedichte, Sammlung Luchterhand 314, 12,80 DM)

Literatur-Konkret 1980, S. 74

Warner Poelchau

Literatur zum Fall: Afghanistan

Karl-Heinz Rudersdorf: Afghanistan eine Sowjet-Republik? rororo-aktuell 4643, Rowohlt-Verlag, Reinbek 1980, 173 Seiten, 6,80 Mark

Sri Prakash Sinha: Afghanistan im Aufruhr, Hecht-Verlag, F. Wagner, Freiburg/Zürich 1980, 206 Seiten, 19,80 Mark

Revolution in Iran und Afghanistan. Hrsg.: Berliner Institut für Vergleichende Sozialforschung.

Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft, Frankfurt 1980, 295 Seiten, 28 Mark

Die sowjetische Intervention in Afghanistan.

Heinrich Vogel (Hrsg.). Schriftenreihe des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche Studien.

Band 8, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1980. 39 Mark

Winfried F. Wiegand: Afghanistan - Nicht aus heitrerem Himmel. Orell Füssli Verlag, Zürich 1980 307 Seiten, 19,80 Mark

Hubert Kuschnik: Augenzeugen in Afghanistan. UZ-aktuell. Verlag Plambeck & Co. Neuss 1980, 135 Seiten, 5 Mark 80

WENN es in der Welt irgendwo kracht, dann kriegen die Verlagslektoren glänzende Augen. Auch wenn man bisher noch keine Ahnung hatte von dem Land: dazu muß ein Buch gemacht werden, möglichst rasch - ein »Schnellschuß«. So war es auch nach dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan. Während in den letzten Jahrzehnten die Verlage sich einen feuchten Kehricht um das mittelasiatische Land kümmerten - außer einigen Dissertationen zu Spezialthemen wie »Aspekte der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Organisation nomadischer Durrani-Paschtunen in Nordwestafghanistan« und einem Reiseführer ist nichts erschienen - sind in diesem Jahr schon sechs Bücher auf den deutschsprachigen Markt geworfen worden.

Um es gleich zu sagen: so richtig empfehlen kann man eigentlich keines. Selten habe ich in Veröffentlichungen zu einem Thema au oft die Worte »offensichtlich«, »offenbar«, »augenscheinlich«, usw. gelesen. Ein sicherer Beweis dafür, daß der Autor anundfürsich nicht weiß, was nun wirklich geschehen ist, sich aber um so mehr darüber im klaren ist, was für eine Interpretation der Verleger von den afghanischen Ereignissen haben will. Der »Schnellschuß« muß geliefert werden, auch wenn eigentlich noch längere Recherchen notwendig wären.

Wer eignet sich für solche Art von Auftragsarbeiten besser als Journalisten. So engagierte der Hecht-Verlag den »Spiegel«Korrespondenten in Delhi, Sri Prakash Sinha, als Autor für »Afghanistan im Aufruhr«. Ein Experte im Erfinden von heißen Stories. Das gibt er im Buch auch ganz offen zu. So berichtet er, daß er schon im Mai 1979 einen Russen in Kabul getroffen habe, von dem er vermutete, daß er Soldat ist. Alle seine Recherchen - so auch bei dem damaligen indischen Botschafter in Kabul - erbringen keine Bestätigung für die Anwesenheit russischer Kampftruppen in Afghanistan im Mai 1979. Doch wat mut, dat mut. Sri Prakash Sinha: »Einige Tage später verließ ich Kabul, ohne auch nur einen Schritt weitergekommen zu sein. Ich hatte einen Haufen Einzelheiten für eine gute Story gesammelt, besaß aber weder Beweise noch irgendeine offizielle Bestätigung über die Anwesenheit russischer Truppen. Kurz danach gab ich meinen Bericht über die damaligen Ereignisse in Afghanistan an den »Spiegel« weiter. Im ersten Abschnitt des Rohtextes meiner Reportage ist zu lesen: 'Die Sowjetunion hat Sofortmaßnahmen ausgearbeitet um direkt zu intervenieren, falls die Hauptstadt Kabul von den Aufständischen bedroht werden sollte.'«

Das wirft nicht nur ein Licht auf die Entstehungsgeschichte von Auslandsreportagen in dem Hamburger »Nachrichten«Magazin, sondern erklärt wohl auch, wie es zu dem Teil des Buches gekommen ist, in dem Sinha wieder mal exklusiv enthüllt. Als einziger berichtet er davon, daß »es in Kabul eines der strengstgehüteten Geheimnisse ist, daß der linke Staatsstreich vom 27. April 1978 das Werk sowjetischer Militärberater in der Kabuler Botschaft war«. Sinha weiß sogar zu berichten, daß es sowjetische Piloten und Flugzeuge waren, die den entscheidenden Angriff auf den Präsidentenpalast flogen. So wird schon am Anfang des Buches der Ring geschlossen: Alles was sich seit über zwei Jahren in Afghanistan abspielte, war das Werk einer expansionistischen Sowjet-Union. Wohin das führen wird, teilt Sinha schon in den ersten zwei Sätzen des Vorworts mit: »Die sowjetischen Truppen werden nie ... aus Afghanistan abziehen. Ariana, das Land der Arier, wird ein weiteres sowjetisches Aserbeidschan werden.«

Mit Sinhas Behauptungen ist das aber so eine Sache. Gerade für seine gewagteste These, die sowjetische Inszenierung der Revolution, bringt er nicht einen einzigen Beweis. Dagegen haben alle ausländischen Augenzeugen, die ich selber in Kabul sprechen konnte, am Tag des Umsturzes kein einziges. sowjetisches Flugzeug über Kabul gesehen. Und die Vorhersagen?

Sinha spekuliert über russische Personalpolitik: »Wenn die Sowjets eine Politik der totalen Konfrontation verfolgen, was *eher wahrscheinlich ist,* werden sie sich *vermutlich* auf Assadullah Sarwari abstützen, der als Vizepremierminister, Vizepräsident des Revolutionsrates und Mitglied des Politbüros der Demokratischen Volkspartei gegenwärtig der zweite Mann in' Afghanistan ist.«

Nun hat man nichts davon gehört, daß die sowjetischen Truppen in letzter Zeit sehr moderat mit den islamischen Rebellen umgehen sollen. Dafür ist bekanntgeworden, daß Sarwari, der noch unter Amin einige Monate Chef des berüchtigten Geheimdienstes war, inzwischen auf den Botschafterposten in die mongolische Volksrepublik abgeschoben worden ist.

Ein Schnellschuß geht halt oft an der Wahrheit vorbei - im Visier ist ja soundso nur der Markt, auf dem unter Spekulation auf Leserinteresse an spektakulären Themen eine möglichst hohe Auflage erzielt werden soll.

Besonders peinlich wird diese Art der Buchproduktion, wenn sie unter dem erklärten Ziel antritt, die »Falschmeldungen und Verdrehungen der großen Medien« zu widerlegen. Das will angeblich der Moskauer Korrespondent der »UZ«, Herbert Kuschnik, mit seinem »Augenzeuge in Afghanistan« das in der Reihe »UZ-aktuell« erschienen ist.

Kuschnik war im Januar 1980 in Afghanistan »an Ort und Stelle, um die Leser der 'UZ' aufgrund eigener Beobachtungen und Feststellungen in Afghanistan original zu informieren. «

Das schreibt - original - der Chefredakteur der »UZ«, Georg Polikeit, im Vorwort des Taschenbuchs. Doch was Kuschnik da so berichtet, ist nicht einmal »original« von der amtlichen »Kabul New Times« abgeschrieben. Das fängt schon bei den Lebensläufen der führenden Politiker der neuen afghanischen Regierung an: Assadullah Sarwari soll von September bis zum 27. Dezember in einem der Kabuler Gefängnisse gefoltert worden sein; tatsächlich war er - was auch von Offiziellen in Kabul zugegeben wird - in der sowjetischen Botschaft und auf dem Luftstützpunkt Bagram. Und aus den zwei Tagen, die Babrak Karmal vom 26. bis zum 27. April 1978 in dem Gefängnis des absolutistischen Herrschers Daud verbracht hatte, werden bei Kuschnik wohl von wegen der revolutionären Optik - gleich mehrere Monate.

Ober solche Kleinigkeiten könnte man ja noch hinwegsehen, wenn wenigstens der Rest stimmen würde. Doch Kuschnik beschreibt die Situation in Kabul und anderen Städten als wahre Idylle: »Seit in der Silvesternacht, zum letzten Mal Maschinengewehrsalven die nächtliche Stille in der Hauptstadt zerrissen, herrscht Ruhe in Kabul.« Nun haben die westlichen Medien sicherlich die Kampftätigkeiten in Kabul und der Umgebung übertrieben - doch den Spieß einfach umzudrehen, ist nicht nur die gleiche Art von Berichterstattung, die man angeblich entlarven will, sondern auch noch einfach dumm.

Am deutlichsten wird das, wenn sich Kuschnik mit dem Widerstand gegen die Regierenden auseinandersetzt. Daß es die überwiegende Mehrheit des afghanischen Volkes ist, die - aus welchen Gründen auch immer - gegen die Regierung Karmal eingestellt ist, daß die Zahl der bewaffneten Mujahedin größer ist als die afghanische Armee, davon liest man bei dem »UZ«-Reporter nichts. Dafür schreibt er mit Springerscher Akribie Rebellen grundsätzlich nur mit Anführungszeichen und spricht von »sich religiös gebenden Konterrevolutionären«, was sich so ähnlich anhört wie der »sich religiös gebende Papst«. Oberhaupt sind diejenigen, die gegen die neue Regierung sind, nur eine kleine Bande von »Mördern« und

die vom Imperialismus unterstützt werden. Fragt man sich nur noch, warum die Sowjet-Union das Risiko einer internationalen Isolierung eingegangen ist, als sie Zigtausende Soldaten nach Afghanistan schickte.

Der Rest und der überwiegende Teil des Buches sind die - wie üblich ungenießbaren - gesammelten Berichte der »UZ« über Afghanistan seit dem 27. Dezember 1979, eine Breshnew-Rede und ein Interview mit den beiden ZK-Mitgliedern Falin und Slagadin, das der Stern gemacht hat.

Es ist ausgerechnet ein Mitarbeiter der konservativen Schweizerischen Depeschenagentur, der ein Beispiel dafür liefert, daß es auch anders geht. In seinem Buch »Afghanistan - Nicht aus heiterem Himmel« zeichnet Winfried F. Wiegand die historische Entwicklung und vor allem auch die sozialen Bedingungen nach, die zur April-Revolution 1978 und den verschiedenen Umstürzen sowie den Ereignissen vom 27. Dezember 1979 führten. Dabei geht er auch so weit, die verschiedenen Versionen, die es über verschiedene Ereignisse - beispielsweise die Frage, wann die jetzt regierenden Politiker aus dem Exil nach Afghanistan zurückkamen - gibt, gleichberechtigt nachzuzeichnen.

Wiegand bezeichnet sich selber als einen »dem freien Afghanistan 'freundlich' gesinnten Autor«. So hielt er sich auch längere Zeit bei den Mujahedin auf. Doch im Gegensatz zu dem entwicklungspolitischen Sprecher der CDU, Jürgen Todenhöfer, ist das für ihn keine Heldentat gewesen, sondern der Versuch, die Auffassungen der islamischen Rebellen kennenzulernen. Er erscheint ziemlich ernüchtert und macht daraus in seinem Buch auch keinen Hehl. »Der Autor sah sich mit anderen Pressekollegen drei Tage lang den Erwägungen wildgeworderter Mujahedin ausgesetzt, zwecks Durchsetzung von Lösegeldforderungen samt dem Presserummel im internationalen Rahmen festgehalten oder aber gleich erschossen und als 'Schurawi' präsentiert zu werden.« An anderer Stelle zu den Methoden der Karmal-Gegner: »Allerdings muß darauf hingewiesen werden, daß die fanatischen Moslems sich nicht auf die Zerstörung von Militärmaterial allein beschränken.

Die gesamte Infrastruktur in Afghanistan hatte seit dem Beginn der Aufstände vor zwei Jahren an allen Orten gelitten, handle es sich nun um Verwaltungsgebäude, Elektrizitätswerke, Fabrikanlagen, Brücken, Entwicklungsprojekte oder - nicht zuletzt - Schulen ... 'Der Lehrer wird immer zuerst erschossen', beschrieb mir einer der Mujahedin das Vorgehen.«

Die verschiedenen islamischen Oppositionsgruppen kennzeichnet er als »rechtskonservativ bis reaktionär«. Und über ihre

Führer im pakistanischen Peschawar meint er - obwohl er mit dem Ziel, Karmal und die Sowjets aus dem Land zu werfen, übereinstimmt - lakonisch: »Jeder der Chefs in Peschawar wäre gern Emir von Afghanistan, das Land selbst wird darüber fast vergessen.«

Ärgerlich an dem Buch ist nur, daß der Autor einerseits nicht auf journalistische Spielereien verzichten kann. So zum Beispiel, wenn er spekuliert, daß der sowjetische Botschafter im April 78 die Anerkennungsurkunde wohl »im Rucksack gehabt hat«, um sie dem neuen Regime zu übergeben. Dabei hätte es nicht viel Schreibtischrecherche bedurft, um festzustellen, daß die UdSSR die neue Regierung erst drei Tage später, am 1. Mai 1978, anerkannt hat.

Mangelnde Recherche im Detail ist die zweite Schwäche. Hierzu zwei Beispiele. Das erste hätte eigentlich schon dem Lektor auffallen müssen. Auf Seite 154 bezeichnet Wiegand als Verteidigungsminister im Kabinett Abdul Qader, auf Seite 155 ist der Verteidigungsminister Mohammad Rafieh. Der letztere ist es wirklich. Gravierender ist das zweite Beispiel. So behauptet Wiegand, »unabhängige Repräsentanten, wie von Kabul offen angestrebt, fanden sich nicht bereit, unter dem Marionettenministerpräsidenten Karmal zu dienen. « Nun kann oder muß man sich ja darüber streiten, ob Karmal eine Marionette ist oder nicht. Schlichtweg falsch aber ist die Behauptung, es gäbe keine parteilosen Kabinettsmitglieder. Auch wenn Wiegand dauernd behauptet, der Handelsminister Mohammed Jallalar sei »ein Parcham-Repräsentant« - es wird auch durch Wiederholung nicht besser. Jallalar hat es mir in einem Gespräch im März in Kabul selber bestätigt, daß er parteilos ist und bleiben will. Parteilos ist aber auch noch der Gesundheitsminister Mohammed Ibrahim. Darüberhinaus sind eine Reihe von Nichtorganisierten in verschiedenen Ministerien als »Sonderberater« tätig. Diese - erfolgreiche - Personalpolitik hat eine Reihe von westlichen Diplomaten in Kabul in Erstaunen versetzt. Wiegand hat entweder schlecht recherchiert oder ist zu guter Letzt bei aller Liberalität und Objektivität doch dem alten Spruch zu Opfer gefallen, daß »nicht sein darf, was nicht sein soll«.

Kurz erwähnt seien zwei weitere neue Afghanistan-Bücher. Als erstes »Die sowjetische Intervention in Afghanistan«, als Band 8 erschienen in der »Schriftenreihe des Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien«. Besprochen hat es bisher - allerdings nur die »Welt«, dafür auf einer Doppelseite. Als bedürfe es noch einer besonderen Charakterisierung des politischen Standpunkts, wirbt der Verlag damit, daß das Buch »mit heißer Feder geschrieben« ist. Nützlich ist es nur insofern, als ein großer wissenschaftlicher Apparat alle verfügbaren Quellen bei der Erstellung dieses Buches durchforstet hat. Die Wertung der Tatsachen muß man schon selber vornehmen, ansonsten ein Dank an die Mitarbeiter des Kölner Instituts für ihre Fleißarbeit.

Herausgegeben vom Berliner Institut für Vergleichende Sozialforschung und im Syndikat-Verlag erschienen ist »Revolution im Iran und Afghanistan - mardom nameh - Jahrbuch zur Geschichte und Gesellschaft des Mittleren Orients«. In dem Vorwort zu diesem »Volksbuch« - so die Übersetzung von mardom nameh - heißt es: »Die iranische Volksrevolution, die den Sturz des Schaft herbeigeführt hat, und der Aufstand großer Teile der afghanischen Bevölkerung gegen eine von oben verordnete Umwälzung der sozialen Verhältnisse haben bei aller Unterschiedlichkeit der Ausgangslage eines gemeinsam: Sie entziehen sich den liebgewonnenen Vorstellungen von ökonomischem, sozialem und politischem Fortschritt.« Dem Ziel des Buches, »Analysen und Materialien, die das Verständnis der inneren Dynamik dieser Bewegung fördern«, zu liefern, werden in bezug auf Afghanistan vor allem die beiden Aufsätze von Willi Steul und Christian Sigrist über das »Pashtunwali« gerecht. »Pashtunwali« ist eine besondere Rechtsordnung unter den Pashtunen, dem größten Bevölkerungsstamm in Afghanistan. Die beiden Aufsätze zeigen uns Linken in der BRD, die wir schon so sehr an festgeschriebenen Formen von »Recht und Ordnung« und den Formen, die wir einmal festschreiben wollen, gewöhnt sind, daß in einem Land der Dritten Welt vollkommen andere Maßstäbe gelten. Dort gibt es das Recht der herrschenden 'Zentralregierungen, das sich von Regierung zu Regierung ändern kann, wie es will, ohne die seit Jahrhunderten bestehende Rechtsordnung des entsprechenden Stammes auch nur andeutungsweise außer Kraft zusetzen. Ein Widerspruch, der in unsere westliche Politikkonzeption von den klaren Fronten nun so gar nicht hineinpaßt.

Zum Schluß möchte ich bei allen Bedenken doch noch ein Buch empfehlen: Karl-Heinrich Rudersdorf: »Afghanistan - eine .Sowjetrepublik?«. Für das Buch von Rudersdorf , der '78 bis Februar '80 Beauftragter des Deutschen Entwicklungsdienstes in Afghanistan gewesen ist, gilt eigentlich dasselbe in positivem wie negativem Sinne - wie für das Buch von Wiegand. Der Vorteil der Rowohlt-Veröffentlichung ist, neben einem Aufsatz des fortschrittlichen Militärexperten Ulrich Albrecht über die Hintergründe des sowjetischen Einmarsches, die Tatsache, daß eine ganze Reihe von Dokumenten aus der Zeit nach der April-Revolution abgedruckt sind.

Entscheidend dafür, überhaupt eines der sechs Bücher und dann das von Rudersdorf zu empfehlen, sind aber folgende Gründe:

Erstens hat es wohl kaum ein Thema während der letzten Jahre in der Politik gegeben, über das soviel diskutiert und sowenig gewußt worden ist, wie die jüngste Entwicklung in Afghanistan. Da kann ein Buch noch so schlecht sein, trotzdem wird es dazu dienen, daß der Leser wenigstens ein bißchen Ahnung von dem bekommt, worüber er seit Monaten intensiv diskutiert.

Zweitens ist das Buch von Rudersdorf neben dem von Wiegand das informativste. Wobei Rudersdorf auch politische Ratschläge an die Regierenden nicht scheut: »Eine umfassende Unterstützung der afghanischen Aufständischen gehört freilich nicht zu den Mitteln, die einen raschen Abzug der sowjetischen Truppen bewirken können.« Und: »Außerdem sollte man soviel wie möglich versuchen, Beziehungen zur Regierung Babrak Karmal aufrechtzuerhalten. Es sollte alles unternommen werden, daß dieses Land nicht noch weiter in die Pressionen des Ost-West-Gegensatzes hineingezogen wird.«

Drittens - und diese Begründung steht gleichberechtigt neben den ersten beiden - ist das Rowohlt-Buch von den lesbaren mit Abstand das billigste von den sechs besprochenen.

Literatur-Konkret 1980, S. 77

Christian Geissler

SCHOTTISCHES NÄCHTEBUCH

zum meer hin die hügel hinunter stehen fünf khakihütten.
niedrige steinwohnkisten für die soldaten.
jetzt ist in diesem gebiet kein offner krieg.
jetzt wohnen hier junge fremde aus fernen städten.
frauen in alten hosen.
männer mit kindern im rucksack und ring im ohr.
sie stanzen ledertaschen und drehen tassen und töpfe.
sie stricken auch bunte lange mäntel.
manchmal reiten die kinder langsam auf alten pferden.
sie tragen geflicktes zeug.
beim reiten die schwarze kappe der südlichen
fuchsjagdenkinder.
die leute im dorf reden schlechtes von diesen fremden.
das hat lange studiert und will nun nicht arbeiten gehn.
das tut nichts und kostet öffentlich geld.
das fährt mit dem traktor aus spaß.
das hat von donalds weide sechs neue pfähle gestohlen.
das betrügt auch den sheriff.
das ist nicht verheiratet.
das lebt unmoralisch und lacht.
oft spielen zwischen den schafen die fremden
mit ihren kindern.
schon die kinder beim ritt durchs dorf
blicken weit voraus.
durch alle augen und häuser.
sie schreiten fort.
niemand sieht ihnen nach.

(Aus »Schottisches Nächtebuch«, Gedichte April-Juni 80, unveröffentlicht)

Literatur-Konkret 1980, S. 78

J. Monika Walter

Die Perle im Kopf einer Kröte

Gisela Breitling: »Die Spuren des Schiffs in den Wellen«, Eine autobiographische Suche nach Frauen in der Kunstgeschichte, Oberbaum-Verlag, ca. 220 S., 24,80 DM
Germaine Greer: »Das unterdrückte Talent«. Die Rolle der Frauen in der bildenden Kunst, Ullstein-Verlag, 376 S., 32 Farbtafeln, 48 DM

FRAUEN sind Kunstkonsumentinnen, A «auch Kunsthistorikerinnen, aber sie sind für ihre eigene Sache niemals so leidenschaftlich eingetreten, daß sie eigene Maßstäbe in der Malerei gesetzt hätten, zur Kenntnis genommen worden wären. Sicher, es hat immer ein halbherziges, Interesse an Künstlerinnen als einer Art von Naturwundern gegeben: Die Musen sind Frauen, und allegorisch wird die Malerei stets als etwas Weibliches dargestellt. Die Legende von der Geburt der bildenden Künste erzählt von Kova, einer Jungfrau aus Korinth. Sie sah das Profil ihres Geliebten, vom Schein des Feuers an die Wand geworfen, ergriff ein Stück Kohle und zeichnete die Kontur.

Die Werke von Frauen gingen verloren, wurden in Kunstgeschichten, auch denen ältesten Datums (wie die des Giorgio Vasari von 1568), nicht erwähnt. Kritik und ernsthaftes Lob gibt es gleichermaßen nicht - bis heute. Germaine Greer schreibt in ihrem Buch »Das unterdrückte Talent - Die Rolle der Frauen in der bildenden Kunst«: »Die Unzuverlässigkeit der klassischen Bücher in bezug auf Werke von Frauen ist eine Folge der Herablassung der Kritiker. Jedes Werk einer Frau, sei es noch so läppisch, wird als verwunderlich angesehen wie die Perle im Kopf einer Kröte.. Es ist nicht Teil der natürlichen Ordnung und muß zu ihr nicht in Beziehung gesetzt werden. «

Die oft gestellte Frage »Warum hat es keine großen Malerinnen gegeben?« ist falsch. Aber weder Germaine Greer noch die in Berlin lebende Malerin Gisela Breitling könnten vermeiden, diese falsche Frage in ihren Büchern als Ausgangspunkt zu nehmen, denn seit Jahrhunderten geht alle Kunst vom Manne aus, auch alle Vorbilder und Vor-Bilder stammen von Männern. Dies ist keine Klage, die beiden Autorinnen stellen es nüchtern fest. Germaine Greer, indem sie materialreich und bis ins Detail belegt, Jahrhundert für Jahrhundert die bildnerische Arbeit von Frauen beschreibt, mit der Absieht, diese Künstlerinnen als Mitglieder einer Gruppe darzustellen, die Konflikte und praktische Schwierigkeiten gemeinsam haben. Gisela Breitling beschreibt in »Die Spuren des Schiffs in den Wellen« eine mehr autobiographische Suche nach Frauen in der Kunstgeschichte. Sie berichtet von den Auswirkungen jener falschen Frage und der jahrhundertelangen sexistischen Herabwürdigung von Künstlerinnen auf ihr eigenes Leben und ihre Arbeit als Malerin. Auch sie beklagt sich nicht, sondern findet die Namen von Frauen, deren Bilder und Leben.

Die richtigen Fragen, die beide Autorinnen stellen: Wenn es Künstlerinnen gab, warum nicht mehr? Wenn wir ein gutes Gemälde von einer Frau finden, wo ist ihr restliches Werk, und warum ist davon nirgends die Rede? Wie gut waren die Frauen, die ihren Lebensunterhalt durch die Malerei bestritten?

»Die Ausklammerung der Frauen aus gängigen Darstellungen der Kunstgeschichte kann kein Zufall sein. Nicht aus Gründen historischer oder künstlerischer Belanglosigkeit wird die Arbeit der Frauen beiseite geschoben ... Das Verdrängen ihrer geschichtlichen Präsenz hat Methode: weibliche Autorschaft wird versteckt in den Winkeln frauenfeindlicher Ideologie. Stillschweigend setzt die Kunstgeschichte beispielsweise voraus, daß sämtliche aus der Antike überlieferten anonymen Kunstwerke von Männern stammen ... Die Namen der Frauen auf den Säulen des lydischen Grabmals sind ebensowenig überliefert wie die vieler Königinnen des Alten Ägypten: sie waren bereits im Altertum unkenntlich gemacht worden, um die Erinnerung an weibliche Herrschaft auszulöschen.«

Gisela Breitling unternimmt im zweiten Schritt ihrer Suche lexikalische Gegenproben: Wenn in einem Artikel über eine Frau berichtet wird, mit welchen Künstlern sie zusammengearbeitet hat, findet sie beim Mann den Gegenverweis? Nein, er unterbleibt fast immer: »Bei Malerinnen bedient man sich der doppelten Buchführung. Wo ihr Einfluß auf Männer nachweisbar wäre, unterbleibt seine Erwähnung, wo sie hingegen das Grundrecht auf künstlerische Aneignung der Erfindungen anderer für sich beanspruchen, wird ihnen Epigonalität unterstellt - schlimmer noch, sie gelten als Kopistinnen ihrer Vorbilder. «

Selbst Werke von Malerinnen aus jüngerer und jüngster Vergangenheit sind heute nur mehr schwer auffindbar, wie z.B. das riesige Tryptichon der Mary Cassat, 1893 gemalt für die Worlds Columbian Exposition. Sicherlich, auch die Werke männlicher Künstler gehen verloren, doch der Verlust dieser Kunstwerke könnte nicht die Präsenz ihrer Urheber in unserem Bewußtsein auslöschen. Die Museen bemühen sich um Reproduktion. Aber von über 20 Malerinnen, die in der Nationalgalerie Berlin vertreten sind (ohnehin also schon unterrepräsentiert), sind zur Zeit vier Bilder ausgestellt. Vier.

Ist es ein Trost, daß wir inzwischen lächeln können, wenn wir im Museum an einem Bild mit feinziseliertem Namenschild, auf dem Frans Hals, Genze oder David steht, vorbeigehen: Wir wissen ja, daß die Bilder der Judith Leyster, obwohl signiert, dem Frans Hals oder Jan Molenaer zugerechnet wurden, daß die Bilder von Marietta Tintoretto lange Zeit als

Werke ihres Vaters Giacomo galten. Uns vergeht das Lächeln, denn wir haben auch erfahren, daß die Bilder von Frans Hals im Preis stürzten, als der Irrtum aufgeklärt wurde. »Die Zuschreibungsirrtümer haben eine eindeutige Tendenz: ein hervorragendes Bild von einer Frau wird - weil nicht sein kann, was nicht sein darf - einem männlichen Zeitgenossen zugeschrieben und bereichert damit seine Hinterlassenschaft um ein zusätzliches Meisterwerk. Ein mäßiges Bild von einem Mann wird - wieder, weil nicht sein kann, was nicht sein darf - einer bekannten Frau zugeschrieben und verfälscht damit ihre Hinterlassenschaft um ein Opus, das der Geringschätzung gegenüber weiblicher Kunst eine weitere Legitimation liefert.« (Breitling)

Bei aller falschen Wissenschaft und allen vergeßlichen Patriarchen, die Geschichte der weiblichen Malerei hat kein Ende und ihre Niederschrift beginnt. Die bisherige Geschichte wird uns helfen, all die Anzeichen von Selbstzensur und überkritischer Bescheidenheit, von Unsicherheit, Mädchenhaftigkeit und Selbstbetrug, aber auch von emotionaler wie sexueller Abhängigkeit an uns zu entdecken.

Der zunehmende Druck der Frauen auf das Kunstestablishment ist dennoch kein Grund zu reiner Freude. Shulamith Firestone hat die Situation bereits 1972 erkannt: »Der neuerdings höhere Prozentsatz an Frauen in der Kunst vermag uns mehr über den Stand der Kunst als über den Stand der Frauen zu sagen. Sollen wir uns betrogen fühlen, daß Frauen eine Stellung eingenommen haben, die bald von Automaten übernommen werden wird?« Diese zugegebenermaßen sehr negative Bemerkung ist in vielfacher Hinsicht berechtigt. So wenig es eine Veränderung darstellt, wenn man 24 statt 6 Frauen unter 700 Künstlerinnen vorstellt, so wenig nützt es, wenn manche Frauen im Zuge des Feminismus meinen, allein weil sie Frau sind, schon schreibende oder bildende Künstlerin zu sein. »Die Decke feministischer Ansprüche verbirgt oft eine unterlassene künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema und läßt die Angeredeten leer und bilderlos, weil Ideologie angeboten wurde, statt Bildern, Gedanken, die ohne Form flach bleiben, nicht weiterwirken«, schreibt Gisela Breitling. »Die Vorstellung, jede Frau könne große weibliche Kunst machen, wenn man ihr einen Pinsel in die Hand drücke und sie ein bißchen ermutige, ist verlogen und entwertet die Arbeit der Frauen, die sich ein Leben lang, meist unter Verzicht auf gesellschaftlich geduldete oder geforderte Integration auseinandergesetzt haben. «

Männer sind heute aufgrund ihrer Tradition gezwungen, »Sehweisen zu zerschlagen«. Bildende Künstlerinnen stehen vor dem Fast-Nichts: Sie kennen ihre Geschichte nicht, haben die Leinwände und die vorgefundenen Formen noch nicht erobert. Gisela Breitling schließt mit einem Aufruf zum Hausfriedensbruch: »Sie (die Frauen) böten uns Rohmaterial, einen Steinbruch, den wir für neue, bisher nicht gezeigte Aspekte der menschlichen Existenz behauen oder umordnen könnten. Die Töchter könnten sich aufmachen zu einer Hausbesetzung auf den väterlichen Gütern der Kulturgeschichte - Hausfriedensbruch begehen - statt sich wie bisher mit einem winzigen Eckchen zu bescheiden.«

Literatur-Konkret 1980, S. 80

Werner Heine

Der Proporz-Schwule ist von Beruf Tänzer

Helga Dierichs, Margarete Mitscherlich: »Männer, zehn exemplarische Geschichten«, S. Fischer/Goverts, 300 S., 24 Mark
Sonja Schwarz-Arendt: »Beruf: Hausmann«, Sammlung Luchterhand Nr. 308, 164 S., 12,80

MENSCHEN mit Schwanz - im Folgenden vereinfachend »Männer« genannt sind ebenso merkwürdige wie vielfältige Geschöpfe. Einerseits sind sie zuweilen handlicher als ein Vibrator, andererseits verfolgen und unterdrücken sie die Journalistin Helga Dierichs und die Psychoanalytikerin Margarete Mitscherlich. Deshalb haben die beiden diese 48-prozentige Randgruppe unserer Gesellschaft einer gründlichen Prüfung unterzogen und präsentieren ihr Testergebnis in »zehn exemplarischen Geschichten« - so der Untertitel ihres Buches »Männer«. Die Herausgeberinnen bezeichnen sich in ihren ausführlichen Vor- und Nachworten als »Feministinnen«. Dieses liebenswert vorgetragene Eingeständnis einer wie auch immer gearteten Parteilichkeit schützt vor Auseinandersetzungen mit dem Geschlechtsfeind. Oder gibts noch jemanden, der gegen Emanzipation ist?

Die vorgeführten Exemplare sind überwiegend »links«, gleichwohl »feinfühlend« oder gar »sensibel«, und berichten nach Herzenslust über das Kindheitstrauma mit der Mama oder die gerade kaputtgegangene Beziehungskiste, gerade so, wie man sich den beispielhaften deutschen Mann vorstellt. Präsentation von Leo W., Arbeitsrichter: »Er liebt die Einsamkeit, die Kälte, die Kargheit einer düsteren Landschaft. Mit einem Bruder Leichtfuß verbindet ihn soviel wie ein Bernhardiner mit einem Windspiel. Nein, Lebenslust ist nicht sein Programm.« Denn der lustlose Leo kaut am Problem des feigen Nazi-Papas und der dominierenden Mutter. Und wenn wir gerade noch dachten, daß wir endlich kapiert hätten, warum vor der erträumten Vergewaltigung der Mutter der Mord am Vater stattfinden muß, dann sagt uns Margarete Mitscherlich, daß Leo W. unter einer schweren Störung der »Triangulierung« leidet. Wie jeder weiß, ist, das die Fähigkeit, eine Drittbeziehung außerhalb der Mutterbindung aufzubauen. Was also hat der Leo von seiner Störung? Schwierigkeiten mit den Frauen. Na also.

Wenden wir uns lieber dem nächsten Typus zu. Helga Dierichs: »Man nehme: einen Alfa Romeo mit Rennfahreröl, ein erlesenes Internat in der Schweiz, ein Häuschen am Rande Schwabings, Disco-Fieber, Werbespot und Jugendslang, jede Menge Miezen, jede Menge Schickeria-Adressen ... und hat ihn kaum zur Hälfte, diesen Tausendsassa unter den Asphaltfreizeitlern.« So differenziert ist die Bewunderung der Feministin für den Werbefachmann Frank S.T., der, laut Dierichs »gefühlsmäßig sehr wohl weiß, wo es in der Emanzipation langgeht«. Frank über die Trennung von seinen Frauen, die er leider nur als »halb emanzipiert« einstufen kann: »Es beginnt bei der Kritik von Äußerlichkeiten wie der richtigen Kleiderwahl des Partners und dem 'richtigen' Haarschnitt, der Frage Rollkragenpullover oder Hemd mit Halstuch. Diese Diskussionen werden mit großer Beharrlichkeit geführt bis hin zu massiven Auseinandersetzungen, zur Frage Sein oder Nichtsein der Beziehung.«

Dieser Münchner Hamlet laßt selbst Margarete Mitscherlich ratlos. Denn er »sucht einerseits ein Gegenbild der Mutter, andererseits aber sollen Frauen, die er liebt, der Mutter ähneln. Oder sucht er gar in ihnen vergeblich den Vater?« Über den Ausgang der Suche erfahren wir zum Glück nichts. Dafür umso mehr über die Vorstellungen von Dierichs und Mitscherlich über den exemplarischen Mann, der »im positiven Sinn untypisch« ausgewählt ist. Der ist Mitte Vierzig, hat studiert und arbeitet als Dozent, Psychotherapeut, Kommunikationswissenschaftler, Schriftsteller, Bauingenieur oder Schauspieler. Mal ist er »Sohn eines bayrischen Pfarrers und einer dänischen Adeligen«, mal ist er linker Masochist mit etwas Durchblick«, mal »gefällt« er sich »als linker Professor Higgins, der all die unwissenden, formbaren Elisa Doolittles auf den rechten Pfad des Denkens brachte«. Und der Proporz-Schwule ist von Beruf Tänzer, damit uns kein Klischee erspart bleibt. Der seltsame Käfer Mann liegt auf dem Rücken. Die beiden Forscherinnen zählen seine Beinchen. Und, siehe da: er hat sex, der Chauvi.

Den verschiedenen Möglichkeiten, die Frauenemanzipationsbewegung zu diskreditieren, haben die Herausgeberinnen eine neue hinzugewonnen: Man nehme ein paar Männer in ihrer Lebensmittel-Krise und verlange ihnen ab, über Frauen und sich zu reden und mache dann aus Couch-Protokollen exemplarische männliche Aussagen, um zu beweisen, daß »die Frauenbewegung so lange Sisyphos-Arbeit leisten wird, als auf dem Gipfel weiterhin die männliche Ignoranz thront«. Zum Beispiel in Form des kaufmännischen Angestellten Wilhelm R. Dieser »mehr Biedermann als Brandstifter« (Dierichs), der berichtet, er bevorzuge Frauen, die »recht jung und möglichst jungfräulich« sein müßten, der bis in die Pubertät hinein mit seiner Mutter in einem Bett schlafen mußte, der sagt »ich habe Angst vor dem Leben«, der wird von Helga Dierichs so vorgestellt: »Die abgekauten Fingernägel, die er an seiner Mutter verabscheut, die hat er auch.« Wilhelm R. lebt weit jenseits des Erfahrungshorizonts jener beiden Damen, die vorgeben, Feministinnen zu sein und die wahrscheinlich aufheulen würden, wenn ein Chauvi ihnen ein Buch präsentierte, das zehn Boutique-Besitzerinnen mit linkem Masochismus unter dem Titel »Frauen« abhandelte.

Für gleichen Lohn für gleiche Arbeit ist wenig Platz in diesem Buch, in dem Arbeitsrichter Leo seine Vorbehalte gegenüber dem Thema so formuliert: »Allzu häufig habe ich in der letzten Zeit das Gefühl, daß die Emanzipation ein hübsches Gesellschaftsspielchen der oberen Stände ist, eine vorübergehende Mode ohne jede Bedeutung für die unteren Schichten, die derweil dafür sorgen, daß die an der Spitze sich solche Spiele überhaupt leisten können.«

Von denen, die sich solche Spiele leisten können oder müssen, handelt die Protokollsammlung von Sonja Schwarz-Arendt » Beruf: Hausmann«. Auf ihre Suchanzeige in Zeitungen meldeten sich 126 Männer, emanzipiert durch Oberzeugung wie durch Arbeitslosigkeit, die ihr für diese Gesellschaft exotisches Leben schildern wollten. Daraus entstanden zwölf Protokolle, die wiedergeben, was bundesdeutsche Frauen, Männer, Krankenversicherungen, Hauseigentümer oder Arbeitsämter vom Beruf Hausmann halten: per Saldo nichts.

Seit Margot Mende undementiert nachgesagt wurde, daß sie morgens ihren Mann mit dem Ruf weckt: »Aufstehen, Erich, Karriere machen«, hat sich die Rollenverteilung im aufstrebenden Bürgertum nicht gewandelt. Roland D., vormals Geschäftsführer einer Getränkefirma, wurde von seiner Frau samt Kindern verlassen, als er die Kündigung kriegte wegen übermäßiger Bereitschaft zu sozialem Verhalten im Betrieb. Roland gab Haus und Mercedes auf und zog zu seiner Freundin Brigitte, Inhaberin eines Kosmetiksalons in Gelsenkirchen, der der Aussteiger im Bett wie an der Waschmaschine willkommen war, solange sie hoffen konnte, er werde wieder um berufliche Positionen kämpfen. Als er anfing, sich als Hausmann zu arrangieren, hörte er von ihr Argumente wie »aushalten«, »wann arbeitest du wieder? «, »du kannst ja nicht mitreden, du sitzt ja nur zu Hause rum«.

Hausmann Kurt B. aus Berlin riskierte Prügel von Handwerkern, als er denen erzählte, daß Haushalt und Kinder richtig Arbeit bedeuten. Erst als sie erfuhren, daß er eigentlich gelernter Töpfer sei, akzeptierten sie ihn als ungefährlich: »Ach so, ein Künstler, darum spinnt der so. « Solidarität erfahren Kurt B. und seine Kollegen manchmal auf dem Spielplatz, wo sie von neugierigen Hausfrauen angesprochen werden: »Wie schaffen Sie denn das mit den Kleinen?« Da werden Kochrezepte und die Erfahrungen aus gesellschaftlich unterbewerteter Tätigkeit ausgetauscht - mit Beigeschmack: »Daß ein Mann sowas macht und das ganz freiwillig, meine Hochachtung!«

Sonja Schwarz-Arendt hat Hausmänner ausfindig gemacht, die das Problem erlernt haben und die Lösung formulieren können: »Unsere Vorstellung ist ja nicht, den ganzen Rollenwahnsinn nur einmal andersherum zu machen. Nein, wir wollen die totale Gleichheit in allen Bereichen, und da gehören Haushalt und Kindererziehung dazu.« Die politischen Forderungen der Hausmänner reichen deshalb vom bezahlten Baby-Jahr über die Installierung von Halbtagsarbeitsplätzen und Witwerrente bis zur Entlohnung der Hausarbeit und Kindererziehung.

Das sind bekannte Zielsetzungen der Frauenbewegung, die - hoffentlich - nicht dadurch entwertet werden, daß sie nun auch von betroffenen Männern vertreten werden. Die Forderung nach einer ökologisch besseren Umwelt ist ja auch nicht schon deshalb falsch, weil »Wertkonservative« wie Gruhl & Co. dahinter stehen. Aber, daß die Hausmann-Bewegung schon das »bis dahin noch nicht entdeckte Zwischenglied zwischen dem Patriarchat und der Gesellschaft der Zukunft ohne Geschlechterherrschaft« sein könnte, scheint als These etwas kühn. Die Spezies »Mann« aus der Rolle zu kippen, ähnelt dem Versuch der Grünen, die »Gattung« für alles Schlimme verantwortlich zu machen. Dann ist wenigstens keine Klasse mehr schuld. Und wen wird das wohl freuen?

ACH WIE GUT ...

»Warum ist beinahe nie JETZT? - diese Lebensfrage aus Gabriele Wohmanns Roman *Ernste Absicht* von 1970 gibt auch diesem neuen Buch *seinen unaufhörlichen Antrieb.* Marlene Ziegler, 36, Psychotherapeutin, löst sich für einen *langgezogenen Moment* aus ihrem gewohnten Leben, von ihrem gewohnten Partner, auch von ihren gewohnten Verfolgern (einem süchtigen jüngeren Bruder, einer lesbischen Freundin), um in Engstringen bei Zürich eine Praxisvertretung zu übernehmen. *Gebannte Aufmerksamkeit* für sich selbst, für ihre Erinnerungen und Wahrnehmungen, läßt ihr die Außenwelt immer kleiner und entfernter erscheinen. Ein *unendlich stilles Apothekerehepaar* sowie ein *schläfriges weißes Kaninchen* sind ihr näher, als die *nach Zuwendung dürstenden Patienten* und als die Liebhaber, die sie *emsig bedrängen.* Einem, Herrn Heinlos in seinem plüschigen *Hotelzimmer,* zeigt sie gänzlich *entrückt ihr kaltes Erbarmen.* Marlene Ziegler sympathisiert mit *einsamer Vergänglichkeit,* mit ruhiger Todesangst. Ach wie gut ... *«*

Ach wie gut,

daß niemand weiß,

wie der arme Lektor heißt,

der die neue Wohmann

so gut nachempfunden hat.

(Gabriele Wohmann: »Ach wie gut daß niemand weiß» Roman, Luchterhand Verlag, Darmstadt, 394 Seiten, 34 DM).

Literatur-Konkret 1980, S. 83

Karl Heinz Roth

Abbrechen, wo's interessant wird

H.U. Deppe: Vernachlässigte Gesundheit. Kiepenheuer & Witsch, 344 S., 39,80 DM

BÜCHER, die trotz ihrer Mängel nützlich sind, rufen beim Leser eine besondere Art des Unbehagens hervor: er weiß nicht, wie er mit ihnen nach der ersten Lektüre umgehen soll. Er wird sie allenfalls wegen einiger Informationen oder wichtiger Teilzusammenhänge in seiner Reichweite halten.

Ist diese summarische Einschätzung gefallen, kann sich der Rezensent als Erst-Leser fairerweise nur bemühen, zunächst einmal die positiven Aspekte hervorzuheben. Das vorliegende Sammelwerk bietet auf knapp 350 Seiten einen umfassenden Einblick in die ökonomisch-politische Basis des westdeutschen Gesundheitswesens. Das will etwas heißen. Die Autorengruppe um H. -U. Deppe, H.-11. Abholz und K. Priester ist prädestiniert dafür. Sie entstammt einem linkssozialdemokratischen Medizinerkreis, der sich mit dieser Publikation nach einer langjährigen sozialmedizinischen Veröffentlichungsserie in der Zeitschrift »Das Argument« einer breiteren Leserschaft präsentiert. In Grundzügen wird die staatliche Sozial- und Gesundheitspolitik dargestellt (H.-U. Deppe, K. Priester, S. 61 ff.), der soziale Funktionszusammenhang der gesetzlichen Krankenversicherung erörtert (H.U. Deppe, S. 85 ff.), die Rolle der Pharmaindustrie untersucht (R. Rosenbrock, S. 222 ff.); das Wechselverhältnis von ambulanter (Udo Schagen, S. 192 ff.), Krankenhausversorgung (Jeanette Breddemann, S. 141 ff.), Arbeitsmedizin (H.-U. Deppe, K. Priester, S. 257 ff.) und Krankheitsvorbeugung (h.-H. Scholz, S. 284 ff.) diskutiert. Die Analyse der Gesundheitsarbeiterinnen und -arbeiter ist nur in einem Beitrag (Petra Botschafter-Leitner, S. 174 ff.) vertreten, dafür recht informativ. Positiv hervorzuheben ist auch der einführende Aufsatz von H.-H. Abholz über den tatsächlichen Einfluß der Medizin auf die Gesundheit (S. 15 ff.), wo die neuere epidemiologisch-statistische Literatur über den Zusammenhang von Krankheitsursachen und Krankheitsbekämpfung vorgetragen wird: die behandelnden bzw. auf Früherkennung ausgelegten Sektoren der Medizin sind nur in Einzelfällen effektiv im Sinn von »Heilung«, gesamtgesellschaftlich gesehen erweist sich die aggressiv-intensivmedizinische Heilbehandlung auf längere Sicht als weitgehend wirkungslos. Abholz fordert deshalb den Übergang des Gesundheitswesens zur »Primärprävention«, d.h. zur Beseitigung der sozialen und umweltbedingten krankmachenden Faktoren. Daß dies einer Selbstentmachtung der spätkapitalistischen Medizin mitsamt ihren ökonomischen Fundamenten gleichkäme; daß andrerseits bei einer »von oben« bewerkstelligten Transformation dem heutigen gesundheitspolitischen Ventil ein gefährliches soziales Kontrollnetz übergestülpt werden könnte, diskutiert Abholz nicht. Es hätte ihm auch gut angestanden, die erwiesenermaßen krankmachende Konsequenz heutiger Therapie- und Apparatewut herauszuarbeiten, die bei ihrer Ausweitung auf die sozialen Primarsektoren sich paradoxerweise durchaus verstärken könnten.

Doch genug des - überwiegenden - Lobs. Alle Beiträge kranken daran, daß sie sich nur im makro-ökonomischen Rahmen bewegen; die Autoren verraten mit dieser Vorgehensweise eine bemerkenswerte akademisch-linke Fremdheit gegenüber den konkreten Realitäten des Gesundheitswesens. Sie sind zwar fähig, die zentralen Interventionen des Regimes zur Effektivierung des gesundheitspolitischen Kontrollnetzes zu benennen (Krankenhausfinanzierungsgesetz 1972, Betriebsarztgesetz 1974, Kostendämpfungsgesetz 1977) und ihre globalen sozialpolitischen Auswirkungen aufzulisten. Da sie aber auf ein Verständnis der Methoden verzichten, mit denen die Unterschichten (einschließlich der Arbeiterklasse) sich das Gesundheitswesen als Widerstandsinhalt - oft auch einfach als Ventil - informell aneignen, kommen sie dem lautlosen Kampf nicht auf die Spur, der seit 1973/74 verstärkt zwischen 'Arbeitsunfähigen', 'Kranken' usw. einerseits und den gesundheitspolitischen Institutionen und Versicherungen andererseits tobt. Ihre 'vernachlässigte Gesundheit' ist leider über weite Strecken *unwichtig,* sie nützt, abgesehen von ihren strukturellen Teilüberblicken, weder den 'Objekten' von Gesundheitspolitik, noch denen, die trotz ihrer weißen Kittel auf der anderen Seite der Barrikade stehen oder auf sie hinüberwechseln wollen. Die Autoren brechen alle dort ab, wo sie interessant werden, d.h. zur sozialen Unterminierung der Gesundheitspolitik beitragen könnten. Darüberhinaus sind sie oft auch historisch unbedarft. Angesichts der Masse von Fakten, die die Aktualität der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik gerade seit Ehrenberg und Co. belegen, ist Deppe's eineinhalbseitiger Exkurs über die gesetzliche Krankenversicherung im NS (S. 97f) beschämend dürftig. Und hätte er auch nur ein minimales Wissen über die Entstehung des terroristischen Betriebsartzwesens seit 1936/37, dann würde er sich schwer hüten, die derzeitige Entwicklung im Betriebsarztsystem (S. 257 ff.) recht summarisch zu loben.

Versuchen wir ein kurzes Fazit. Das vorliegende Buch ist ein Kompendium, das für das Verständnis der aktuellen gesundheitspolitischen Entwicklung insoweit brauchbar ist, als es die makroökonomischen Eingriffe des Regimes gut zur Sprache bringt. Hier ist es verläßlich, es hätte in diesem Sinn ein noch reichhaltigeres Glossar und ein besseres Register verdient. Mehr leistet es nicht.

Literatur-Konkret 1980, S. 84

Christel Dormagen

Das Psychodrama am Wochenende

Neue Frauenliteratur - oder: Von der Vermarktung weiblicher Lebenszusammenhänge, nach dem Motto: Feministisch in Worten, chauvinistisch in Taten. Denn was Frauen sprechen, ist wirklich. Und deshalb ist es gut.

DABEI macht Anna sich wirklich Gedanken! Sie braucht nur eine Whiskasbüchse aufzumachen, schon »spürte sie den alten Zorn. Wie viele Millionen Kinder verhungerten täglich auf dieser Erde? Aber unsere Katzen ernähren wir gut! « Diese furchtbare Armut überall: Sie hat eine »Stinkwut auf diesen hochstapelnden Kapitalismus. Bot er doch von allem viel zuviel, während die meisten auf dieser Erde von allem viel zuwenig hatten. « Genau! Sie selber verliert ihr Ziel, »im atomaren Computerzeitalter mit seinen stahlherzigen Robotermenschen weich und liebesfähig bleiben zu wollen«, nicht aus den Augen und widersetzt sich dem Zeitgeist mit lyrischer Kraft:

»das gute geschirr
wird nie benutzt
das gute silber
wird nie geputzt
der gute sessel
wird nur geschont
das gute Zimmer
wird nie bewohnt
aber
Haben Haben Haben
das muß sein
damit *Graben Graben Graben*
wir uns ein«

Diese Frau hat es schwer. »Sie dachte viel zu viel an all das Schreckliche, das Kindern täglich zustieß: fast vierzigtausend getötete Kinder bei Verkehrsunfällen.« Woraus es Konsequenzen zu ziehen gilt, »... nicht einmal ein Auto leistete sie sich. Das hatte sie gleich nach der ersten Ölkrise Anfang der siebziger Jahre abgeschafft, nicht nur aus finanziellen Überlegungen, mehr noch aus Prinzip., Ihr fehlte einfach dieser Beute - trieb, der andere Autofahrer ausdauernd wie Aasgeier ums angepeilte Ziel kreisen ließ, lauernd auf einen Parkplatz. Außerdem hatte sie früher Ediths Auto mitbenutzt; jetzt« - ? - »fuhr sie Rad«.

Das und noch viel mehr kann man lernen aus Monika Sperrs erstem Roman »Die Freundin«. Auch einige andere Herbst-Frauen-Neuerscheinungen bringen uns die Wirklichkeit in ihrer bunten Monotonie ein Stück näher. Penn: es kommt alles, alles, alles in diesen Romanen vor.

Die Heldinnen sind meist um dreißig. Babara Bronnens Katharina, die schon vierzig ist, schert da aus; die älteren unter uns Leserinnen sollen nicht zu kurz kommen - alt ist man sowieso nicht, sondern, wie der Klappentext zum Trost findet, »schön, begabt und lebenshungrig«. Diese Frauen erzählen entweder selber als »ich« oder sie lassen einen Erzähler in der 3. Person Singular von sich erzählen. Sie sind auf jeden Fall nicht verheiratet, allenfalls geschieden. Sie haben manchmal alleine ein Kind, selbstverständlich einen Beruf, der sich sehen lassen kann: Katharina schriftstellert; Barbara Frischmuths Fanny ist Archäologin; Angelika Mechtels Paula Bibliothekarin; Monika Sperrs Anna arbeitet in einer Kindertagesstätte und Herrad Schenks Uni-Dozentin produziert wissenschaftliche Artikel - ihre Diplomarbeit hatte übrigens das Problem des Älterwerdens behandelt -, ihre Schwester allerdings »weiß nicht, ob sie ein Kind will und was für eine Art von Beruf sie genau meint«. Apropos Schwester; die haben bis auf Paula alle.

Leben tun sie nicht schlecht. Die Schwester, bei der Fanny sich von ihrem Trennungsdesaster erholt, um dann am Schluß noch schnell und lang vorausgeahnt deren Mann zu erliegen / verführen, diese Schwester wohnt im ausgebauten Bauernhof. »Es ist schon gut«, sagt sie, »daß ich restaurieren gelernt habe. In einigen Zimmern sind die Holzdecken übergipst gewesen«. Auch schnitzen kann sie, nämlich eine »etwas wurmstichige Madonna«. Im übrigen malt sie und backt

ihr Brot selber. Anna wohnt etwas weniger alternativ in München, dafür hat sie einen »buntgewebten Fleckenteppich« und einen »Tisch aus finnischer Birke mit vier rustikalen Holzstühlen«.

Man ist sich einig, »daß wir kein Eigenheim im Grünen haben wollen und keinen unermüdlich aufwärts mobilen Ehegatten und keine einsbisdrei Kinderchen«. Stattdessen haben sie ihre Frauengruppe - »sie hatten beim Kampf gegen den Paragraphen 218 oft Schulter an Schulter gestanden« -, den Analytiker, das Psychodrama-Wochenende und eben ihre »Beziehungen«. Und die sind ja sehr offen und sehr schwierig heutzutage. Weswegen wieder die Frauengruppe nötig ist: in der »habe ich erzählt, daß ich deprimiert bin«. Oder: »Doris hat ihre Abtreibung in der vergangenen Woche beschrieben, Friederike hat angekündigt, daß sie voraussichtlich ab dem nächsten Monat arbeitslos sein wird, Brigitte ist es seit ihrem Pädagogik-Examen und hilft inzwischen in einem Supermarkt aus. Elsie hat zu Recht beanstandet, daß ich mit Kritik nicht gut umgehen kann ... Kathrin hat sich erhängt«.

Nun klingt das erstmal zum Lachen schön und eigentlich satirisch. Nur ändert sich dieser vorgehaltene Spott-Ton durchs ganze Buch nicht. Ungebremst redselig quatscht die Ich-Heldin vor sich hin; so blindlings, als schriebe sie wirkliches Tagebuch, und nicht einmal ein erlahmender Arm könnte sie darin stoppen. Wenn man z.B. liest: »Ich rede jetzt sehr freundlich und altklug«, dann macht die Beschreibung den Sachverhalt nicht besser. Ebensowenig wie ständige Anführungszeichen. An dem Buch von H. Schenk sind das beste die zwei Seiten Inhaltsverzeichnis mit den Kapitelüberschriften. Die sind wie ein Versprechen - »23. Kapitel, in dem ich krank im Bett liege«, »20. Kapitel, in dem ich mich mit dem Ewig-Weiblichen herumschlage« - ein Versprechen, das leider nur manchmal eingelöst wird.

Das »Ewig Weibliche« sind übrigens ihre »Menstruationsbeschwerden«. »Warum mache ich denn dann eigentlich regelmäßig alle zwei Jahre Pillenpause, frage ich mich. Wo doch ein regelmäßiger Monatszyklus nur wichtig ist, falls ich irgendwann doch mal ein Kind haben möchte.« Tja, warum? Vielleicht nur, um zu demonstrieren, wie lässig-beiläufig man jetzt in Romanen weibliche Unterkörper-Wörter einflechten kann, ohne rotzuwerden gewissermaßen, aber auch ohne irgendeinen rechtfertigenden Handlungszusammenhang: »Katharina hätte nicht gedacht, daß es ihr so viel ausmacht, den Uterus entfernen zu lassen.« Das sind immerhin sichere Indizien dafür, daß man inzwischen in jeder Plauderlage cool über Sexuelles verhandeln kann. Mit ihrem Verleger führt Katharina ein Gespräch über weibliche Sexualität: Sie »sah keinen anderen Weg als ihre Einstellung zur Emanzipation zu klären« - zum Vorteil der Lesenden. »Aber ihre wirklichen Bedürfnisse«, sagt sie zu ihm, »wird keine Frau je selbst befriedigen können. Noch gibt es Gefühle, die etwas Umfassendes, Geheimnisvolles haben ... Was nützt Geschicklichkeit, wenn keine Liebe da ist ... Frauen waren es, die die Klitoris heiliggesprochen und den Lemurentanz der Selbstbefriedigung eröffnet haben.« Neue Kritik am Zwangsideal oder alte?

Das führt schnurstracks zum Hauptthema der Bücher, den - ein wenig, halb und ganz kaputten - Beziehungen. Katharina hat darüber nachgedacht und kommt zu folgender Erkenntnis:

»Intellektueller Mann + dumme Frau = geht

intellektuelle Frau + noch intellektuellerer Mann = geht

intellektuelle Frau + dummer Mann = geht nicht«.

Immerhin: Frau + Frau - ob dumm oder nicht dumm, sei dahingestellt - = geht selbstverständlich; lesbische Beziehungen gehören inzwischen einfach zum Programm solcher Bücher: Anna ist gerade von ihrer Freundin verlassen worden, für eine »Silberporsche«-Frau. Ein Chauvi-Psychiater versucht dann, ihr die Neigung wegzudoktern, und am Schluß beschert ihr die progressive Buchlogik eine »reife Frau«: »Unwiderstehlich angezogen tastete sie sich mit liebkosenden Lippen über Sibylles sirrenden Körper in den kraushaarig dichten Urwald hinein, zum Venushügel vor. « Vielleicht wird die hilflose Peinlichkeit dieser altbekannten Liebesszene-Floskeln erst richtig deutlich, wenn es nicht »tastete sie«, sondern »tastete er« hieße.

Auch bei Barbara Frischmuth klingt die entsprechende - diesmal Mann-Frau-Stelle altgewohnt metaphorisch verschwiemelt: »Dann spüre ich Jakobs Lippen, seine Zunge und den leichten Nachwuchs seines Bartes. Und da ist ein Schacht, in den wir uns beide hineinfallen lassen ... Angekommen sein, ist bereit sein, und ich lasse mich langsam den Baumstamm hinabgleiten« - es passiert nämlich im Wald.

Weiter in der endlosen Liste abgehakter Frauenwirklichkeits-Partikel: der Feministinnenkongroß im O-Ton 1.- »Ein Lärm war das, ein Gewühle. Das raste hin und raste her, wogte auf und wogte nieder, schwappte durch die Gänge, verstopfte alle Türen, brüllte, blökte, pfiff, gackerte, gurrte, kreischte, summte, piepste, schnatterte, quiekte, fluchte und kam nicht zur Ruhe. Ein grell geschminkter Mund vor Annas Augen wieherte schrill: Wie viele sind wir denn?« In O-Ton 2 läßt Anna sich kritisch relativierend vernehmen. »Andererseits imponierte ihr der stramme Kampfgeist dieser Amazonen, die aufgebrochen waren, den patriarchalischen Mann dorthin zu schicken, wohin er ja längst gehörte: in den Mülleimer der Geschichte. Dennoch blieben Zweifel. Die Mädchen waren zu wütend, zu ungeduldig; sie wollen alles auf einmal.« Hinter solcher Ausgewogenheit bleiben die ebenso obligatorischen Frauenfest-Beschreibungen glatt zurück.

BEISPIELE herauspicken ist notorisch gemein. Weil es aus dem Zusammenhang reißt. Ich habe zudem noch fünf Romane durcheinandergewirbelt. Nämlich Barbara Bronnen: »Die Tochter« (Piper), Barbara Frischmuth: »Bindungen« (Residenz), Angelika Mechtel: »Die andere Hälfte der Welt oder Frühstücksgespräche mit Paula« (List), Herrad Schenk: »Unmöglich ein Haus in der Gegenwart zu bauen« (Luchterhand), Monika Sperr: »Die Freundin« (Bertelsmann). Nur ist das Fatale, daß sie streckenweise innen kaum etwas anderes zusammenhält als die benennende Reihung von solchen Versatzstücken.

Angelika Mechtels Buch habe ich bei dem Potpourri ein wenig ausgespart. Es ist ein »zeitkritischer Roman« mit Hand und Fuß einer ordentlichen Handlungs- und Erzählkonstruktion. Die Berufsverbots- und Auswanderungsgeschichte der Bibliothekarin, die etwas zu verwegene Bücher ordert, wird einem vorn Verlag auch weniger aufdringlich frauenhaft angedreht: um Vergangenheitsbewältigung gehe es und Kleinstadtmief. Mit diesem Thema ist A. Mechtel vertraut. Ihre Sprache ist ganz anders genau und sicher lakonisch. Wenn sie sich allerdings immer noch über die »Versandhausabendkleider« der Dorfbewohner mokiert, so gerät sie ein bißchen ins satirische Abseits, wie auch ihre linke Thematik einen Hauch altmodisch ist - zumindest aus der Sicht der anderen Bücher, die Frauen auf dem allerfrischesten Trend-Stand vorführen. Nur der Aussteiger-Schluß ist dann wieder aktuell. 'Sie und Barbara Frischmuth sind ja Autorinnen, die schon in der vor-»feministischen« Ära veröffentlicht haben. Vielleicht von daher ihre gelegentliche Ungelenkigkeit. Obwohl B. Frischmuth eher auf dem laufenden ist, wenn sie das unvermeidliche Fest der schicken, aufs Land gezogenen Körner-Akademiker beschreibt, auf dem ökologisch und feministisch geplaudert wird: »ein Cello-Körper mit Tizianhaaren« - das soll übrigens eine Frau sein! - erzählt, daß »zwei Drittel aller ägyptischen Frauen heute noch beschnitten werden«. Natürlich fühlt sich Fanny auf diesem Fest unpassend und verloren.

Aber Schluß mit dem Herauspicken: Jetzt weiß ich, daß die langweiligsten unter den neuen Frauenbüchern die »Vorkomm-Romane« sind. Die also, deren Zweck ausschließlich darin besteht, daß in einem irgendwie geschusterten Handlungsskelett alles mögliche »vorkommt«, in wirklicher Verdoppelung von brandneuer Wirklichkeit.

GANZ früher habe ich eine Menge Romane gelesen, die ich zielsicher im verglasten Wohnzimmerschrank von Bekannten fand. Sie waren sehr dick, hatten Kunstlederrücken und Goldschrift, oder auf Glanzeinbänden waren schöne Frauen mit großen Augen in sehnsüchtigen Haltungen gemalt. Ich las sie mit schlechtem Gewissen, da sie keine »Literatur« waren, und konzentrierte mich aufs Wesentliche: das was passierte. Und es passierte herzklopferregend viel. Die Gattung hieß »Frauenroman« oder »Schicksalsroman«. Eine »außergewöhnliche Frau« hatte da immer ein buntbewegtes Schicksal, das aus »Verstrickungen der Leidenschaft« bestand. Ich las atemlos, erfahrungshungrig und habe kein einziges Mal 'darüber nachgedacht, wer die Bücher geschrieben hatte, ob Mann oder Frau. Richtige Schriftsteller bzw. meistens Schriftstellerinnen waren das ja ohnehin nicht. Wichtig war allein das erfundene Leben, in das sie mich hineinzauberten und das nichts mit ihnen als den Autoren zu tun hatte.

Auch die Romane oben handeln von »Frauen und Liebe«, wie ehedem die »Kalifornische Symphonie« oder »Vom Windeverweht«. Trotzdem ist eben alles anders als in den alten Frauenromanen, die von Liebe handelten: Die neuen Frauen »stecken in Beziehungen«.

Bei meinen Leseabenteuern träumte ich damals dem von Leidenschaft, Liebe und Haß durchsetzten Leben der Heldinnen nach; und wenn ich eine von ihnen war, so in dem Bewußtsein meines Träumens: Voraussetzung einer solchen Identifikation waren gerade die abgesteckten Grenzen zwischen ihrer Exotik und meinem Alltag. Ich nistete mich parasitär in der Fremdheit der Anderen ein. Und die Brücke, die mein schlafwandelndes Tagträumen hielt, war allein die Vertrautheit ihrer Gefühle. Da ich mich in jenen auskannte, standen mir - so schloß ich - der Möglichkeit nach ähnliche Erlebnisse offen. Ich konnte Erfahrungen mit ihnen machen.

Von diesen offenen Stellen, die die eigene Phantasie einschießen ließen, lebten die Bücher: Sie ließen zu wünschen übrig. Das lassen die neuen Frauenbücher nicht. Sie sind lückenlos abgedichtet gegen phantasierende Identifikation, die sie weder wollen noch brauchen: Kinderausmalbücher, in denen einem schon vorweg alle Vorlagen vollgemalt worden sind.

Da die Frauenfiguren im Raum meiner Alltagserfahrung auftreten, stellen sie sich mir in den Weg. So ist es auch nicht verwunderlich, daß ich beim Lesen nicht mich ins Andere hineinverwandle, sondern vergleiche. Es fängt schon damit an, daß ich mir jeweils Foto und Kurzbiographie hinten auf den Buchumschlägen ansehe; vor allem bei unbekannten Autorinnen ist das wichtig. Weil sie mir alle irgendwie gleichen, auch wenn sie gar nicht ähnlich sind. Sie sind älter oder jünger, hübscher oder nicht; sie haben irgendwo etwas studiert/ gelernt, haben einen Beruf oder nicht - genau wie ich.

Diese neue Leseweise hat eine Geschichte, an deren Anfang Verena Stefans »Häutungen« standen. Die las ich, als ob ich unter der Analyse-Couch hockte und mithörte oder heimlich im Tagebuch der Freundin schnüffelte. Ich habe jeden Satz als ein Bekenntnis gelesen und erschrocken und erleichtert stumm mitbekannt. Endlich hatte eine Frau sich aus der leidenden Stummheit befreit und gesagt, wie es ihr ergangen war - in aller alltäglichen Schreckensbanalität. Damit vollzog sie einen moralischen Akt. Sie nimmt sich das Recht, als einzelne private Person gehört und ernstgenommen zu werden.

So mutig, offen, genau hätte ich auch sein mögen. Daß damit ruckzuck ein neues Schreibschema entstand, das als Erfahrungs-Gestus beliebig reproduzierbar wurde, war wohl vorauszusehen, aber nicht Schuld der Autorin. Ihre Sätze - als autobiographische - handeln potentiell von meiner und deiner, unser aller Wirklichkeit. Bekennerischer Mut ist nun nicht einfach wiederholbar. In der Ahnung, daß sie aber auch literarischen Kriterien nicht genügen würden, wählten manche Nachfolgerinnen (und Nachfolger) die unangreifbare Form des »Es-so-erlebt-Habens«. Wirklichkeit ist nur wirklich; erst wenn sie aufgeschrieben ist, wird sie »authentisch« - je ungeformter, umso authentischer.

Nicht die Wahrheit erfundener Erfahrungsmöglichkeiten ist der Maßstab, sondern die moralische Richtigkeit alltäglichen Lebens: das Bewußtsein, das Handeln bestimmt. Selbst wenn Bewußtsein und Handeln tatsächlich in dem vorgeblichen Verhältnis stünden, was ich bezweifle zugunsten der Behauptung, daß ein diffuser Tatbestand im Nachhinein allerweltanschaulichst kommentiert wird -, so bleibt zu sagen, daß beide durch ihre Plattheit korrespondieren.

Sicher ist der Besitz eines schlichten Alltags und eines schlichten Bewußtseins noch kein Stigma. Jedoch türmen sich reinlichkeit und Langeweile zum Ärgerlichen, wenn mit der Erpressung über das authentisch Nachvollziehbare »ich bin/werde eine befreite Frau« ein Qualitätssprung behauptet wird, der bloße Etikettierung ist.

Wenn das so ist, dann werden solche Romane auch anders gelesen. Sie nehmen gewissermaßen die Funktion von »Gesinnungsfetischen« an. Die Haltung, für die sie einstehen - das Frauenbewußtsein - ist apriori gut. So gilt es, sich als ähnlich zu erkennen. Und eben deshalb setzen sich diese Bücher zusammen aus Alltagspartikeln als Emanzipationsmobiliar. Damit tritt genau der gegenteilige Effekt ein: statt der behaupteten Solidarität eine Konkurrenz darüber, wer am emanzipiertesten ist. Zweifellos erstmal die Autorin selber als diejenige, die die meisten Zeichen von Emanzipation vorweisen kann. Je umfassender dann die, Ausstattung der Romane ist, desto eher habe ich als Leserin ebenfalls die Chance, über das Wiedererkennen einzelner Details die dazugehörige Gesinnung zu erschleichen. Wobei Menge der Accessoirs und Charaktergröße direkt miteinander korrelieren.

Die Bücher sind so unscharf, die Personen so verschwommen, damit ich aus dem Bündel der wahllosen Kennzeichen eines von mir für mich -finde. Und da sie ja alle vorweg Chiffren für das richtige Ziel sind, werden sie in ihrer Konkretion schließlich beliebig: Es ist egal, ob eine alleine lebt oder in einer Wohngemeinschaft; ob sie Kinder will oder gerade nicht; ob sie Latzhosen trägt oder sich schminkt; gerne Fernsehen guckt oder im Wald wandert.

Und so passen wir eben auch alle., alle hinein - wie unter den geräumigen Mantel einer Schutzmantel-Madonna.

NATÜRLICH haben sich die großen Verlage inzwischen jene Sucht nach dem Schutz der guten Gesinnung des anderen Lebens zunutze gemacht. Natürlich haben deren Lektoren keine Knöpfe auf den Augen gehabt, als sie solche Bücher auswählten. Und natürlich verwechseln sie nicht Ästhetik und Moral, wenn sie mit scheinheiligem Zungenschlag sich betroffen zeigen und Frauen auch das Wort erteilen.

Sie segeln gut auf dem Bonus für Frauenliteratur, der da lautet: Eine Zensur findet nicht statt. Denn was Frauen sprechen, ist wirklich. Und deshalb ist es gut.

P.S.

In den Programmen der Verlage, die so das Frauenthema kassieren, sind nicht nur die hier verhandelten Bücher in diesem Herbst erschienen. Gelesen habe ich daneben noch Brigitte Kronauer: »Frau Mühlenbeck im Gehäus« (Klett-Cotta), Ursula Adam: »Die Zweitgeburt« (Residenz), Gudrun Brug: »Die Schande« (Luchterhand), Hanna Johansen: »Trocadero« (Hanser). Aber diese Romane gehen eben nicht ohne weiteres in der Schublade »Frauen« auf und unter. Ich habe sie nicht gattungsmäßig konsumiert. Und ich lege sie als einzelne dem einzelnen Leseinteresse ans Herz.

Barbara Bronnen: »Die Tochter«, Roman, Piper-Verlag, 301 S., 32 DM

Barbara Frischmut: »Bindungen«, Roman, Residenz-Verlag, 128 S., 19,80 DM

Angelika Mechtel: »Die andere Hälfte der Welt oder Frühstücksgespräche mit Paula«, Roman, List-Verlag, 224 S., 28 DM

Herrad Schenk: »Unmöglich ein Haus in der Gegenwart zu bauen«, Luchterhand-Verlag, 160 S., 24 DM

Barbara Bronnen: »Die Tochter«, Roman, Piper-Verlag, 301 S., 32 DM

Literatur-Konkret 1980, S. 88

Regine Walter-Lehmann

Tigerstreifenbaby wartet auf Tarzan

Unter dem Vorwand, »authentische« Wirklichkeit zu beschreiben, macht sich in den neuen Frauenbüchern vor allem Gesinnung breit.

AN einem Wochenende im November 1976, Verena Stefans »Häutungen« gibt es bereits 85.000mal, haben die schreibenden und nichtschreibenden Frauen die Forderung nach »radikaler Subjektivität« auf den Tisch gepackt und sehen nicht länger »von sich ab«. Zeigt die »Frauenoffensive« die Notwendigkeit von Frauenselbstverlagen als Bezugspunkt schreibender Frauen und um »Frauen Artikulationsräume in einer von Männern beherrschten Öffentlichkeit zu sichern«. Unüberhörbar die Forderung nach einer weiblichen Gegenkultur, die sich auch gegen die politische Bevormundung von links richtet, während Marielouise Jansen-Jurreit einen »Krieg gegen besitzanzeigende Fürwörter« führt und »zum Blutbad unter den Sätzen« aufforderte, *»schreib* das auf, *frau«,* bleibt der 2. Berliner Autorentag zum Thema Literatur von Frauen, zum Problem feministischer Ästhetik und autonomer Frauenbewegung, unter Ausschluß der männlichen Öffentlichkeit.

Vier Jahre später, im Hamburger Sommer 1980 auf einer Diskussion über Frauenliteratur, gibt es auch zuhörende Männer und nur einen einzigen äußerst zaghaften Versuch, ein Anwesenheitsverbot für Männer zu fordern. Die Frauenszene ist wieder »offener« geworden, wie man so schön sagt (und ich sehe Vorgesetzte, Ehemänner, Liebhaber sich aufatmend die Hände reiben: »Gottseidank«« die Emanzen kriegen sich wieder in den Griff«). Es geht nicht mehr ausschließlich um die Verbreitung feministischer Inhalte, vielmehr um die von allgemeinmenschlichen. In Hamburg stand allem die Frage voran: »Wie wird aus der »schreibenden Frau« eine Schriftstellerin?

»Frauen fehlt der Wille zum Erfolg«, konstatierte die sicher willensstarke Angela Praesent, Herausgeberin von Rowohlts monatlichen Bändchen mit erzählenden Texten, »deren Thema die konkrete sinnliche und emotionale Erfahrung von Frauen und ihre Suche nach einem selbstbestimmten Leben« sind. Die Entgegnung galt einer Frau, die sich darüber empörte, wie Rowohlt die sch reibenden Frauen vermarktet: »Ich will keine 'neue frau' sein. «

Doch den Erfolgswillen kann man den schreibenden Frauen nicht wirklich absprechen. Denn sie wissen, daß Frauen ins harte Männergeschäft Literatur nur als ernstzunehmende Konkurrentinnen einstigen können, und diese Chance bietet die Sparte Frauenliteratur nicht (oder nicht mehr).

Man kann wohl keiner schreibenden Frau vorwerfen, daß sie den Wunsch äußert, einfach »eine Schriftstellerin« sein zu wollen, oder gar anstrebt, sich einzureihen in die Weltliteratur. Betroffen macht, daß sich zum Karrieretrend ein weiterer gesellt, »Entweder Frauen wollen Schriftstellerinnen sein oder sie haben eine Familie. Frauen können ihre mangelhafte Arbeitsleistung auf literarischem Gebiet nicht immer mit ihren Kindern entschuldigen. Frauen können nicht verlangen, daß man dauernd ihre Arbeits- und Lebensbedingungen in der patriarchalischen Gesellschaft mitdenkt, sie sollen doch Tagebücher und Briefe schreiben und nicht beständig auf Veröffentlichung drängen ... « Die das in Hamburg, ohne lautstarken Protest hervorzurufen, so rotzfrech sagen konnten, waren knackig-jung und offensichtlich ohne Kenntnis vergangener Kämpfe. Auseinandersetzungen, Diskussionen.

Vielleicht liegt das an der Hamburger Frauenszene, dachte ich und beschloß, mich um die Frauenliteratur wieder aufmerksamer zu kümmern. Erstaunt über die vielen Hard-Cover-Frauenproduktionen der bekannten großen Verlage, frage ich mich in einem Berliner Frauenbuchladen nach den Zeitschriften, losen Blättern und Paperbacks durch, deretwegen ich früher oft im Laden war: weil dort die aufregendsten und ärgerlichsten, die spannendsten und kämpferischsten Auseinandersetzungen von Frauen geschrieben waren, unterschiedlichste Versuche einer weiblichen Kultur. Als Leserin brauchte ich mich nicht vor Hochglanz-Langeweile zu fürchten, und als Frau konnte ich engagiert streiten.

Die gibts jetzt hinten, wenn es solche Produktionen überhaupt noch gibt, leicht verstaubt, unsortiert, offenbar nicht vielgefragt und -gelesen. Alte Ausgaben von »mamas pfirsiche«, der streitlustigsten unter den Frauenliteraturzeitschriften, die die Diskussion um feministische Lebensphilosophie mit der Unterstellung von faschistoiden Tendenzen anheizte. Die Autorin und Mit-Herausgeberin J. Monika Walther hatte auch als sensibilisierte, schreibende Frau nicht ihre eigene politische Geschichte als erledigt abgestreift: »manches ist gefährlich geworden zu schreiben; diese angst zu leugnen wäre unehrlich, es wäre auch unehrlich, nur über die allgemeine angst zu schreiben, wenn ich über vorgänge mit tödlichen folgen schreiben will. ich weiß auch, daß ich mich an sehr viel in der brd gewöhnt habe, und erst in anderen ländern fällt mir auf, wie sehr ich schon umschreiben kann und wie mißtrauisch ich mich bei gesprächen verhalte. es fällt mir schwer, einen genauen text über ulrike meinhof zu schreiben, das wird zeit und mut brauchen.« (mamas pfirsiche, Nr. 2/76).

Die Zeitschrift hat ihr Erscheinen eingestellt. J. Monika Walther hat zusammen mit der Malerin Anette Viktoria Uhlendig den »Tende«-Verlag gegründet, der »in dem schmalen Bereich zwischen der Betroffenheit von Autorinnen (und Autoren) und dem Einordnen in modische Schubladen Literatur verlegen will«. Im Katalog 80 heißt es: »Wir können nicht sagen, ob wir ein 'Frauenverlag' sind. Im Verlag arbeiten ausschließlich Frauen. Die Entscheidung, welches Buch verlegt wird, hängt

von der Qualität des Manuskriptes ab, von der Phantasie und Intensität, mit der Autorinnen, Autoren arbeiten. Und schließlich von Sympathie, von Liebe zum Programm, zu bestimmten Büchern. « Und bevor die Verlegerinnen ihr Vorwort mit freundlichen Grüßen beenden, weisen sie noch daraufhin, daß sie auch ein Frauenjahrbuch 81 herausgeben werden und daß »tende« neben vielen anderen Worten auf einem mehrfach gefalteten Notizzettel Hölderlins stehe.

Ziemlich unsinnig, über diese »Tende«Gründung sauer zu sein, nur weil ich immer noch zu sehr auf Gayle Yates stehe: »Die Quelle für eine neue soziale Ordnung liegt in den Frauen selbst. Gesellschaftliche Veränderung ist der Brennpunkt, die Strategie, der Konflikt ... «

Wie kommt eigentlich die »Frauenoffensive« mit den Gesetzen des Marktes zurande, frage ich mich und weiß längst, daß Rowohlts Frau Praesent diesen Verlag der Frauenbewegung schon ernstnehmen muß. Die Frauen der »Frauenoffensive« schnappten ihr z.B. den Bestseller von Anja Meulenbelt »Die Scham ist vorbei« vor der Nase weg. Verena Stefans »Häutungen« verhalf dem Verlag zur Selbständigkeit und das »Manifest der 4. Welt« (»... ein Gespenst geht in der Linken um - das Gespenst des Feminismus«) ist längst vergriffen, bereits von antiquarischem Wert. Das Programm besteht aus Büchern, »die Frauen bestärken, ohne ihnen vorzuschreiben, wie sie sich entwickeln sollen«, Handbücher und Ratgeber bieten »neue Ideen für die, die neue Wege suchen«. So danken deutsche Bewegungsfrauen dein Verlag, daß er sie mit den Kultbüchern der amerikanischen Frauenbewegung bekannt machte, wie »Getting Clear« oder »Frauentherapie«. Die Zivilisationsgeschichte aus weiblicher Sicht, die rebellische Mädchenerziehung, matriarchalische Märchen, Streitschriften, z.B. für die Neugestaltung der männlichen Wissenschaft sind ebenso Programmschwerpunkte wie die Erstveröffentlichung von frauenbewußten Erzählungen und Romanen und natürlich Virginia Woolf usf. Der Verlag der Frauenbewegung, der am ehesten für sich in Anspruch nehmen kann, die vielen Sprachen, die Frauen sprechen, zu dokumentieren und auf den Büchermarkt zu bringen. Ob das Lektoratsmodell, das von sich behauptet, daß nie auch nur ein Rest von Leibeigenschaft zwischen Verlegerinnen und Autorinnen bestand, und die kollektive Arbeitsweise den Marktgesetzen standhalten konnten, ist kaum anzunehmen. Die Konkurrenz wird größer, auch mit »Tende«. Aber da haben die beteiligten Frauen ja Übung. Schon zu »pfirsichs« Blütezeiten stellte sich das Verhältnis zu den Offensive-Frauen als ein ausgeprägtes Nichts-miteinander-zu-tun-haben-Wollen dar.

Nach einer langen Schweigezeit wird Verena Stefan im Herbst ihr zweites Frauenwort öffentlich (bei der »Frauenoffensive«) ergreifen. Sie ist ihren Ansprüchen am ehesten treu geblieben, versucht auf dem Lande das vom Patriarchat zerstörte Verhältnis Frau-Natur wieder neu zu entdecken und bricht noch immer die Sprache der Männer auf: »Mit Füssen Mit Flügeln - Gedichte und Zeichnungen«. Sie schreibt dazu:

»Ich bin weg gegangen - von der Stadt zum Land.

Ich bin zurück gegangen - von außen nach innen.

Ich bin zurück gekommen - von innen nach außen von früher nach jetzt.

...

Ich beobachte Naturerscheinungen. Ich arbeite im Garten.

Ich nehme die Zerstörungen wahr, die erkrankten Pflanzen und Tiere, ich sehe einzelne

Erscheinungen, Bruch Stücke und suche nach Zusammenhängen. Nach dem was zusammen hängt

Mit einer Frau reise ich zu den Über Resten alter weiblicher Kult Stätten im Mittelmeerraum.

Ich suche nach Zeugnissen, nach den ersten Zeichen und Sinn Bildern, nach dem was überdauert

hat aus Unserer Geschichte, aus der Stein Zeit. Aus der Zeit der großen Steine.«

Ein Gedichtband für Stefan-Fans, dem sicher nichts vorzuwerfen ist, unterstellt man der Autorin, daß sie nicht die Absicht hatte, die in der Stadt und außen zurückgelassenen Frauen zu verhöhnen.

Christa Reinig veröffentlicht zum ersten Mal ein Buch im Frauenverlag. Sie ist als gestandene Schriftstellerin nicht so sehr mit dem Problem belastet, sich vom Markenzeichen »schreibende Frau« trennen zu müssen. Die »Frauenoffensive« verlegt einen Gedichtband, der 1979 zuerst in der Eremiten-Presse erschien, »Müßiggang ist aller Liebe Anfang - Eine Liebesgeschichte zwischen zwei Frauen«. Der Grund, auf dem diese Liebe gediehen ist, ist die Frauenbewegung. Seitenhiebe gegen Frauenfeste und Sohnesmütter täuschen nicht darüber hinweg, daß ohne die feministische Revolution das Gelingen dieser Liebe nicht möglich wäre« (Verlagsanzeige). Christa Reinig hat bereits einen feministischen Roman geschrieben, »Entmannung«, der »so wild, so krude und fantastisch ist, daß er die kleinteiligen Elendsbeschreibungen über das Verhältnis von Männern und Frauen weit hinter sich läßt«, so Ursula Krechel. Er erschien noch bei der Eremiten-Presse, 1976, im Jahr, in dem Christa Reinig sich für Verena Stefans »Häutungen« öffentlich begeisterte und schrieb: »Bisher kannten wir immer nur das Verdautwerden der Geliebten durch den liebenden Mann. Manchmal blieb von ihr

etwas übrig, das ein Kind kriegte, das es / ihn / sich tötete, oder alle drei zugleich oder keinen von dreien, und alle blieben am Leben. Der Mann war der Schwängerer und der Geschwängerte. In seinem Bauch fanden wir uns alle vor. Nun, nachdem viele Häute heruntergerissen sind, steht die autonome Frau dem Großen Gatten gegenüber. Er schrumpft zusammen. Er wird so klein, daß er nicht mehr das Spiegelbild verstellen kann. Das Spiegelbild ist eine Frau, eine andere Frau. «

Ihre Kalenderliebesgeschichte hat 365 .Sprüche - und nicht einer ist kitschig oder mit jenem süßen Zuckergruß zugeklebt, der so vielen lyrischen Ergüssen über Frauenbeziehungen anhaftet. Die 365 Sprüche ergeben ein lebendiges, widersprüchliches, komisches, lustvolles, kämpferisches Bild über die Möglichkeit einer »unmöglichen« Beziehung.

Sonntag:
Volk der freien Frauen
lesbische Nation
keinem Mann untertan
außer König Alkohol

Mittwoch:
(in die Waschmaschine blicken)
Nie wieder
werden meine Socken und Hemden
genau dies Muster bilden
in Ewigkeit nicht.

Aber wie gesagt, Christa Reinig *arbeitet* als Schriftstellerin auch mit Gefühlen (und sie definiert sich nicht per Gefühl als Schriftstellerin). »Ach, nach dem Frühstück habe ich mich schon wieder mit 5 Gedichten selbsterfahren«. Diese »spontan-kreative« Einstellung zur Schreib-Arbeit ärgert nicht nur feministische Schriftstellerinnen wie Margot Schroeder, die, wie sie sagt, manchmal Monate braucht für eine Gedichtzeile. Christa Reinig ist zudem komisch, eine Eigenschaft, die die meisten deutschen Literaturproduktionen von Frauen vermissen lassen. Und nicht nur die deutschen.

Über der Norwegerin Gerd Brantenbergs Buch »Die Töchter Egalias« (Verlag Olle & Wolter), das »Emma« eine »bissige Satire auf das Patriarchat« nennt, »ein Buch zum herzlich Lachen - und das können wir ja dringend brauchen«, konnte ich mich jedenfalls nicht besonders amüsieren. Mit Irmtraut Morgners »Kaffee verkehrt« im Kopf schon gar nicht, die in ganzen 33 Zeilen (mit Überschrift) die Herrenwelt so komischbissig entlarvt. Gert Brantenberg gelingt es, sich damit über 234 Seiten auszubreiten, obwohl man spätestens nach 20 Seiten die Konstruktion durchschaut und dann genau weiß, was kommt - weil sie eisern durchhält. Und ist diese Entsprechung zum BH in einem kapitalistischen Matriarchat tatsächlich so aufregend? »Wenn auch sonst nicht viel nütze, zu einem sind die Männer immer gut: Schließlich tragen sie ja auch solch aufreizende PHs«

Komisch sein kann auch Anna Rheinsberg, die (noch!) in feministischen Zeitschriften wie »Schreiben« zu lesen ist. Eine der letzten Frauenliteraturzeitschriften übrigens, die sich noch um »schreibende Frauen« kümmert, unbelastet vom Ringen der Schriftstellerinnen nach Weltruhm und letzter Rückgriff, wenn frau etwas erfahren will über Treffen schreibender Frauen. Über die Fortschritte der körperbewußten Schreibweise, über Gedichte von Gisela Z. aus L. u.s.w Anna Rheinsberg über eine Punk-Kneipe in Berlin:

Königreich Sachsen - oder die Nacht der tiefen Tassen

... Der Kellnerin rutschen die Busen aus dem Trikot - Tigerstreifenbaby wartet auf Tarzan.

Die stöckelt daher, ich warte, sie möge jeden Moment alle Viere von sich geben. Wo es nun wieder in ist ganz Frau (und trotzdem frei) zu sein. Alles. Geliebte und Putze und Amme und Nutte in einem. Ich bin so wie ich bin sagt mir ihr Hintern, den verfolge ich vom Tisch aus mit den Augen ...

Gott, isses nich nett hier?

Ebenfalls 1976 prophezeite die »Alternative« forsch: »Die Formierung der Frauen nun auch in der BRD ist ein Faktum, mit dem politisch zu rechnen sein wird«, und Herausgeberin Johanna Wördemann traute den Frauen nicht nur viele Taten, sondern auch viele Sprachen zu: »Wenn Frauen ihre Kampf-gegen-den-Mann-Biographien geschrieben haben, wenn sie

sich fragen, womit es weitergehen soll, werden sich bei den Frauen, die begonnen haben, schreibend das Wort zu ergreifen, die Wege trennen: diejenigen, die weiterhin schreiben, werden zu Formen einer feministischen Schreibpraxis gelangen, die über die 'Unmittelbarkeit' des Autobiographischen hinausgehen; andere werden direkt, d.h. in der Öffentlichkeit das Wort ergreifen und gesellschaftspolitisch die Bewegung vorantreiben; wieder andere werden das theoretische Feld nicht länger den Männern überlassen ... «

Inzwischen erweisen sich viele Frauen den Männern in Staat und Land als konkurrenzfähig, und für einige von ihnen hat sich die autonome Frauenbewegung gelohnt. Gab es denn seit der Studentenbewegung ein günstigeres Sprungbrett für eine bürgerliche Karriere als diese Autonomie, die in erster Linie gegenüber linken Organisationen definiert wurde und verbunden war mit einer Ablehnung der Auseinandersetzung mit politischen Fragen, weil diese »aufgesetzt« erschienen. Ganz davon abgesehen, daß die Proleten sowieso schon wieder uninteressant waren, der Werkkreis der Literatur der Arbeitswelt etwas Muff angesetzt hatte, Vietnam längst vorbei, China auch schon entlarvt und alles andere viel zu gefährlich war ...

Ich fahre nachts noch immer starr vor Angst mit der letzten U-Bahn. Mein konkreter weiblicher Lebenszusammenhang ändert sich nicht, wenn ich weiß, daß die Zeit der weiblichen Ichlosigkeit hinter mir liegt. Derartige Illusionen über literarische Tatkraft sind mir schon bei der Diskussion um proletarisch-revolutionäre Literatur vergangen. Aber wenn eben dieser konkrete Lebenszusammenhang mit allen Kräften vermarktet wird, frei nach dem Motto: feministisch in Worten, chauvinistisch in Taten, bin ich unsolidarisch, Schwester.

Literatur-Konkret 1980, S. 90

Axel Eggebrecht

»Ein großer, schwieriger, abwegiger Geist«

Zum 95. Geburtstag des eigenwilligsten »Weltbühne«-Autors erschienen jetzt »81 Briefe von Kurt Hiller an einen Freund« (Verlag Martin Klaußner, 16 Mark). Aus diesem Anlaß Fragen an den »Weltbühnen«-Autor Eggebrecht über seinen Kollegen

Kurt Hiller, den müssen Sie gekannt haben. Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an ihn denken?

EGGEBRECHT: Ich habe Kurt Hiller vor 33 in persona nur flüchtig gekannt, aber gefiltert; indirekt natürlich ganz gut. Weil ich von meinem sechsundzwanzigsten Jahr an ein eingeschworener Gefolgsmann der »Weltbühne« war und natürlich damals schon wußte, daß Hiller einer der wichtigsten Mitarbeiter nach Tucholsky und Jacobsohn war. Ossietzky fing ja gerade erst an, dort seine Leitartikel zu schreiben. Abgesehen von diesen Dreien war Hiller wohl der wichtigste, weil der kontinuierlichste. Es gab da eine große Unterbrechung in der Zeit, wo der Rat geistiger Arbeiter 1918/19 die Revolution der Geistigen machen wollte. Damals hat der ratioaktive Hiller die Hoffnung gehabt, vom reinen Geist her Revolution machen zu können. Und ich erlaube mir heute, über ein halbes Jahrhundert später, zu sagen: Da war wohl mein großer Mentor Jacobsohn mit seiner merkwürdig reichen Erfahrung der Klügere, der immer wußte: der Geist kann antreiben, kann befeuern, kann Injektionsspritzen geben und dann auch betrachten, die Dinge festhalten. Aber selbst Politik machen? Wir wissen ja selbst, was dabei herauskommt. Hier liegt sicherlich ein interessanter, betrachtenswerter Grundirrtum von Hiller. Jacobsohn und Hiller haben sich damals in die Wolle gekriegt, Hiller war furchtbar wütend, er hat ja darüber sehr offen in seiner Autobiographie »Leben gegen die Zeit« geschrieben. Jahrelang waren die beiden völlig verfeindet. Dann hat Hiller aus bestimmtem Anlaß Jacobsohn doch einen Artikel geschickt, und der hat ihn schweigend veröffentlicht. Von dem Moment an war's wieder in Ordnung, Jacobsohn war sehr generös. Nach seinem frühen Tod kam das kurze Interregnum Tucholsky, der ja alles andere als ein Redakteur war, er war viel zu produktiv, um eine Zeitschrift leiten zu können. Hiller und Tucholsky verstanden sich. Wer die Erinnerungen von Hiller (»Köpfe und Tröpfe«) kennt, der weiß, daß er Tucholsky als Schriftsteller viel höher stellte als Ossietzky. Daran ist etwas, aber gleichzeitig charakterisiert es auch Hiller, denn natürlich hätte Ossietzky, der ja kein Feuilletonmensch gewesen ist, sondern ein großer politischer Publizist, Hiller mehr sagen müssen, aber ihm hat die bestechende Vielfalt und Buntheit von Tucholsky mehr gesagt als der trockene »preußische« Glanz Ossietzkyscher Leitartikel. Wie auch immer: Tucholsky machte die Redaktion nur bis zum Herbst 27, und dann wurde Ossietzky der Chef-Redakteur. Aber Ossietzky hat überhaupt nicht redigiert. Hiller hat das so formuliert: »Unter Ossietzky redigierte die »Weltbühne« sich von selbst.« Das war nur möglich, weil Jacobsohn ein so festgefügtes Fundament gebaut hatte, das noch 7 volle Jahre aushielt, bis 33. Hiller wurde respektiert von der ganzen »Weltbühne« als der große Eigenwillige. Der Eigenwillige auch in politischer Hinsicht. Es ist gar kein Zweifel, daß Hiller den Kontakt mit den sogenannten nationalbolschewistischen Kreisen gesucht hat, den Strasser-Leuten, Hielscher, Schauwecker. Unter diesen Rechtsnationalen, die sehr früh gegen Hitler waren, gab es natürlich Leute, die uns nicht unsympathisch waren.

Welche politische Grundposition hatte Hiller damals?

EGGEBRECHT: Soll ich's brutal sagen? Gar keine! Das ist sehr frech gesagt, aber mit 81 darf man auch mal eine jugendliche Formulierung gebrauchen. Es ist gar kein Zweifel, daß Hiller, wie übrigens auch Ossietzky, sich oft in Einzelheiten enorm geirrt hat. Wir alle haben z.B. im letzten Jahr, 1932, Hitler unterschätzt; und zwar aus einem sehr naheliegenden Grund: wir fanden ihn komisch. Aber das verhindert in Deutschland offenbar nicht, daß einer der blutigste Tyrann werden kann. Bei Hiller war das etwas anders: Hiller hat zu jenem Zeitpunkt etwas klarer gesehen, was kommen würde, als Ossietzky. Dann haben beide leiden müssen: Ossietzky bis zum Tod, Hiller ist im Columbia-Haus halbtot geschlagen worden. Er wurde auf einen Tisch gelegt, das hat er rücksichtslos beschrieben, vier Leute hielten ihn fest, einer prügelte ihn, dann sagte der: »Na, ist dir eener abjegangen?« Die wußten, daß Hiller homosexuell war und haben sich daran ergötzt. Eine furchtbare Sache. Es spricht übrigens für die Härte dieses überzüchtet-geistigen Menschen, dieses Überintellektuellen, daß er so etwas geistig verarbeitet und hemmungslos dargestellt hat, offensichtlich dadurch später damit fertig geworden ist. Er hat es verarbeitet, daß dieser schwierige, abwegige Geist enorm stabil gewesen ist. Übrigens sprechen dafür auch die Briefe. Die sind ja im Stil, in der Härte der Diktion, in der sehr merkwürdigen, eigenwilligen Sprache genau wie das, was er 40 Jahre früher geschrieben hat. Er ist bis zu seinem Tod unverwechselbar derselbe Mann geblieben. Man kann fast sagen, von einem bestimmten Punkt an hat er sich gar nicht mehr entwickelt, er war eben da - und hat auch immer wieder dieselben Ideen vertreten.

Welche Ideen?

EGGEBRECHT: Er glaubte, die Ratio könne in der Welt alles regieren, lenken, ordnen und man müßte ihr nur die Möglichkeit schaffen. Aber wie schafft man ihr die Möglichkeit? Den Weg kannte auch er natürlich nicht. Er war Moralist, ein ganzer Moralist. Wenn jemand sich irgendwann im Leben erkennbar schäbig, amoralisch verräterisch verhalten hatte, war er für ihn erledigt. Dafür lassen sich auch in diesen Briefen eine Fülle von Beispielen finden. Zweitens steckte eine starke ästhetische Komponente in seiner Ethik. Er liebte die Menschen, die das, was sie zu sagen hatten, außerdem noch auf eine ästhetische Art sagen konnten.

Zum Beweis möchte ich auf die seltsame Milde hinweisen, mit der dieser harte Kämpfer eine Figur wie Hans Blüher behandelt hat. Für solche Menschen hatte er Entschuldigungsgründe. Aber nichts kann mich davon abbringen zu sagen: Hiller war ein unerbittlicher, wichtiger, interessanter, prägender Geist, der allerdings, im Gegensatz etwa zu Tucholsky, kaum Spuren hinterlassen hat. Während Tucholsky in den 50er und 60er Jahren der Autor der Jugend wurde, war Hiller zu abseitig, streng, anspruchsvoll, auch so sich verzweigend - das macht natürlich einen Schriftsteller auch unwirksamer.

Aber jetzt, wo der von Hiller verehrte Karl Kraus wiederkommt, wo insgesamt eine Literatur, die weniger politisch auszumachen ist, wieder an Boden gewinnt, müßte doch auch Hiller wiederentdeckt werden?

EGGEBRECHT: Kraus ist, verglichen mit Hiller, apolitisch. Er ist politisch durch das Wort, nur durch das Wort. Hiller hingegen hat immer Politisch Partei genommen, wo er schrieb, war er politisch. Die Ebertiner sind seine Feinde, Ebert, der die Republik von Anfang an kaputt gemacht hat. Hiller ist natürlich verglichen mit Kraus in jeder Seite, die er schrieb, ein politisch wirken wollender Mensch. Kraus will von der Sprache her die Reinheit des menschlichen Wesens verbessern, wiederherstellen, die Verdreckung der Sprache, durch die Neue Freie Presse oder durch Harden oder durch Willy Haas oder Piscator, die will er bekämpfen. Er hier, unser Freund Hiller, will immer auf's Ganze der Politik gehen, und da gefällt ihm weder das moskowitsche Ideal einer Welterneuerung noch selbstverständlich das konservative. Im Grunde glaubt er an ein Ideal, an das die Leute der Enzyklopädie mal geglaubt haben, im 18. Jahrhundert: der Geist muß die Macht in der Welt ergreifen.

Bei der » Weltbühne« war Hiller sozusagen der Pazifist vom Dienst...

EGGEBRECHT: Das gehört zur reinen Idee. Ich glaube, der reine Rationalismus verbunden mit Idealismus bei Hiller führte eben dazu, daß er reinen Pazifismus an sich für eine politische Idee hielt. Was er nach meiner lebenslangen Überzeugung nicht ist. Leider nicht ist. Eine friedliche Welt kann nur hergestellt werden durch den Ausgleich zwischen vorhandenen Mächten, nicht aber, indem man sagt: Es hat keine Mächte zu geben, die haben nichts zu tun, wir wollen Frieden! Da ist die Grenze der Wirkungsmöglichkeit eines Mannes wie Hiller, die Grenze der Wirkung, die er gehabt hat. Ich glaube, daß die häufig sachlich trockenen Leitartikel von Ossietzky mehr an wirkungsvoller Analyse geleistet haben als das ganze pazifistische Wirken von Hiller. Denn jeder Mensch muß sich sagen, was eine blöde, banale Wahrheit ist, aber dennoch eine Wahrheit: Es hat immer Krieg gegeben, man muß also andere Wege finden, um von diesem grauenhaften Phänomen, das die Menschheit bedrückt, loszukommen. Nicht indem man die reine Lehre verkündet und sagt: Krieg darf nicht sein. Dies muß man sich ehrlich eingestehen, was den Mann nicht mindert, gar nicht, nur ihr habt mich gefragt: Was hältst du von dem Mann? Und das ist es eben. In Diskussionen mit den Grünen oder jungen Radikalen während der Studenten-Revolte hab ich immer einen Begriff gebraucht, der sie zunächst sehr verletzt hat, aber der die Wahrheit enthält, und vielleicht steckt davon auch etwas in der Auseinandersetzung, die man mit Hiller führen könnte. Ein enormes Bedürfnis nach »Vor-sich-selbst-bestehen-Können«, nennen wir das Ding ruhig mal: »Selbstbefriedigung«. Und das ist keine Politik, es tut mir schrecklich leid, da muß ich, der lebenslang immer als blödsinniger Idealist beschimpft worden ist, doch sagen: Ich glaube, das etwas realistischer zu sehen. Die Grünen sind gar kein schlechtes Beispiel. Ich habe denen oft gesagt: Kinder, ihr seid mir sympathisch, viel sympathischer als viele sozialistische Richtungen, nur seid ihr politisch das reine Gift, weil ihr vor allen Dingen mal vor euch selbst sauber dastehen wollt. Und leider ist damit nicht Politik zu machen. Etwas davon steckt auch bei Hiller, der lieber sich selber desavouiert, widerspricht, in die Fresse haut, als zuzugeben oder sich damit zu bescheiden, daß Politik immer ein Relativum ist und bleibt.

Literatur-Konkret 1980, S. 92

Hans Christoph Buch

Das Problem ist nicht nur Reich-Ranicki

Der □ Klagenfurter Eklat□ und die Gründe, die einen Schriftsteller daran hindern, öffentlich sein Abitur abzulegen

Im schönen ägäischen Frühling des Jahres .Z 1976, der sich zwischen den Inseln nordöstlich von Rhodos allerdings mit hartnäckigem Nordsturm und verrückten Temperatursprüngen bemerkbar machte, belegten Ernst Willner, Landesintendant vom Studio Kärnten des ORF, und ich eine schmale Kabine auf einer Yacht, die vierzehn Tage lang zwischen Rhodos und Samos und gelegentlich auch dicht unter der südtürkischen Küste hin und her schaukelte und manchen Intellektuellen, der sich mit an Bord befand, in Schwierigkeiten brachte. Gastgeber war Fritz Molden, Verleger aus Wien, der mir unter anderem das Vergnügen bereitete, das erste Buch von mir, das in seinem Verlag erschienen war und den vielversprechenden Titel »Ani Anfang war die Ägäis« hatte, während dieser Kreuzfahrt einer Reihe von Buchhändlern und Journalisten vorzustellen. Es war eine schöne Zeit, auch wenn das Wetter sich manchmal zu ungestümen Wirbelstürmen steigerte, die ein Auslaufen aus dem kleinen Hafen von Kos unmöglich machten, was wiederum einige Intellektuelle, die »Termine« wahrzunehmen hatten«, in leichte Hysterie trieb und den Gastgeber Molden, der pausenlos Flüge für seine Gäste umbuchen mußte, zu einer düsteren Kostenrechnung veranlaßte. Aber ich muß von dem erzählen, was aus dieser Kreuzfahrt dann tatsächlich entstanden ist! Ernst Willner und ich, einander ja nicht erst bekannt seit diesem beengten Nebeneinander in einer schmalen Kabine, überlegten in langen Gesprächen, was eigentlich zu tun wäre, damit eine literarische Veranstaltung im Stil und weniger im Sinne der legendären Gruppe 47 in Österreich entstehen könnte; schon in diesen ersten Phasen waren wir beide uns einig, daß eine solche Idee in Österreich - in Klagenfurt - nur dann einigermaßen erfolgreich verwirklicht werden kann, wenn es gelingt, das vielfach geschmähte und für meinen Geschmack doch beachtliche »Groß-Feuilleton« der wichtigsten deutschen oder eigentlich deutschsprachigen Zeitungen für diese Idee zu gewinnen. Wir überlegten uns in dieser schmalen Kabine und mitunter auch auf dem sonnigen und windüberströmten Oberdeck, daß es doch möglich sein müßte, alljährlich einmal zwanzig oder dreißig deutschsprachige Erzähler unveröffentlichte Texte lesen zu lassen, und zwar gewissermaßen im kleinen Kreis, wo das Gelesene dann von Kritikern und Literaturkollegen - und vielleicht sogar vom Publikum? - in aller Freundschaft beurteilt werden soll.

Diese Sätze stammen nicht etwas aus einer Satire auf den Literaturbetrieb - sie sind ernst gemeint. Sie stehen im Vorwort zu einem Buch, das mir im Mai dieses Jahres, zusammen mit einer Einladung nach Klagenfurt, zugeschickt wurde: Klagenfurter Texte 1979, herausgegeben von Humbert Fink, dem Verfasser des Vorworts, Marcel Reich-Ranicki und Ernst Willner. Da ich annahm, ich sei als Juror nach Klagenfurt eingeladen, wollte ich postwendend absagen; als ich dann auf Anfrage erfuhr, daß ich, zusammen mit 27 anderen Autoren, in Klagenfurt lesen sollte, mithin also nicht zu den Tätern, sondern zu den Opfern gehören würde, sagte ich zu. Drei Gründe hatten mich zu diesem leichtsinnigen Schritt bewogen: einmal die Neugierde darauf, ob sich der Literaturbetrieb, 13 Jahre nach der Selbstauflösung der Gruppe 47, noch immer so selbstgefällig-kokett gerieren würde wie einst; zum andern der Wunsch, einen mir wichtigen Text - den Anfang des Romans, an dem ich derzeit arbeite - in einem Werkstattgespräch zu testen, - dabei dachte ich weniger an die Dauerredner auf dem Podium, als an einige der im Publikum verstreuten Autoren, deren Urteil mir wichtig war. Und natürlich lockte mich, wie alle übrigen Autoren auch, die Chance, mit meinem Text das große Los zu ziehen und am Abend nach der Preisverleihung 100.000 Schilling in der Spielbank verjubeln zu können.

Es kam alles ganz anders. Ich hatte das Glück und das Pech, in der vom Los bestimmten Reihenfolge der Autoren als letzter dranzukommen und mußte, da das Wasser des Wörthersees zum Baden noch zu kalt war, vier Tage lang Lesungen mit anschließender Diskussion als Zuhörer über mich ergehen lassen. Ware ich früher drangekommen - ich hätte, ohne zu murren, meinen Text vorgelesen und wäre anschließend ins fünf Zugstunden entfernte Venedig abgedampft, um mich erst zur Preisverleihung wieder einzufinden. Was sich im Lauf dieser vier Tage in Klagenfurt abspielte, übertraf meine schlimmsten Befürchtungen. Damit meine ich nicht etwa die vorgelesenen Texte, unter denen kein einziger war, über den zu reden sich nicht gelohnt hätte, und viele, denen man gerne und mit Gewinn zuhörte. Ich meine auch nicht krasse Fehlurteile der Juroren, die, mit einer einzigen Ausnahme (der jungen Österreicherin Ursula Adam, die einen sehr diskutablen Text vorlas und dafür von den versammelten Kunstrichtern nach allen Regeln der Kunst fertiggemacht wurde, so daß sie am Schluß weinend das Podium verließ), kaum vorkamen, schließlich gehört es zu den notwendigen Spielregeln des Literaturbetriebs, literarische Qualität, mit den üblichen Ausschlägen nach oben und unten, einigermaßen zuverlässig einzuschätzen. Ich meine vielmehr diese Spielregeln selbst, die den Autor entmündigen und zum subalternen Textlieferanten erniedrigen, der mit seiner Arbeit einen kritischen Apparat bedient, welcher, aufgrund seiner Struktur, immer nur sich selbst reproduziert. Der Autor ist letzten Endes nur zur höheren Ehre des Kritikers da, von dessen Gnaden er lebt.

Ich ertappte mich dabei, wie ich mich darüber freute, wenn ein anderer Autor schlecht abschnitt, weil dadurch meine eigenen Chancen stiegen, oder wie ich nachts im Bett meinen eigenen Text memorierte und darüber nachdachte, was wohl

Walter Jens und Reich-Ranicki zu diesem oder jenem Satz sagen würden - und spätestens an diesem Punkt war für mich die Veranstaltung gelaufen. Ich kam mir vor wie ein Schüler im Abitur, der einen Notendurchschnitt von Einskommasoundsoviel erreichen muß, oder wie ein schwitzender junger Autor in den schlimmsten Zeiten der Gruppe 47, und ich hatte keine Lust mehr, nein, empfand physischen Ekel davor, dieses Spiel noch länger mitzuspielen, bei dem der Autor von vornherein im Abseits steht: Ob der Ball im Tor landet oder im Aus, ob der Autor belohnt oder bestraft wird - er ist immer auf der Verliererseite, so wie im Spielcasino immer nur die Bank gewinnt.

In Wahrheit geht es bei derartigen Veranstaltungen ja gar nicht um die vielbeschworene Literatur, von der ständig die Rede ist, sondern um die Anpassung und Abrichtung auf einen Literaturbetrieb, der hier im kleinen geprobt wird, und auf dessen Spielregeln die Autoren am allerwenigsten Einfluß nehmen. Sie haben, wie in Klagenfurt, gefälligst das Maul zu halten. Daß Literatur, jedenfalls die Literatur, auf die es ankommt, gerade auf der Durchbrechung von Spielregeln beruht, seien sie nun ästhetischer oder ideologischer Art, kommt den Veranstaltern solcher Spektakel genausowenig in den Sinn wie die Tatsache, daß die Arbeitsteilung zwischen Autor und Kritiker so noch nie funktioniert hat. Man braucht bloß an Lessing und Goethe, Brecht und Benjamin zu erinnern, denen wir unseren Begriff von Literaturkritik überhaupt erst verdanken - die Trennung zwischen den doofen Kreativen auf der einen, den Herren mit dem großen Durchblick auf der anderen Seite ist schon lange obsolet geworden. Und selbst der Preisträger eines solchen Wettbewerbs zahlt für den ihm zuerkannten Literaturpreis einen Preis, der zu hoch ist. Er begibt sich damit unter die Fittiche des Feuilletons, akzeptiert eine mäzenatische Protektion und Subvention, in deren Umarmung er auf lange Sicht nur ersticken kann. *Diese* Art von Karriere geht an die Substanz, ähnlich wie der Verlust des Schattens, der ja auch für Peter Schlemihl zunächst sehr angenehme Folgen hatte: jedenfalls hatte er immer die Taschen voller Geld.

Das etwa habe ich in Klagenfurt gesagt, ah ich als letzter von 28 Autoren an die Reihe kam - mit anderen, weniger gewählten Worten nur. Vorher las ich meinen mitgebrachten Text, dem Publikum und einigen Freunden zuliebe, die ihn hören wollten, und verzichtete auf die Beurteilung durch die Jury. Daß ich damit nur ausgesprochen hatte, was die meisten der anwesenden Autoren so oder ähnlich empfanden, zeigte sich noch am gleichen Nachmittag in einer von allen gemeinsam formulierten Erklärung, in der die Abschaffung des Geldpreises, Mitspracherecht von Autoren und Publikum und Kritik der Kritiker gefordert wurde. Der diesjährige Preisträger Sten Nadolny, tat ein übriges, indem er die ihm zuerkannten 100.000 Schilling zu gleichen Teilen den leer ausgegangenen Kollegen stiftete'. Eigentlich, so sollte man meinen, müßte das genügen, um klarzumachen, daß es sich bei dem hinterher von den Medien lautstark beklagten Klagenfurter Eklat keineswegs um einen Alleingang des Autors H.C. Buch handelte. Umso erstaunter war ich, als ich ein paar Tage später in den Feuilletons las, ich hätte lediglich durch einen spektakulären Auftritt auf mich aufmerksam machen und mir einen starken Abgang verschaffen wollen; außerdem hätte ich den Preisträger Sten Nadolny terroristisch unter Druck gesetzt und, gleichsam mit vorgehaltenem Revolver zur Herausgabe seines Geldes gezwungen (was, nebenbei; gesagt, eine Beleidigung für Sten Nadolny darstellt). In einem »Aspekte«Kommentar hieß es gar, ich hätte pauschal die Abschaffung der Literaturkritik empfohlen. Ich würde die Sache auf sich beruhen lassen, wenn nicht einige dieser Artikelschreiber vorher im privaten Gespräch mit mit ihr volles Verständnis für die Motive meines Protestes geäußert hätten (unter ihnen ein Rezensent, dessen Name so klingt, wie das, was diesen Sommer die Frösche machen) post festum las sich's dann ganz anders. Das Problem unserer Literaturkritik heißt eben nicht nur Reich-Ranicki (auch wenn der Mann manchmal ein Problem ist). Es gibt genügend kleine Reich-Ranickis, die nur darauf warten, seinen Part zu übernehmen.

In Klagenfurt, zum Bachmann-Preis, fand sich vor kurzem zu dreitägigen Lesungen eine - so die FR - »Gruppe 77«zusammen, die offenbar schon heute, im Entstehungsjahr, so gigantomanische Züge trägt wie die Gruppe 47 in ihrem Todesjahr, als die Kraft eines tapferen Schneiderleins genügte, den lebensmüden Dino umzutipsen.

Immerhin, die erwähnte Posse in Klagenfurt, die scheußliche Ehre, vor einer Jury ausgewählter Zombies zu Schaukämpfen in die Medienarena zusteigen, haben sich eine ganze Reihe von Autoren nicht bieten lassen, und es waren nicht die schlechtesten.

Hermann Peter Piwitt in KONKRET 8/77

Literatur-Konkret 1980, S. 96

KONKRET-Literaturtips

AFRIKA

Brigitta Benzig / Kahsai Wolde-Giorgis: Das neue Äthiopien, Vom Kaiserreich zur Revolution, Darstellung und Dokumente, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Erste Darstellung und Analyse der Revolution in Äthiopien.

Carl Einstein (Hrsg.): Afrikanische Märchen und Legenden, Medusa Verlag, DM 19,80

1925 zuerst erschienene Nachdichtung Carl Einsteins, der als Kunsttheoretiker die afrikanische Kunst hoffähig gemacht hat (und dem Kubismus dabei zu einer Theorie verhalf).

Rainer Falk / Peter Wahl (Hrsg.): Befreiungsbewegungen in Afrika. Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Eine Darstellung der politischen Programme, Grundsätze und Ziele der afrikanischen Befreiungsbewegungen seit 1945 mit einer umfassenden Quellensammlung.

Hubert Fichte: Petersilie. Die afroamerikanischen Religionen, Textband, DM 36,; Leonore Mau: Petersilie. Die afroamerikanischen Religionen, Bildband, DM 230,-, beide S. Fischer

Fortführung des mit »Xango« begonnenen ethnologischen Gemeinschaftsunternehmens.

Michel Leiris: Phantom Afrika. Tagebuch einer Expedition von Dakar nach Djibouti 1931-1933. Erster Teil. Syndikat, DM 34,-

Das unkonventionelle Tagebuch, das der französische Schriftsteller und Ethnologe während einer Afrika-Expedition Anfang der 30er Jahre führte, erscheint zum erstenmal auf deutsch.

Helmut Orbon: Die Lage der Schwarzen in Südafrika und ihr politischer Widerstand im 20. Jahrhundert, Oberbaum Verlag, DM 29,50 (Subskription, bzw. 38,-)

Orbon ist Politologe an der FU Berlin, seit 1971 aktiver Mitarbeiter in der Afrika-Solidaritätsbeegung. Seine Dissertation könnte ein Standardwerk über Südafrika werden.

Jean Ziegler: Afrika - Die neue Kolonisation, Luchterhand, DM 32,-

Dem Schweizer Soziologen und Politiker (»Eine Schweiz - über jeden Verdacht erhaben(o geht es vor allem um die Strategie der >A. Welt« in den afrikanischen Ländern der »3.«, die auch nach der Phase der formellen Befreiung noch »das letzte Jagdgebiet der Welt sind, in dem sich Treiber und Wilderer ungestraft ihre Beute streitig machen dürfen«.

BELLETRISTIK

Kurt Bartsch: Wadzek. Roman, Rowohlt dnb 141, DM 10,-, 90 Seiten

Bartschs Stärke ist die literarische Parode. Seinen ersten, 90 Seiten umfangreichen Roman hat er auf feste literarische Säulen gesetzt: Büchner und Döblin. Das Rita-Motiv kennen wir schon aus einer Ballade von Biermann. Doch kommt mit Bartschs Paul Wadzek, der eben aus dem Gefängnis Rummeisburg entlassen ist, DDR-Wirklichkeit resp. die Berlins schön dicht rüber. Demnächst übrigens auch dieser Autor.

Bernt Engelmann: Die Laufmasche. Tatsachenroman. AutorenEdition, DM 29,80, 256 Seiten

Ein Bericht aus Bayern, oder was eine »Ratte« alles bei dem Ladendiebstahl einer Jugoslawin aufwühlen kann.

Maria Erlenberger: Ich will schuld sein. Gedichte, Rowohlt dnb 134, DM 10,-, 144 Seiten

Dieser Masochismus nimmt kein Ende: Nach ihrem »Hunger nach Wahnsinn« und dem »Erlernen der Totgeburt« nun »Schuld«-Gedichte der österreichischen pseudonymen Autorin, die in der Psychiatrischen Anstalt zu schreiben anfing. Zweizeiler: »Jemandes Schwächen / sind auch seine Stärken.« Vgl. Piwitt über die schreibende Mehrheit.

Sarah Kirsch: La Pagerie. DVA, DM 12,80, 64 Seiten

59 viertel- bis halbbedruckte Seiten plus eine ganz bedruckte über einen Südfrankreich-Aufenthalt der ehemaligen DDR-Lyrikerin und ihres Freundes. »Lyrische Prosa, die so auch, wenn nicht besser, in Merianheften oder in Reisejournalen wie dem Zugbegleiter 'Schöne Welt' sich findet«: Leider hat er damit recht, der Piwitt. Es findet sich aber auch, da Marcel Reich -Ranicki sie einmal zu »der Droste jüngeren Schwester« ernannt hat, der Verlag, der das gleich an die Spitze seines Programmes stellt (vor Ina Seidel, Unveröffentlichte Texte, und dem jüngsten Roman von BRD-Botschafter Erwin Wickert) und sich dies Aushängeschild eine beträchtliche Monats-»Rente« kosten läßt.

Aaras Ören: Mitten in der Odyssee. Gedichte, Claassen, DM 16,80

Letzter Teil der autobiographischen Trilogie des türkischen, in Westberlin lebenden Lyrikers, nach »Privatexil« (Rotbuch) und »Deutschland, ein türkisches Märchen« (Claassen).

Einar Schleef: Gertrud. Roman, Suhrkamp, DM ca. 32,-

Erste Buchveröffentlichung des ehemaligen Ostberliner Bühnenbildners und Regisseurs (beim Berliner Ensemble), der die DDR 1976 verließ. Eine deutsche Familientragödie, die eigene, wird erzählt. Heiner Müller-Schule.

Klaus Roehler (Hrsg.): Geschichten aus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 19491979, Sammlung Luchterhand 300, DM 14,80

Die alltäglichen Verhältnisse in der Bundesrepublik und ihre Veränderungen im Lauf von 30 Jähren in Erzählungen von Andersch bis Ziem.

Marianne Herzog: Nicht den Hunger verlieren. Rotbuch, DM ca. 12,-, ca. 176 Seiten

Authentischer Bericht über die Isolation während zweijähriger Untersuchungshaft mit der Anklage, »Mitglied einer kriminellen Vereinigung« zu sein.

Karin Reschke: Memoiren eines Kindes. Rotbuch, DM 10,-

Nicht ohne weiteres erklärlich, warum der Rotbuch Verlag diese mit reichlich Slang im munteren Kinderton erzählten »Memoiren« einer dünnbeinigen Marie, Kindheitserinnerungen der 1940 geborenen Autorin an die heute wieder interessant werdende Nachkriegszeit, nun gleich an die Spitze seines Herbstprogramms stellt.

Marianne Herzog: Nicht den Hunger verlieren. Rotbuch, DM ca. 12,-, ca. 176 Seiten

Authentischer Bericht über die Isolation während zweijähriger Untersuchungshaft mit der Anklage, »Mitglied einer kriminellen Vereinigung« zu sein.

Karin Reschke: Memoiren eines Kindes. Rotbuch, DM 10,-

Nicht ohne weiteres erklärlich, warum der Rotbuch Verlag diese mit reichlich Slang im munteren Kinderton erzählten »Memoiren« einer dünnbeinigen Marie, Kindheitserinnerungen der 1940 geborenen Autorin an die heute wieder interessant werdende Nachkriegszeit, nun gleich an die Spitze seines Herbstprogramms stellt.

Leonardo Sciascia: Sizilianische Verwandschaft. Steinhausen, DM 29,80

»Der Tod Stalins« und andere Erzählungen des sehr lesenswerten, dafür viel zu wenig bekannten Sizilianers, dessen Mafia-Romane demnächst bei Steinhausen neuaufgelegt werden sollen. Er schrieb u.a. eine Untersuchung über »Die Affäre Moro«.

Anna Seghers: Der Weg durch den Februar. Roman, Sammlung Luchterhand 318, DM **14,80**

In der Bundesrepublik zum erstenmal publiziertes Exilwerk über den Februar-Aufstand der österreichischen Arbeiter gegen das faschistische Dollfuß-Regime 1934.

Stefan Schütz: Laokoon - Kohlhaas / Gloster Laokoon. Rotbuch, DM 10,-

Dritte Stücke-Band des von Heiner Müller geförderten DDR-Nachwuchsdramatikers bei Rotbuch. In der DDR erschien bisher nur einer.

Wassili Schukschin: Rebell gegen den Zaren. DVA, DM 34,-, 473 Seiten

Was die Deutsche Verlagsanstalt unter diesem Titel und dem drünstigen Untertitel »Ein Kosakenroman« mit entsprechender Aufmachung auf den Markt bringt, ist das sehr lesenswerte Prosawerk des legendären, 1974 gestorbenen sowjetischen Autors und Filmregisseurs Wassili Schukschin (»Kalina Krasnaja«) über den legendären russischen Kosakenführer Stephan Rasin. Der Originaltitel »Ich kam, euch die Freiheit zu bringen« muß der Anstalt zu aufrührerisch erschienen sein.

Klaus Stiller: Weihnachen. Roman, Hanser, DM 29,80, 304 Seiten

Noch einmal Aufarbeitung einer Kindheit zwischen Kriegsende und Währungsreform, vom Autor des nicht vergessenen »H.«-Protokolls. Der Klappentext spricht vom weißen Fleck in der Geschichte der BRD. Ob er auf diese Weise kleiner wird?

BIBLIOGRAPHIEN, BRIEFE

Alexander Mitscherlich: Anmerkungen zu meiner Zeit. Suhrkamp, DM ca. 34,-

Lebens- und Werkgeschichte Mitscherlich, die laut Verlagsanzeige »gipfelt in der Analyse von Großproblemen unserer Gegenwart«. Das gibt hoffentlich keinen Höhenrausch.

Pier Paolo Pasolini: Briefe eines Abtrünnigen. Edition Freitag, DM 16,80

Von Pasolini noch vor seiner Ermordung zusammengestellte Auswahl von Briefen an einen fiktiven Adressaten, einen Jungen, sowie Briefen an die Öffentlichkeit, Aufsätzen und Zeitungsartikeln.

Hans Rosenthal. Zwei Leben in Deutschland. Lübbe Verlag, DM 32,-, 343 Seiten

ESSAYS

Reinhard Lettau: Zerstreutes Hinausschaun. Vom Schreiben über Vorgänge in direkter Nähe oder in der Entfernung von Schreibtischen. Hanser, DM 24,-, 236 Seiten

Lange überfälliger Band mit gesammelten Arbeiten Lettaus, literarischen und politischen Aufsätzen, Reden und Kritiken aus Deutschland und Amerika zwischen 1962 und 1979: Der ganz seltene Fall, wo der Begriff Essay noch Bedeutung hat. Lettaus Stammverlag Hanser würdigte die Singularität des Bandes mit einer Auflage von ganzen zweitausend Stück. Die Leser sollten ihn eines besseren belehren.

Pablo Neruda: Um geboren zu werden. Luchterhand, DM 36,

Die gesamten Prosatexte Nerudas (mit Ausnahme seiner Autobiographie »Ich bekenne, ich habe gelebt«), darunter viele unveröffentlichte aus dem Nachlaß: Reisenotizen, literarische Porträts, politische und literarische Reden.

Wolfgang Pohrt: Ausverkauf. Von der Endlösung zur ihrer Alternative, Pamphlete und Essays, **Rotbuch, DM 9,-**

»Außerordentlich«, befand Wolfram Schütte in der ER. Einen Eindruck von Pohrts radikaler Kritik an der deutschen Intelligenz, insbesondere der linken, gibt sein Aufsatz über das »Kursbuch« in diesem Heft.

FRAUEN

Colette: Meine Lehrjahre. rororo neue frau, DM 4,80 13 Jahre lang veröffentlichte der erste Ehemann der Colette ihre Romane unter seinem Namen und avancierte damit zu einem der erfolgreichsten Literaten der Zeit. Der autobiographische Bericht der französischen Autorin erscheint zum erstenmal auf deutsch.

Alice Guy: Autobiographie einer Flimpionierin 1873-1968. Tende, DM 24,80

Kaum jemand kennt ihren Namen. Alice Guy war die erste Frau, die Filme machte, eine der ersten Filmer überhaupt in der Pionierzeit, nach der Entdeckung des Films durch Lumiere. Viele ihrer Filme, die sie erst in Frankreich, dann in Amerika drehte, wurden von Filmhistorikern lange Zeit männlichen Kollegen zugeschrieben.

Mika Etehebehere: La guerra mia. Eine Frau kämpft für Spanien. Erinnerungen. Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer, Verlag Neue Kritik, DM 26,-

Die Französin Mika Etchebehere beschreibt die Zeit ihres Kampfes im Spanischen Bürgerkrieg, in dem sie vorübergehend Kommandeur der trotzkistischen POUM-Miliz war.

Anja Meulenbelt: Feminismus und Sozialismus. Konkret Literatur Verlag, DM 9,80

Rossana Rossanda: Eimischung. Gespräch mit Frauen über ihr Verhältnis zur Politik .... EVA, DM 19,80

Auseinandersetzung der bekannten italienischen Kommunistin mit dem Feminismus, der sie zuerst abstößt und schließlich doch gefangennimmt, doch die »schwärende« Beziehung zwischen Politik und Feminismus bleibt ihr suspekt. Emanzipation ist Politik, oder sie ist nichts.

Gisela von Wysocki: Die Fröste der Freiheit. Syndikat, DM 16,-, 136 Seiten

»Versuche einer Phänomenologie des Weiblichen« sind angesagt. Der Untertitel »Aufbruchsphantasien« flößt eine gewisse Skepsis ein.

HANDBÜCHER

Aydin Akin / Günter Thielmeier: Warum zuviel Steuern zahlen? Lohnsteuerhandbuch für deutsche und ausländische Arbeitnehmer. Olle & Wolter, DM 6,80

Bemerkenswert in einem linken Verlag. Die Erstauflage von 8.000 Stück zum Preis von DM 16,80 ist bereits vergriffen, worauf die zweite jetzt für 6,80 Mark kalkuliert worden ist.

LITERATUR

Kurt Batt: Schriftsteller, Poetisches und wirkliches Blau. Aufsätze zur Literatur, Hoffmann und Campe, DM 32,-, 328 Seiten

Wer Batts Buch »Revolte intern - Betrachtungen zur Literatur in der BRD« kennt (Reclam Leipzig 1974, Beck München 1975), weiß, daß man von dem 1975 an Herzinfarkt gestorbenen DDR-Literaturwissenschaftler und Lektor (bei Hinstorff, Rostock) alles über Literatur lesen sollte.

Fritz J. Raddatz: Eros und Tod. Literarische Porträts, Knaus, DM 36,-

Auf »Revolte und Melancholie jetzt »Eros und Tod«: mächtiges intellektuelles styling für die nach dem Muster Reich-Ranickis gesammelten Aufsätze und Artikel des »Zeit«-Feuilletonisten. Was sich alles unter »Eros und Tod« unterbringen

läßt: Aragon, Baldwin, Céline, Hubert Fichte, Genet, Witold Gombrowicz, Pound, Joseph Roth und - Christa Wolf.

MUSIK

Floh de Cologne (Hrsg.): Rock gegen Rechts. Weltkreis Verlag, DM 12,80

Beiträge zu einer Bewegung, von den Essener Songtagen '68 bis zu Rock gegen Strauß, München 1980.

Ronald Sanders: Kurt Weill. Kindler, DM 48,-, ca. 416 Seiten

Erste umfassende Biographie des Komponisten, von den Berliner Theaterjahren mit Brecht bis in die kaum bekannte Zeit seines Exils, in der Weill als Musical-Komponist an der Erneuerung des Broadway-Theaters arbeitete.

Karl Siebig: Ich geh mit dem Jahrhundert mit. Ernst Busch. Eine Dokumentation. Rowohlt dnb 149, DM 16,-

Die Dokumentation basiert auf umfangreichem Tonbandmaterial mit Erinnerungen Buschs und verschiedener Zeitgenossen, die der Filmer Karl Siebig (»Unversöhnliche Erinnerungen«) bei der Arbeit für ein Busch-Porträt im Fernsehen gesammelt hat.

Walter Mossmann: Flugblattlieder, Streitschriften. Rotbuch, DM ca. 12,-, ca. 200 Seiten

Die erste Sammlung von Mossmanns Liedern. Mit Noten.

POLITIK

Ulrich Albrecht: Die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik Deutschland. Analyse und Dokumentation, Pahl-Rugenstein, DM 14,80

Elmar Altvater / Jürgen Hoffmann / Willy Semmler: Vom Wirtschaftswunder zur Wirtschaftskrise. Ökonomie und Politik in der Bundesrepublik, 2 Bde. Aktualisierte Taschenbuchausgabe, Olle & Wolter (edition Vielfalt), je DM 9,80

Rudolf Bahro: Elemente einer neuen Politik. Zum Verhältnis von Ökologie und Sozialismus, Olle & Woller (edition Vielfalt), DM 9,-

Henryk M. Broder: Danke schön. Bis hierher und nicht weiter. Mit Beiträgen von Detlef Hartmann, Ulrich Klug, Uwe Maeffert, Ulrich Vultejus, Konkret Literatur Verlag, 252 S., DM 12,-

Renate Chotjewitz-Häfner / Peter Chotjewitz: Die mit Tränen säen. Ein israelisches Reisejournal. AutorenEdition, DM 24,80

Der rührselige Titel sollte nicht abschrecken: Die beiden Chotjewitze haben in Israel detektivische Heimatkunde betrieben, auf der Suche nach Überlebenden aus dem osthessischen Dorf Rhina, dessen Bevölkerung vor 33 zur Mehrheit aus Juden bestand.

Klaus Dörner, Christiane Haerlin, Veronika Rau, Renate Schernaus, Arnd Schwendy (Herausgeber): Der Krieg gegen die psychisch Kranken. Psychiatrie-Verlag (Rehburg-Loccum), DM 15,-

Am 1. September 1939 begann nicht nur der Vernichtungskrieg nach außen, sondern - mit Hitlers »Gnadentod«-Erlaß - auch der Vernichtungskrieg nach innen: gegen die psychisch, geistig und körperlich Behinderten. Und zwar unter aktiver Beteiligung, Billigung oder schweigender Duldung der Mehrheit der deutschen Psychiater. Seit 35 Jahren ist dieses Thema stärker tabuisiert als alle anderen Massenmorde in der Nazi-Zeit.

Rudi Dutschke: Mein langer Marsch. Reden, Schriften und Tagebücher aus zwanzig Jahren, hrsg. v. **Gretchen Dutschke-Klotz, Helmut Gollwitzer und Jürgen Miermeister, rororo aktuell, DM 8,80**

Rudi Dutschke: Geschichte ist machbar. Texte über das herrschende Falsche und die Radikalität des Friedens, hrsg. v. **Jürgen Miermeister, Wagenbach, DM 9,80**

Rowohlt war schneller und hatte Gretchen Dutschke für sich, Wagenbach pochte auf eine alte Verabredung mit Rudi: Nun gibt es gleich zwei Publikationen mit Aufsätzen, Reden und Tagebuchnotizen aus zwanzig Jahren. Rudis alter Freund Miermeister wirkte bei beiden mit, die Überschneidungen waren in Grenzen zu halten. Rowohlt bringt Auszüge in biographischem und politischem Zusammenhang, Wagenbach zusammenhängende Texte nach einem Plan Rudis. Der ach so politische Verleger hätte auf den Dutschke-Band auch schwerlich verzichten können im neuen Programm, das sonst aller politischen Titel entleert ist.

Brigitte Emig: Die Veredelung des Arbeiters. Sozialdemokratie und Kulturbewegung, Campus Verlag, DM 38,-

Bewußtsein und Verhalten der Sozialdemokraten im Kaiserreich (und danach): Fortsetzung der bürgerlichen Welt und den gleichen Mitteln.

Bernd Greiner / Kurt Steinhaus (Hrsg.): Auf dem Weg zum 3. Weltkrieg? Amerikanische Kriegspläne gegen die UdSSR, Pahl-Rugenstein, DM 12,80

Hitler: Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, hrsg. v. **Eberhard Jäckel, DVA, DM 196,-**

»Tag für Tag läßt sich nun verfolgen, was der spätere Diktator sprach, schrieb und dachte«. (Verlagsankündigung) Ergebnis, wir ahnten es schon: »Was dieser gewalttätige Mann nach 1933 über Deutschland und die Welt bringen sollte, war alles angelegt und vorgezeichnet in seinen ersten 35 Jahren.«

Heiner Lichtenstein: Warum Auschwitz nicht bombardiert wurde. Eine Dokumentation. Mit einem Vorwort v. Eugen Kogon, Bund Verlag, DM 20,-

WDR-Redakteur Lichtenstein (»Majdanek - Reportage eines Prozesses«) ist der jüngst in den USA aufgrund jetzt neu zugänglicher Dokumente aufgekommenen Frage nachgegangen, ob Tausende, wenn nicht Zehntausende von Juden vor dem Tod in den Gaskammern Auschwitz hätten gerettet werden können, hätten sich die Alliierten rechtzeitig zur gezielten Bombardierung entschließen können. Der amerikanische Historiker David Wyman: »Die amerikanische Gesellschaft als solche, Roosevelt als Präsident, der Kongreß - es herrschte weitgehend Gleichgültigkeit. Und das nicht nur in Hinsicht auf die Bombardierung von Auschwitz, sondern überhaupt hinsichtlich der Lage der Juden.«

William G. Niederland: Folgen der Verfolgung. Das Überlebenden-Syndrom, Suhrkamp Verlag, DM 12,-

Eine Auswahl der Gutachten, die der amerikanische Nervenarzt William G. Niederland für sogenannte Wiedergutmachungsverfahren geschrieben hat. Gegen die haarsträubenden Verlautbarungen seiner Vorgutachter aus der sogenannten klassischen deutschen Psychiatrie beschreibt er die schweren seelischen Krankheiten jüdischer Patienten als Folge von jahrelanger Entbehrung, Mißhandlung und Todesangst in den deutschen Konzentrationslagern, im Getto, in Verstecklöchern. Deutsche Karrieren.

Anton Peisi / Armins Mohler (Hrsg.): Die deutsche Neurose, Ullstein, DM 34,-

Betrachtenswerter Sammelband der deutschen Rechten von Gross über Hofstätter bis Thielicke. Aus dem Verlagstext: »Das Selbstverständnis der Deutschen ist gefährdet, weil sie nicht in der Lage sind, sich mit ihrer Geschichte zu identifizieren ... « Aber: »Handlungsfähig ist ein Volk erst, wenn es in der Lage ist, seine Geschichte zu erzählen und sich mit ihr und durch sie zu identifizieren. « Die Frage, die hier offen bleibt: handlungsfähig wofür?

Michael Opperskalski: Iran gestern und heute. Weltkreisverlag, DM 9,80

Das Buch hat eine Einleitung von Phil Agee, dem früheren CIA-Spezialisten für Iran-Infiltration, der jetzt in Hamburg lebt.

Dieter Peukert: Die Edelweißpiraten. Protestbewegungen jugendlicher Arbeiter im »Dritten Reich«, Bund Verlag

Dem Wiedergutmachungsamt gelten sie heute noch als schlichte Kriminelle, und die Öffentlichkeit erfuhr bis zu dem kürzlich vom Fernsehen ausgestrahlten Bericht von Dietrich Schubert kaum etwas über die »Edelweißpiraten«, Banden proletarischer Jugendlicher, die gegen Kriegsende in Köln subversiven Widerstand leisteten. Am 10. November 1944

wurden 13 von ihnen in Köln-Ehrenfeld gehenkt.

Detlev Peukert: Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933-1945, Peter Hammer Verlag, DM 39,-

Peukert, der 1976 schon den Band »Ruhrarbeiter gegen den Faschismus« veröffentlichte, ist Historiker an der Universität Essen.

Dieter Senghaas: Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik der organisierten Friedlosigkeit. Überarbeitete u. ergänzte Ausgabe, EVA, DM 28,-

Who's who? Die Braunzone zwischen CDU/CSU und Nazis, Buntbuch, DM 18,-

SOZIOLOGIE

Jürgen Kuczynski: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. Band 1: 1600-1650, Pahl-Rugenstein, DM 29,80

Herausragender Titel aus der anhaltenden Flut soziologischer Publikationen. Die Bände 2-5 sollen in Halbjahres- oder Jahresabständen folgen und führen die Geschichte des Alltags bis in die Gegenwart fort.

Johannes Friedrich Geist / Klaus Kürvers: Das Berliner Mietshaus 1740-1862, Prestel, DM 49,50

Über die Proletarisierung des Berliner Nordens und der Stadt im Übergang von der Residenz zur Metropole am Beispiel der v. Wülcknitzschen Familienhäuser, in denen über 2000 Personen in Einstubenwohnungen der »niedersten Volksklasse« lebten. Die Berliner Architektur-Autoren planen zwei weitere Bände über den Zeitraum von 1863-1930 und 1931-1957.